

RUNDBRIEF zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente

V. Folge 1952/53

Freiburg, August 1952

Nummer 17/18

Aus dem Inhalt:

1. Die Wiedergutmachung an die Juden als moralische Pflicht von D. Rupert Angermair, Professor für Moraltheologie an der kath.-theol. Hochschule Freising	Seite	3
2. Wir haben es nicht gewußt! Wir haben es nicht gewollt! Wir konnten nichts dagegen machen! Aus „Und führen, wohin du nicht willst“ von Prof. Helmut Gollwitzer, Bonn	Seite	6
3. *Kain heute von Siegfried Einstein	Seite	6
4. Das Judentum in den Augen junger Christen	Seite	7
a) Ergebnisse einer Umfrage von Dr. R. Richter, Berlin	Seite	7
b) Briefwechsel mit einem jungen Christen	Seite	9
5. Die Juden im christlichen Religionsunterricht	Seite	12
a) Geleitbrief des Erzbischofs von Aix an P. Démann N. D. S.	Seite	12
b) Die Juden in der christlichen Katechese von P. Démann	Seite	12
c) Ergänzende Gesichtspunkte zur Démann'schen Schrift Ein Briefwechsel	Seite	16
6. Luther und die Juden von Prof. Dr. E. Wolf, Göttingen	Seite	18
7. Paulinismus und Judentum: Ein Literaturbericht von Karl Thieme 1. Pauli Durchbruch zum Quellpunkt seiner Lehre, 2. Pauli Dialektik des Gesetzes	Seite	20
8. Offene Wunden in Israel	Seite	26
a) *Moria, das Problem des Tempelberges von Schalom Ben-Chorin	Seite	26
b) Der Trauertag in Jerusalem von Gabriel Cohn	Seite	27
9. Echo und Aussprache	Seite	28
a) Zur Friedensbitte und Ölbaumspende an Israel	Seite	28
b) Die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz an Bundeskanzler Adenauer	Seite	30
c) Ein Staatsbürger-Erzieher schreibt an sein Kultusministerium	Seite	31
d) Was erwarten die Juden weiter von Deutschland? Von H. van Praag und K. Thieme	Seite	32
e) Vorhülle oder Heiligtum? Ein Briefwechsel über „Die Judenfrage vom Neuen Testament aus gesehen“ von Prof. Dr. M. Meinertz, Münster	Seite	34
10. Rundschau (u. a. Gedenken an Kardinal Faulhaber in Israel)	Seite	36
11. Kleine Nachrichten (u. a. „Jud Süß“ in Libanon verboten)	Seite	40
12. Literaturhinweise (u. a. Heinrich Heine - Karl Wolfskehl - Else Lasker-Schüler)	Seite	41
13. Aus unserer Arbeit	Seite	44

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit * gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche Zeilenhonorar gebeten
Als Manuskript gedruckt

1. Die Wiedergutmachung an die Juden als moralische Pflicht

Von Dr. theol. Rupert Angermair, Professor für Moraltheologie an der kath.-theol. Hochschule Freising

Die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ vom 25. Juli 1952 berichtet: „Vertragsabschluß in Sicht: Die meisten substantiellen Punkte im Zuge der Verhandlungen in den deutsch-israelischen Unterausschüssen sind zur beiderseitigen Zufriedenheit geregelt worden... Die Arbeit schreitet in einer guten Atmosphäre fort...“

Wenn nun die „Zufriedenheit“ beider Verhandlungspartner über die „rechtliche“ Festsetzung der materiellen Summe zunehmend auch zum „Frieden“ der Gemüter führen soll, so kommt es darauf an, daß das deutsche Volk in seiner Ganzheit um die versprochenen Leistungen weiß und sie aus innerer Gesinnung gutheißt. Darüber hinaus bleibt dann immer noch die Aufgabe einer moralischen Wiedergutmachung mit selbständigen Pflichten. Diesen beiden Anliegen wollen die folgenden Zeilen dienen.

I. Pflicht und Inhalt der deutschen Wiedergutmachung an die Juden

Die moraltheologisch zu fordernde Absicht des Wiedererstattenden muß sein, sämtliche betrogene und bestohlene oder wenigstens faktisch geschädigte Mitmenschen nach Möglichkeit in die Besitzlage zu versetzen, deren sie sich erfreuten, wenn sie einstens nicht geschädigt worden wären. Dazu sind ihnen nicht nur die entwendeten Güter in ihrer Substanz, sondern auch deren seitherige Früchte zu ersetzen bzw. die Früchte, die die Geschädigten daraus sicher gezogen hätten, die ihnen also seit der Entwendung neben der Substanz ebenfalls entgingen. Wenn man bedenkt, daß die durch den Nationalsozialismus geschädigten Juden fünfzehn und mehr Jahre hindurch ohne Entschädigung blieben, so ersieht man, welch hohe Verpflichtungen Deutschland den Juden gegenüber von vornherein anzuerkennen hat.

Werte, die durch allgemeine Katastrophen auch dem Besitzer zugrunde gegangen wären, brauchen nicht ersetzt zu werden. Wenn man aber bedenkt, daß die Kriegskatastrophe ohne Schuld der Juden heraufbeschworen wurde, so dürfte man bei der Restitution an sie nicht einmal das abziehen, was ihnen, falls sie noch in Deutschland gelebt hätten, durch Kriegseinwirkung und Währungsreform verloren gegangen wäre.

II. Die konkreten finanziellen Forderungen der Juden

Bei den Ansprüchen der Juden an Deutschland handelt es sich um drei Gruppen:

1. Zunächst leuchtet die Pflicht zur *individuellen Wiedererstattung* ein. Zurückzugeben ist demgemäß alles einstmals in Deutschland „arisierte“ Vermögen einzelner Juden und Judenfamilien. Ebenso alles, was in den eroberten Oststaaten den Juden aus privatem Besitz geraubt wurde. (Zu den faktischen Verlusten der Juden durch den NS vgl. „Rundbrief“ Nr. 12/15 S. 42—44, Nr. 16 S. 19—20). Jedes Eigentum

ruft nach seinem Herrn. Wenn dieser nicht mehr lebt, ist das Eigentum für verwandte Zwecke zur Verfügung zu stellen. Dabei resultiert die Pflicht zur Rückgabe nicht wesentlich auf einem subjektiven Unrecht, sondern einfach auf der Tatsache, daß die Besitzverhältnisse faktisch in Unordnung gerieten. Fremdes Gut kann ja nicht nur durch subjektive Schuld, sondern auch ohne solche in den objektiv unberechtigten Besitz Fremder gekommen sein.

Auch wenn wir also die Schuldfrage hier noch beiseite lassen, müssen wir sagen: Wer darum weiß, daß ein faktisch besessenes Gut nicht wirkliches Eigentum darstellt, muß für die Rückgabe sorgen. Aus diesem Grund ist oder wäre der neue Bundesstaat zur Registrierung alles jüdischen Eigentums verpflichtet. Die Möglichkeit hierzu hätte am ehesten im Zusammenhang mit dem Entnazifizierungsverfahren bestanden. Dieses ist aber auch nach dieser Richtung gescheitert. Aus verschiedensten Gründen kann es unmöglich noch einmal aufgerollt werden. Darum erkennt sich der gegenwärtige deutsche Staat als *subsidiär* zur *individuellen* Wiedererstattung verpflichtet an. Er nimmt diese Aufgabe so ernst, daß er — eine sonst völkerrechtlich ganz ungewohnte Methode — auch mit privaten Organisationen in Verhandlung trat.

2. Eine zweite Gruppe von Ansprüchen geht auf die Tatsache zurück, daß heute noch etwa 260 000 einstmals deutsche oder von Deutschen aus ihrer sonstigen Heimat vertriebenen Juden in anderen Staaten leben. Diese hätten arm und vielfach krank nach dem Kriege berechtigterweise nach Deutschland zurückkehren können. Deutschland hätte dann zu ihrer Erhaltung und Wiedereingliederung seinen Sozialetat um etwa 400 Millionen DM pro Jahr ausweiten müssen. Die eigentliche Wiedergutmachung dessen, was diese Menschen einst an Hab und Gut besaßen, hätte nach diesen Ausgaben für die nackte Existenz erst zu beginnen gehabt. Bedenkt man nun, daß diese Viertelmillion von Menschen durch die Schuld des NS heute von anderen Staaten erhalten werden müssen, so erscheint es wiederum gerecht, wenn die *internationalen jüdischen Weltorganisationen* für den notwendigsten Unterhalt und für die Wiedereingliederung der Opfer in fremde Staaten eine gewisse Entschädigung fordern.

3. Etwa 500 000 Juden aus dem ehemaligen deutschen oder von Deutschland eroberten Gebiet schlossen sich nach dem Krieg im neu entstandenen Staat Israel zusammen. Daß diese Umsiedlungen bzw. Neuansiedlungen nötig wurden, ist wiederum die Schuld des NS. So muß gerechterweise auch dem Staat Israel, wiewohl er zur Zeit Hitlers noch nicht bestand, zugestanden werden, seine Ansprüche für die nachträglich notwendig gewordenen Aufwendungen aufzustellen. Die moralische Begründung für die drei Gruppen von Forderungen ist also durchaus verschieden.

III. Zum Vergleich zwischen deutscher Schuld und jüdischer Forderung

Wer die 5—6 Milliarden DM, die für die genannten drei Zwecke zusammen gewöhnlich gefordert werden, auf die 6—7 Millionen Juden verteilt denkt, die durch den NS aufs schwerste geschädigt wurden, wird bekennen müssen, daß von einer Überforderung keinesfalls gesprochen werden kann. 1000 DM für jeden einzelnen Fall furchtbarster Ungerechtigkeit und Grausamkeit bzw. Ausbeutung bilden keine adäquate Gegenleistung. Die Forderungen halten sich überhaupt mehr an die Leistungsfähigkeit Deutschlands als an die Höhe der faktischen Schäden.

Die Moraltheologie fordert an sich: Wer momentan nicht voll restituieren kann, muß sparsam leben, um später zurückgeben zu können, es sei denn, daß der Betrogene darauf verzichtet und sich mit einer Abschlagszahlung zufrieden gibt. Er kann dafür verschiedene Motive haben, sittliche oder auch reine Klugheitsrücksichten. In unserem Fall wird neben rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten auch die psychologische Überlegung maßgebend sein, daß keine neuen antisemitischen Tendenzen heraufbeschworen werden sollen. Da uns aber die Pflicht in ihrem eigentlichen Umfang klar ist, so kann der Verzicht des Judentums auf volle Rückerstattung uns nur zur Bescheidenheit veranlassen. Auch nach Ableistung des Menschenmöglichen haben wir keinen Grund, uns als Wohltäter des Judentums zu fühlen. Dies besonders schon deshalb nicht, weil erwiesen ist, daß der Lebensstandard in Deutschland auch nach der geforderten Restitution noch um ein Mehrfaches höher bleiben wird, als er in Palästina sein kann.

IV. Zur Priorität unter den deutschen Leistungen

Der Restitution an die Juden muß die Priorität vor allen anderen Leistungen ähnlicher Art zugesprochen werden. Dies einfach aus dem Grunde, weil in keinem Fall der Verpflichtungsgrund so eindeutig klar und schwerwiegend ist, wie den Juden gegenüber, die mitten im Frieden überfallen und völlig entrechtet wurden. Die Fliegergeschädigten und heimatvertriebenen Deutschen sind immerhin Glieder des Staates, der den Krieg begann und dessen Bürger darum gewisse Konsequenzen auf sich nehmen muß.

Schwieriger erscheint manchen die Antwort darauf, ob die Frage nach der Priorität der jüdischen Wiedergutmachung auch auf die Wiederaufrüstung Deutschlands auszudehnen sei. Sollte es dabei um die nicht mehr zu umgehende Vorbereitung zu notwendiger Selbstverteidigung gehen, so dürfte es einleuchten, daß eine Abwehr der eigenen Lebensgefahr nicht hinter die Restitution materieller Güter zurückzustehen brauchte. Mit dem Verlust des eigenen Lebens oder der eigenen Position wäre ja auch alle Restitution, besonders soweit sie auf längere Zeit verteilt würde, hinfällig.

Allen anderen Aufgaben gegenüber aber ist die Zurückgabe fremden Gutes bzw. die Wiedererstattung der vom NS verschuldeten Aufwendungen für seine Opfer die primäre sittliche Aufgabe. Mag dann das Tempo der eigenen Wiedererstarkung im Innern dadurch um einige Grade verlangsamt werden, was nicht in die Breite geht, wirkt dafür um so mehr in die Tiefe.

V. Der innere Sinn der Wiedergutmachung

Man hat die Restitution an die Juden eine „Politik des Anstandes“ genannt. Das Wort ist nicht so gemeint, als ob es dabei um einen Anstandserweis um politischer Zwecke willen ginge. Was innerlich in Ordnung ist oder die Ordnung um der Ordnung

selbst willen wiederherstellen will, wird die rechten Wirkungen ganz von selbst reifen lassen. Ja, eine Gerechtigkeit, die nicht um ihrer selbst willen geübt würde, würde dem Beleidigten und Geschädigten im Tiefsten überhaupt nicht „gerecht“. So muß der äußeren Wiedergutmachung also eine bestimmte innere Gesinnung zugrunde liegen. Eine Gesinnung der direkten „Reue“ und „Buße“ sollte man freilich nur von denen verlangen, die dabei ein persönliches Unrecht zu bereinigen haben. Für alle anderen aber, die für die subjektiv Schuldigen stellvertretende Sühne leisten, ist wenigstens die rechte Einsicht in die Gemütslage der einst so abgrundtief Verachteten und Geschmähten notwendig. Es gehört zur Demut eines Wiedererstattenden, daß er aus der endlich erkannten Pflicht noch keine besonderen Rechte ableitet. Seine Pflicht tun und nicht voreilig auf Gegenliebe warten, das läßt auch dem einstmaligen Beleidigten Zeit zur Selbstentscheidung, wie weit er dem Beleidigten bereits seelisch entgegenkommen will oder kann. Schließlich muß sich die Gerechtigkeit eine Zeit lang bewähren, bevor man Liebe und Friede darauf bauen kann. Nachdem so viele Christen dem Judentum ihre „Religion der Liebe“ praktisch so gegenteilig vorgelegt haben, kann man menschlich nicht verlangen, daß dieses Judentum nun plötzlich auf die christliche Idee horcht. Wir sind dankbar, daß Landesrabbiner Dr. Robert R. Geis auf dem jüdischen Friedhof in Kassel am 25. 6. 1950 aus dem Talmud vorbetete: „Gib, ewiger Gott . . ., daß in keines Menschen Herzen Haß aufsteige gegen uns und daß gegen keinen Menschen Haß aufsteige in unseren eigenen Herzen!“ (Rundbrief 12/15 S. 5—7). Im übrigen aber haben wir von der ethischen Substanz des Judentums selbst auszugehen und zu warten, wie dessen Religiosität gemäß Lev. 19, 18 auf dem schweren Weg zur Verzeihung Stufe um Stufe emporführen wird.

Ganz verkehrt aber wäre es, wenn einer sagte: „Wenn Israel nicht sogleich vollen Frieden und Freundschaft will, dann brauchen wir auch nicht zu restituieren.“ Wir sahen ja, daß der sittliche Grund zur Restitution einfach in der objektiven Unordnung der Besitzverhältnisse liegt, mag diese Ordnung dann bewußt und böswillig oder irrtümlich entstanden sein. Auch dem, der mir noch nicht sofort verzeihen zu können glaubt, bleibe ich rückgabepflichtig.

VI. Schrittmacher auf dem Weg zur Versöhnung

Die ersten Schritte zur Versöhnung hat der Beleidigte zu tun. Möchte es als ein Aktivum in diesem Sinne aufgefaßt werden, daß z. B. die deutschen Bischöfe schon während der Zeit des NS wiederholt auf das furchtbare Unrecht den Juden gegenüber aufmerksam machten. Die Nachkriegskatholikentage zu Mainz 1948, zu Bochum 1949, zu Passau 1950 haben die Schuld des NS eindeutig ausgesprochen und vom Nachfolgerstaat eine wirtschaftliche wie auch moralische Wiedergutmachung eindringlichst gefordert. (Vgl. Herder-Korrespondenz 1948/49 H. 3 S. 1 f. Rundbrief Nr. 2/3 S. 1 ff.; 5/6 S. 3 ff.; 10/11 S. 26 f. Walter Dirks in „Badische Zeitung“ v. 8. 9. 49 und andere Tageszeitungen in den Wochen der Katholikentage).

Ebenso haben die Vertreter des neuen deutschen Staatswesens mit den Schuldigen von einst abgerechnet, z. B. Bundespräsident Theodor Heuss am 7. 9. 49 (Rundbrief Nr. 7 S. 17—19). Die feierliche Erklärung des deutschen Bundeskanzlers Adenauer vom 27. September 1951 nannte die Wiedergutmachung eine „Ehrenschild“ des deutschen Volkes und begründete diese Verpflichtung eingehend. Regie-

rungsparteien und Opposition, ebenso die Gewerkschaft billigten diese Erklärung mit gleicher Feierlichkeit und Absolutheit. (Vgl. die Sonderschrift, die alle diese Erklärungen zum Inhalt hat: „Deutschland und das Judentum“, Deutscher Bundesverlag, Bonn 1951. Desgl. Rundbrief Nr. 7, April 1950 S. 19; Nr. 12/15 S. 9 f. Dort S. 11—17 auch die hoffnungsvolle Reaktion des Judentums auf diese Erklärungen.)

Handelt es sich also bei der Wiedergutmachung an die Juden nicht um „Politik den Juden gegenüber“, sondern um eine primitivste Verpflichtung unsererseits, so geht es nicht an, um den Preis, mit dem man sich halbwegs auf den Boden der Gerechtigkeit zurückbegeben will, zu „feilschen“. Nicht politische Schlaueit oder Ausnützung momentaner Umstände auf Seiten des Verhandlungspartners dürfen den Ausschlag geben. Maßgebend ist allein die letzte Ehrlichkeit vor Gottes Allwissenheit und Allgerechtigkeit, vor der unsere sittliche Reinigung und Erneuerung Geltung haben soll. Alle falschen Töne gewöhnlicher Verhandlungspraxis oder kalten Amtsstils, alle Formen von Fiskalismus sind in diesem Fall zu meiden. Darum darf es nicht als Vorwurf, sondern als ein Zeichen seiner echt moralischen Einstellung gelten, wenn von einem Rechtsanwalt, der auf deutscher Seite mit den jüdischen Abordnungen zu verhandeln hatte, gesagt wurde, er sei zum „Anwalt des Verhandlungspartners“ geworden. Nur eine ethisch durchdrungene Wiedergutmachungsgesinnung vermag auch uns Deutsche wieder „gut-zu-machen“.

Aus dem gleichen Grunde kann auch niemand, der überhaupt sittliche Gerechtigkeit im Sinne trägt, es „unklug“ nennen, wenn man dem Partner die eigene sittliche Verpflichtung und ihren eigentlichen Umfang so offen eingesteht, wie es hier versucht wurde. Es hilft uns ja nichts, daß, was unsere ernste Pflicht wäre und ist, zu verschweigen. Die uns praktisch nur teilweise mögliche Leistung ginge dann auch für diesen Teil noch des sühnenden und versöhnenden Wertes verlustig. Das Eingeständnis der vollen Verpflichtung kann sogar den wichtigeren Teil der wieder herzustellenden seelisch-sittlichen Ordnung bedeuten.

VII. Die Wiederherstellung der verletzten Ehre als selbständige moralische Pflicht

Die tiefsten Wunden, die deutsche Menschen den Juden schlugen, sind indes nicht die wirtschaftlichen. Geraubtes Leben und geraubte Freiheit, schrecklichste Schikanen in Gefängnissen und Konzentrationslagern lassen sich nicht mehr restituieren. Was von all dem sich höchstens noch teilweise gutmachen läßt, ist die verletzte Ehre.

Zunächst ist es eine moralische Pflicht, jede neue Verletzung der Ehre des jüdischen Volkes mit Nachdruck zu verhindern und, wo es dazu zu spät ist, entsprechend streng zu bestrafen. Die Grausamkeit gegen die Juden war im NS die Einübung für die gleich anmaßende Grausamkeit uns selbst gegenüber. Überhaupt haben wir mit der Entehrung Anderer am gründlichsten uns selbst entehrt. So muß nun die deutsche Jugend von der Volksschule bis zur Universität durch alle schulischen Fächer und Lehrmittel wie das ganze Volk durch die Presse über die Achtung vor der „Person“ und ihren Selbstwert belehrt werden. Daß der Mitmensch von dem einen Gott „andersartig“ erschaffen wurde, darf von engen Geistern und Herzen nicht mehr so gedeutet werden, als ob er dadurch allein schon „anderswertig“, minderwertig wäre. Auch Art. 3 des deutschen Grundgesetzes ist in diesem Sinne noch häufiger zu betonen, als es bislang geschah. Die grundlegenden wis-

senschaftlichen Fehler der nationalsozialistischen Rassenideologie müssen gebrandmarkt werden. Die christliche und bürgerliche Auffassung der „Toleranz“ muß Gemeingut des deutschen Volkes werden, wenn wir in der Welt überhaupt lebensfähig bleiben sollen, ohne dauernd anzustoßen. Meinungsverschiedenheiten können bei all dem niemals über das Prinzip und die Wahrheit als solche, sondern höchstens über den besten psychologischen Weg entstehen. Ungeschicklichkeiten in der Methode oder auch in der Wahl der Gelegenheiten zur Aufklärung können natürlich mitunter mehr verderben und reizen als helfen. (Über diese Aufgaben in Schule, Kirche, Presse usw. vgl. Rundbrief Nr. 8/9 S. 3—10; Nr. 10/11 S. 3—8; Nr. 12/15 S. 9; s. u. S. 30 u. S. 31 f.; ebenso z. B. „Deutsche Universitätszeitung“, Göttingen 1951 Nr. 24. Als Material zur Aufklärung s. z. B. „Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage“ hrsg. v. Gertrud Luckner, Freiburg 1951 s. u. S. 44).

VIII. Die hauptsächlichste Voraussetzung auf Seiten der Juden

Bei der moralischen Wiedergutmachung sind psychologische Gesetze zu bedenken, die gehalten werden müssen.

Gerade weil die Schuld an den Leiden der Juden so ungeheuer groß war, wäre dem weiteren Sichverstehen nichts hinderlicher, als wenn diese Schuld falsch verteilt würde. Man wird zunächst nicht vergessen dürfen, daß viele Hauptschuldige durch Selbstmord oder Todesurteile ihren Richter gefunden haben. Freilich leben noch genug Mitschuldige im deutschen Volkskörper fort. Das Mißtrauen der heutigen Juden, daß es in Deutschland noch Antisemiten gibt, entbehrt darum nicht der Grundlage. Aber eine Vereinfachung dieser Furcht im Sinne der „Kollektivschuld“ käme allerdings der Ideologie des NS nahe, nach der die Tatsache, Jude zu sein, zur Ächtung und Verfolgung ausreichte. Eine Art Anti-Germanismus wäre ein untaugliches Mittel zur Überwindung des Anti-Semitismus. Man sollte darum eher von den Vergehen „deutscher Menschen“ oder des „nationalsozialistischen Staates“ reden als von den Vergehen des deutschen Volkes. Wenn man vom „Vergehen Deutschlands“ oder des „deutschen Volkes“ spricht, so ist zwar manches Irrationale oder Imponderable damit gemeint, aber als moraltheologisch-wissenschaftlich letztgültiges Urteil muß es doch mehr als eine Abkürzung der Redeweise verstanden werden. Was wissenschaftlich allzu ungeklärt bleibt — und gewissensmäßig allzu differenziert empfunden wird, ist immer auch propagandistisch schädlich.

Auch der gegenwärtige deutsche Bundesstaat darf in der Schuldfrage nicht auf die Ebene des nationalsozialistischen Staates geschoben werden. Die immerhin mit anerkennenswerter Selbstverständlichkeit übernommene Verpflichtung des Bundesstaates zur Wiedergutmachung des Unrechts seines Vorgängerstaates darf nicht so begründet werden, wie es leider geschah: „Insofern das deutsche Volk das soziale Substrat der historischen Realität Deutschland ist, d. h. dieses Land als sein eigenes betrachtet, ist jeder Deutsche individuell und persönlich verantwortlich für die (— nun nicht „Wiedergutmachung“, wie es richtig wäre, sondern für die —) Verbrechen seines Landes, auch wenn er selber alles Mögliche versucht hat, dies zu verhindern.“ Solche Begründungen mögen einer noch ungeklärten vorscholastischen Rechtsauffassung oder Rechtspraxis entsprechen. Bei ihr wurde noch das „Substrat“ bestraft statt des „Subjekts“. Für unsere christlich-abendländische Einsicht kommt es allein auf die subjektiv und for-

mell Schuldigen an. Und das waren die damaligen Lenker des deutschen Staates und gesinnungsmäßigen Anhänger der Partei, die den deutschen Namen und die deutschen Menschen für ihren Irrwahn mißbrauchten. Freilich, auch wer damals mit Aussicht auf Erfolg reden und warnen konnte und feige schwieg, ist mitschuldig. Aber ein gerechtes Urteil diesbezüglich muß sich immer an die konkrete Wirklichkeit von damals halten. Und halten wir uns daran, wie viele waren es dann, die diese Möglichkeit ohne eigene Lebensgefahr besessen hätten? Dafür aber, daß einer die Rettung seines eigenen Lebens der Rettung fremden Lebens vorzog, wird immerhin keiner restitutionspflichtig.

Der heutige Bundesstaat ist der Nachfolger des nationalsozialistischen Staates nur den Verpflichtungen und Aufgaben nach, so z. B. der Wiedergutmachungspflicht nach. Er ist als Staat nicht Erbe dem Geiste bzw. dem Ungeist und der Schuld nach. Er ist Verpflichtungs- und Rechtsnachfolger des Staates an sich, nicht Unrechtsnachfolger des damaligen Unrechtsstaates in seiner sittlichen Gesinnung. Unter den leitenden Männern des heutigen Bundesstaates sind selbst Verfolgte des damaligen Regimes. Diese sind daher mehr Leidensgenossen der Juden als Schuldgenossen der Nationalsozialisten. Sie waren und sind mehr Mitleidende mit den Juden als lediglich nachträgliche Mitleidige. Ohne also für ihren Teil und das heißt für die formale Führung des Staates subjektive Schuld am Unrecht zu haben, übernehmen sie die Verpflichtungen, die den Verbrechern von einst oblagen. Soweit Mitschuldige noch am Leben sind, befindet sich der gegenwärtige Staat in der

Rolle des Vorgesetzten, der das Unrecht seines Untergebenen gerade deshalb gutmachen will, weil er dessen Unrecht als solches samt seinen Folgen verurteilt. „Verantwortung“ für jemand und für die Wiedergutmachung seiner Fehler übernehmen bedeutet nicht ohne weiteres Solidarität mit dessen Taten. Der gegenwärtige deutsche Bundesstaat will der Retter für die verfolgten Deutschen wie für die verfolgten Juden sein.

Zur wahren Gerechtigkeit gehört auch, daß nicht jeder, der heute aus zweiter oder dritter Hand früheres Judeigentum, z. T. sogar nach dem Kriege von Juden selbst rechtsgültig erwarb, nun als Nutznießer der Judenverfolgung behandelt werde. Die Rechtsgrundlage der Besitzergreifung ist in jedem Fall ehrlich nachgeprüft. Nachträgliche Neubelastungen würden wieder nur dem Juden angerechnet und erschwerten das gegenseitige Verstehen.

Mögen also beide Partner der gegenwärtigen Wiedergutmachung nicht nur „etwas“ zwischen ihnen Liegenden „gut-machen“, sondern möge die Wiedergutmachung von Sachschäden zur Gutmachung der Menschen führen. Gelingen wird dies dann, wenn beide Partner einander den Hilfsdienst erweisen, den sie als Gottesvolk des Alten und des Neuen Bundes im Namen ihres gemeinsamen einen und alles Getrennte vereinigenden Gottes einander schulden. Vor Gott bleiben wir alle Schuldner. Wer aber mehr empfangen hat, muß mehr geben. Nicht umsonst hat Gott die Erfüllung der endgültigen Friedenshoffnung an die Bedingung geknüpft, daß die Christen ihr Gesetz als das „Gesetz der Liebe“ dem jüdischen Volk gegenüber bewähren. (Röm. 11, 25).

2. Wir haben es nicht gewußt! Wir haben es nicht gewollt! Wir konnten nichts dagegen machen!

In seinem hervorragenden Bericht aus der russischen Gefangenschaft *„Und führen, wohin du nicht willst“* (Jo. 21, 18) erwähnt Prof. Gollwitzer eine Ansprache, durch die er vergeßlichen Kameraden das Gewissen zu schärfen suchte.

Ich begann mit einem Erlebnis, das mir Alfred B. im Waldlager erzählt hatte: Er fuhr im Kriege seinen Regimentskommandeur zu einer ukrainischen Stadt. Ihnen entgegen kam ein langer Zug von Juden, die zur Liquidierung geführt wurden. Am Ende ging eine Mutter, ein Kind auf dem Arm und eines am Rock. Als sie aus Schwäche zurückblieb, gab ihr ein eskortierender SS-Mann einen Stoß mit dem Kolben, daß sie zu Boden stürzte. Ein Blutstrom quoll ihr aus dem Mund und das Kind warf sich schreiend über sie, worauf der SS-Mann beiden den Fangschuß gibt. „Herr Oberst, dafür haben wir aber nicht gekämpft“, sagt Alfred, und darauf sein Oberst (kein scharfer Nazi, ein menschlicher und von seinen Leuten geliebter

Offizier), die Schultern zuckend: „Es ist freilich hart. Aber anders kann die Judenfrage vielleicht nicht gelöst werden.“

Daran anknüpfend besprach ich drei Sätze:

1. Wir haben nichts davon gewußt! — Aber warum haben wir nichts davon gewußt? Haben wir nichts wissen wollen?

2. Wir haben es nicht gewollt! — Haben wir es damals alle wirklich, von ganzem Herzen nicht gewollt oder wollen wir es nur heute nicht mehr?

3. Wir konnten nichts dagegen tun! — Haben wir alles getan, was wir dagegen tun konnten?

Gegen Ende erzähle ich eine Szene in einem Urlaubserzug 1942, in dem einer von den Judenschießungen berichtete und in unser bedrückendes Schweigen hinein sagte: „Wenn es einen Gott gibt, muß sich das ja rächen.“ „Es gibt einen Gott, und es hat sich gerächt.“ Totenstille ist im Saal.

3. Kain heute

Im Traum der verflossenen Nacht bin ich dem Kain begegnet. Ich erkannte ihn nicht sogleich, da das Zeichen, das ihm Gott an die Stirne gemacht hat, nicht mehr zu sehen war.

„Wo ist das Zeichen auf deiner Stirn geblieben, Kain?“, fragte ich den alten Mann auf offenem Felde. Er lächelte mich aus Augen an, in denen noch immer

Verschlagenheit und Mißgunst, Bosheit und Neid, das Böse Verlangen und die Sünde lauerten.

„Der Finger der Zeit hat es weggewischt, das Zeichen“, erwiderte er nachdenklich.

Da kamen mir die Worte meines Vaters in den Sinn, der also gesprochen hatte: „Und Gott machte an Kains Stirne ein Zeichen, daß man ihn nicht töten dürfe. Aber Kain mußte fort von seinen Eltern und

hatte keine Ruhe mehr in seinem Herzen; immer mußte er an seinen erschlagenen Bruder denken." Ich sah dem Alten ganz in die Augen und fragte: „Ist es wahr, was man von deiner Ruhelosigkeit erzählt?“ „Ruhelosigkeit?“, unterbrach mich der Mann ungläubig. „Ruhelosigkeit? Was soll das heißen? Ich habe noch nie so tief und sanft geschlafen wie in diesen Nächten, und die Zeit, da die Menschen mich fragten: „Wo ist dein Bruder Abel?“, hat es, so will es mir scheinen, gar nie gegeben. Warum sollte ich ruhelos sein in einer Welt des Bösen? Abel ist tot — und ich lebe. Bin ich nicht zufrieden, daß ich bin? Tausendfach kam der Tod über mich, und tausend Mal hat Gott mich gefragt „Wo ist dein Bruder Abel?“ Da ist mein Ohr taub geworden gegen diese ewige Frage

— und nun schlafe ich satt und tief in meinem Bett. Ich habe keine Träume und keine Ängste. Ich habe vergessen, was die Sünde ist und die Reue. Mir scheint, das Leben sei leichter und schöner geworden, seit ich den Bruder Abel erschlug.“ Er lächelte wie einer, der über alles lächeln darf, und ging, für sein biblisches Alter ein gar stattlicher Mann, der abendlichen Stadt zu. Sodom, dachte ich, heißt die Stadt mit den unzähligen Türmen, die in den Himmel ragen mit frecher Gebärde. „In Sodom, mein Sohn“, hatte mein Vater traurig gesagt, „fanden sich nicht einmal zehn Gerechte!“ Nicht einmal zehn Gerechte, dachte ich und schaute dem Alten nach, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte.

Siegfried Einstein

4. Das Judentum in den Augen junger Christen

a) Ergebnisse einer Umfrage von Dr. Rudolf Richter

Es handelt sich um eine Klassenarbeit von fünfzehn katholischen Männern im Alter von etwa 20 bis 25 Jahren mit unterschiedlicher Schulvorbildung, die aktiv am kirchlichen Leben teilnehmen und an sozialen Fragen interessiert sind. Zur Verfügung standen etwa 60 Minuten.

Es wurden 3 Themen zur Auswahl gegeben:

1. Meine Stellung zum Judentum,
2. Sind die Juden an ihrer Verfolgung mitschuldig und inwiefern?
3. Die jüdische Frage in christlicher Sicht.

Die Aufgabe wurde völlig überraschend gestellt. Ferner wurde den Jugendlichen versichert, daß sie völlig frei ihre Ansichten niederlegen dürfen, daß nicht die Gesinnung zensiert würde, und daß es dem Leiter dieses Kreises gerade darauf ankäme, Material für eine beabsichtigte Aussprache über die jüdische Frage in die Hand zu geben.

Das erste Thema war absichtlich allgemein gehalten. Die Arbeiten über das zweite Thema sollten dem Leiter des Kreises offenbaren, welche anti-jüdischen Vorstellungen, Fehltritte, Verallgemeinerungen usw. in diesen gutwilligen jungen Menschen noch steckten. Zum dritten Thema wurde ergänzend bemerkt, daß die Schreiber zu der Frage Stellung nehmen sollten, ob und inwieweit das jüdische Schicksal mit einer Verfluchung durch Christus oder mit dem Leiden und Sterben Jesu Christi zusammenhängt.

Von den eingegangenen Arbeiten können sieben als im wesentlichen einwandfrei bezeichnet werden; d. h. sie enthalten keine groben Fehlvorstellungen. Die übrigen acht sind im Folgenden mehr oder minder vollständig abgedruckt, um zu illustrieren, welches Zerrbild vom jüdischen Menschen selbst noch in den Köpfen einer Elite unter der Christenheit sich breitmacht, und damit an alle Berufenen zu appellieren: Sorgt dafür, daß es nicht so bleibt!

Johannes

21. 6. 1950 (1)

Die jüdische Frage in christlicher Sicht

..... Die Juden erwarten einen Befreier von der Fremdherrschaft. Sie hoffen ihn in Christus zu finden. Christus ist aber nicht ein Volksführer, sondern er will die Menschen wieder mit Gott versöhnen. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, sagt er zu Pilatus. Das neue Gebot, das Christus den Menschen gibt, ist Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit. Die Führer des jüdischen Volkes erkennen, daß Christus nicht ihren Zielen dient, sondern im Gegenteil, er greift sie an. Von Haß und Wut entbrannt, führen sie Christus mit Hilfe des Volkes in den Tod. „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Dieser Ausspruch ist zur Wirklichkeit ge-

worden. Die Juden sind in aller Welt zerstreut. Meist gehaßt, kommen sie selten zur Ruhe. Selbst in dem neugegründeten Staate „Israel“ finden sie keinen Frieden. Aus dem „ausgewählten“ Volke wurde das „ausgestoßene“. Aus dieser Sicht ist die Lage des jüdischen Volkes eventuell zu verstehen.

Klaus

21. 6. 1950 (2)

Sind die Juden an ihrer Verfolgung mitschuldig?

..... Die Juden sind und waren schon immer Geschäftsleute. In unserer Anschauung wurde der Jude als Trödler, Makler, kurzum als einer, der mit irgend etwas handelt.

Durch ihren Fleiß, ihre Tüchtigkeit, ihren Zusammenhalt untereinander sowie durch ihr teilweise rücksichtsloses Vorgehen konnten sie sich fast immer einen wichtigen Platz dort sichern, wo sie lebten. Sie wurden zum notwendigen Übel. Das Volk braucht Geld, nur der Jude hatte es, Herrscher kamen und gingen, Reiche gingen unter, der Jude blieb. So sammelte sich langsam ein Haß gegen dieses Volk an. Es kam Hitler mit seinem Nationalsozialismus. Man suchte und brauchte ein Opfer, jedes Tier, was reißen soll, muß erst Blut lecken, also: „Auf die Juden!“

..... Nero lenkte durch seine Christenanklage davon ab, daß er der Brandstifter Roms war. Es gelang auch hier. Der Funke fiel ins Pulverfaß, das Volk raste und war beschäftigt. Rosenberg freute sich, daß die Nichtarier weniger wurden und Hitler kassierte. Der Weg zu den Verbrennungsöfen war nicht mehr weit und das Volk... schwieg. Die Christen trösteten sich damit, daß die Juden Christus ans Kreuz geschlagen hatten. Die Geschäftsleute atmeten auf, der Schuldner war vom Alpdruck befreit. Es ist nicht abzuleugnen, daß ein Teil der Schuld auch bei den Juden liegt. Durch ihren Zusammenhalt untereinander waren sie immer Fremde geblieben, die keinen Kontakt suchten und fanden. Ihre fremden Sitten und ihr Aussehen verstärkte diese Kluft. Der Hauptfehler aber war ihr Reichtum. Ihr Leben und Tun bildeten die Voraussetzung für das, was folgte.

Eines wollen wir nicht verkennen. Einzigartig ist, was sie geleistet haben. Sie sind die Geschäftsleute und Ärzte. Da sie nicht über ihr trauriges Erbe, nirgends heimisch werden zu können, hinauskommen, dürfen wir ihnen das als Vorwurf machen? Man kann über seinen eigenen Schatten nicht hinwegspringen. Es ist wohl eine glückliche Lösung, wenn

jetzt durch ihre Initiative der Staat Israel geschaffen wurde. Nun können sie zeigen, ob sie auch sonst ihren Mann stehen. Und könnte nicht vielleicht dieser Staat das Ziel ihres ganzen Handelns gewesen sein? ...

Herbert

21. 6. 1950 (3)

Sind die Juden an ihrer Verfolgung mitschuldig?

..... Das enttäuschte Volk war ein williges Werkzeug der Hohenpriester und Schriftgelehrten. Ihnen war Christus ein Dorn im Auge. Durch die Kreuzigung hat sich das jüdische Volk die Schuld aufgeladen. Erst wollten sie ihn in ihre Mitte sogar als König aufnehmen, weil er ihre Sache am besten vertreten könnte.

Der Untergang des Staates der Juden ist selbst verschuldet worden. Damit ist ihnen der Schutz des Heimatlandes genommen. Sie zerstreuen sich über die ganze Welt. Nirgends werden sie als volle Staatsbürger anerkannt. Hitler läßt sie in Sammel-lager zusammenbringen. Er will Deutschland als arisches Volk frei machen. Ihre Schuld fällt Schlag auf Schlag auf sie zurück. Durch den Willen Gottes können sie jetzt wieder in ihrem neu gegründeten Staate leben. Sie haben ihre große Schuld zum Teil gesühnt. Die Juden waren dazu auserlesen, in ihrem Reiche den Erlöser wirken zu sehen.

Eberhard

21. 6. 1950 (5)

Meine Stellung zum Judentum

..... Der Jude nimmt wohl in jedem Lande eine Sonderstellung ein.

..... Anpassungsfähig und dabei immer sein Ziel verfolgend, scheut er nicht die größte Mühe, um ein kleines Geschäft zu tätigen. Geld ist ihm das Höchste

Wenn der Jude aber ein Vermögen hat, dann scheut er sich auch nicht, armen Menschen zu helfen. Aber nicht nur den Juden hilft er, sondern auch seinen anderen Mitmenschen. Es wird für ihn ja mehr eine Propaganda sein, eine Reklame für sein Geschäft; doch ist dadurch schon vielen geholfen worden.

In der Nazizeit wurde der Jude seiner nichtarischen Abstammung wegen verfolgt. Sein Eigentum, das er sich oftmals durch seine Arbeit, meistens aber durch seine Geschäftstüchtigkeit erworben hatte, wurde ihm weggenommen. Er kam ins KZ. oder in das Arbeitslager. Daß hier großes Unrecht geschehen war, ist wohl außer Zweifel.

In dem jetzt gegründeten Judenstaat Israel sollen alle Juden eine Heimat bekommen. Ob sie von ihrem Nomadenleben lassen können, wird sich ja noch erweisen. Es wäre gut für alle Juden, wenn sie in diesem Land zusammen wohnten. Denn gegenseitig werden sie sich kaum betrügen. Es hat sich jedenfalls gezeigt, daß die Juden in einem fremden Land immer fest zusammengehalten haben.

Gerhard

21. 6. 1950 (7)

Die jüdische Frage in christlicher Sicht

Gott der Herr hat die Juden zum auserwählten Volke bestimmt. Aus ihrem Geschlecht sollte der Erlöser geboren werden. Viele Propheten sagten die Ankunft des Erlösers voraus.

.....

Als all das, was in der hl. Schrift vorhergesagt war, auch eintritt, hätten ihnen die Augen aufgehen müssen. Doch sie blieben stumpf. Ja sogar bis in die heutige Zeit warten sie auf den Menschensohn. Man sollte annehmen, daß die heutige Zeit sie gelehrt

gemacht hätte. Hatten sie nicht in den vielen Jahrhunderten genug Beweise, daß der christliche Glaube der richtige ist. Als Christ verurteile ich das Handeln der Juden. Auch der Haß und die vielen Verfolgungen gegen die Christen beweisen, daß der Jude wohl erkannt hat, daß der christliche Glaube der richtige sei. Aber man wollte ihn nicht anerkennen. Viele Juden bemühen sich um den Übertritt zum katholischen Glauben. Wenige jedoch der inneren Gesinnung wegen, sondern weil sie dadurch erhoffen, ruhiger und besser leben zu können, bzw. glauben sie dadurch ihre Habe gesichert zu haben.

Klaus

21. 6. 1950 (9)

Meine Stellung zum Judentum

..... Wenn ich nun zu dieser Frage Stellung nehmen will, dann geschieht das unter einer nicht geringen Beeinflussung. Das Gift, das uns im vergangenen Reich bezüglich dieser Menschen und dieser Rasse eingeimpft wurde, ist nicht ganz unwirksam geblieben. Viele Ansichten und Anschauungen, die mir in dieser Hinsicht aufgezeigt worden waren, fanden in den Jahren meiner Kriegsgefangenschaft eine Bestätigung. Der wiederentbrannte Kampf gegen das Judentum in Polen und England zeigt mir, daß auch diese Völker im Judentum eine Gefahr sehen, und ich glaube nicht, daß sich diese Völker allein von rassistischen Ideen leiten lassen. Die Ungerechtigkeit und der Egoismus, die ich in diesem Volke leben sehe, lassen mich gegen das Judentum Stellung nehmen. Diese Ungerechtigkeit war schon zur Zeit Christi da, und auch der Egoismus fehlte in dieser Zeit nicht. Oft habe ich gesehen, daß Juden ganze Wirtschaftszentren, um nur ein Beispiel zu nennen, in der Hand hatten, und durch Unehrlichkeit und unsauberes Handeln viele Menschen in die Armut und Verelendung getrieben. Ungerechtigkeit, kaltes Handeln und einen ausgeprägten Egoismus bekam ich auch in der Zeit der Gefangenschaft zu spüren. Es waren nicht nur einzelne Menschen, sondern oft ganze Gruppen. So wie man oft von einem Menschen aus eine Gemeinschaft beurteilt, so möchte ich auch vom Einzelmenschen über die Gruppe das ganze Geschlecht beurteilen.

Wie in jedem Volk, so wird es auch in diesem Volke Menschen geben, die eine edle, aufrichtige Gesinnung haben und zum Guten und zur Wahrheit streben. Ich sehe im Judentum einen Widersacher der Menschheit und glaube kaum, daß die wenigen Menschen ihr Volk zu einem guten und ehrlichen Volke führen können.

Wilhelm

21. 6. 1950 (12)

Meine Stellung zum Judentum

..... Der Jude gehört einer uns artfremden Rasse an, steht uns also persönlich nicht sehr nahe. Es ist daher auch nicht zu verwerten, wenn bei uns die ablehnende Haltung dominiert. Die andere Art kommt schon rein äußerlich durch Abweichungen in der Gesichtsbildung und in seinen Gebärden zum Ausdruck.

Doch wäre es falsch, den Juden nur hiernach zu beurteilen. Ausschlaggebend für meine Stellungnahme sollen meine persönlichen Berührungen — in engem wie in weiterem Sinne — mit den Menschen dieser Rasse sein. Es dürfte bekannt sein, daß gerade auf dem Gebiete der Medizin, der Rechtswissenschaft, der Mathematik und Musik von diesen Menschen Außergewöhnliches geleistet wurde. So sehr ich ohne Frage in dieser Hinsicht den Juden schätze,

so sehr verdamme und verachte ich ihn als Kaufmann oder — wie ich ihn besser kenne — als Händler. Stets nur auf den eigenen Vorteil bedacht und — wenn möglich — dem Anderen einen derartigen Schlag zu versetzen, so daß dieser konkurrenzunfähig aus dem Felde geschlagen wird.

Doch sollen diese Punkte nicht allein bestimmend für meine Stellungnahme sein. Ich habe den Juden in der Verfolgungszeit kennen gelernt. Es steht daher bei mir ein Mitgefühl für diese Menschen im Vordergrund, was für meine persönliche Einstellung maßgebend sein soll.

..... Diese meine Einstellung konnte durch nichts geändert werden, nicht einmal durch das Benehmen des jüdischen Kommissars, der uns Deutsche während der tschechischen Gefangenschaft so schlecht wie möglich behandelte.

Günther

21. 6. 1950 (13)

Meine Stellung zum Judentum

..... Kristallnacht 1937! Durch die Straßen aller großen Städte Deutschlands ziehen entfesselte Menschenmassen schreiend, überhaupt sinnlos zerstörend alles, was irgendwie jüdischen Namen trägt, ganz gleich, ob Geschäfte, Privathäuser oder nur kleine Zimmereinrichtungen. Die Juden ergreift man, faßt sie zu Hunderten zusammen und schleppt sie ins KZ. Keine Rücksicht auf Alter, Ansehen oder Geschlecht, nein, das Kind wird von der Mutter gerissen, der Greis wird mit wüsten Stößen vorangetrieben, hinein in die Gaskammern, wo der Tod sie von ihren Qualen erlöst. Denn — „lebensunwertes Leben“ hat ja kein Recht auf Existenz. Filme laufen an: „Jud Süß“, „Der ewige Jude“, u. a. Das Volk muß aufgeklärt werden, daß die jüdische Rasse ausgerottet werden muß. Sie hat kein Recht auf weiteres Leben.

..... Wer hat das Recht, über das Leben eines einzelnen Menschen zu entscheiden? oder, was ja noch schlimmer ist, über das Leben eines ganzen Volkes? Dieses Recht kann niemandem zugesprochen werden, es sei denn, dem Schöpfer des Menschen, Gott. Also hat der Nationalsozialismus große Schuld auf sich geladen.

Doch waren die Beweggründe dieser Partei nicht verständlich? Der Jude ist doch tatsächlich ein ewiger Jude, handelnd, feilschend; und verbindet sich in uns allen nicht, wenn wir an den Juden im allgemeinen denken, die Vorstellung von etwas Unreinem, Schmutzigen? Gewiß, die ältere Generation hat viele rühmliche Ausnahmen kennen gelernt; das soll sein. Unsere Generation aber hatte ja keinerlei Gelegenheit, mit den Juden mehr in Kontakt zu kommen. Und heute hat sie ja auch sehr selten die Möglichkeit, irgendwie der jüdischen Rasse näher zu kommen. Ist da eine etwas feindselige Haltung verwunderlich?

Die Juden müssen wohl, solange die Erde noch besteht, ein ruheloses Leben führen. Mit der Kreuzigung Christi haben sie eine Schuld auf sich geladen, die sie abbüßen müssen.

Der Nationalsozialismus hat weit über das Ziel hinausgeschossen, als er die radikale Vernichtung beabsichtigte; aber meiner Meinung nach ist es gut, wenn die Juden in ein Land ausgewiesen werden, wo sie unter sich sind. Ein eigener israelitischer Staat ist wohl eine gute Lösung.

Der Jude hat schon oft Zwiespalt und Hader in die Welt gebracht; auch am letzten Kriege war nicht zuletzt jüdisches Kapital schuld. Mögen auch die Amerikaner, Engländer und Russen über die Greuelthaten der Deutschen an den Juden empört gewesen sein, sie können doch nicht leugnen, daß auch in ihren Ländern die Juden eine gewisse isolierte Stellung einnehmen. Sie sind zwar in hohen Staatsämtern, haben das meiste Kapital, und doch sind es eben — die Juden!

Ich betrachte tatsächlich die ganze Lage der Juden als von Gott gewollt. Denn der Jude ist ja nicht erst heute verfolgt, gejagt und gehetzt. Es geht doch durch die Jahrhunderte, einmal mehr, einmal weniger.

Mag meine Meinung falsch sein, bis jetzt bin ich nicht vom Gegenteil überzeugt worden. Die Juden sind in meinen Augen durchaus gleichberechtigte Menschen. Sie werden auch nie zu Grunde gehen. Denn sie sind und bleiben das auserwählte Volk. Aber ein besonderer Raum auf der Erde dürfte für sie doch das Angebrachteste sein.

4b) Briefwechsel mit einem jungen Christen

Ich erhielt Ihre Anweisungen zur Überwindung deutscher Juden-Feindschaft und die Katechese über Christenheit und jüdisches Volk. Trotzdem kann ich mich nicht des Eindrucks erwehren, daß man angesichts der Ermordung von 6 Millionen Juden geneigt ist, aus schwarz weiß zu machen, indem man einigen entscheidenden Fragen aus dem Wege geht. Mir blieben folgende Fragen unbeantwortet:

1. Jesus sagte: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen. Worin bestand diese Erfüllung? War sie so unerheblich, daß man den Juden den Mangel kaum anmerken kann? Oder hat die jüdische Lehre inzwischen eine ähnliche Erfüllung erfahren?

2. Jesus sagte: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist ... Wer ist mit diesen Alten gemeint? Womit ist bewiesen, daß den heute lebenden Juden etwas anderes gesagt wird?

3. Wird ein Volk nicht immer nach seinen Führern beurteilt? Womit ist bewiesen, daß die Führer des heutigen Judentums anderer Gesinnung sind, als seine Führer zu Jesu Zeiten?

4. Christ sein, heißt doch, wie Christus sein. Wenn Christus selber die Falschheit der praktizierten jüdischen Moral anprangerte (Math. 5, 20—48), kann man dann von einem Christen verlangen, daß er einem Juden ähnliche Falschheiten nachsieht, obwohl sie sich in ihren Auswirkungen gegen ihn selbst richten können?

5. Warum verstößt ein Christ gegen das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe, wenn er sich bemüht, solche Menschen aus seinem Lande fernzuhalten, die immer wieder zu Störungen und Verbrechen Anlaß geben?

6. Ist eine Selbstliebe unchristlich, die das eigene Volk davor bewahren will, Verbrechen zu tun, indem Angehörige eines fremden Volkes nicht geduldet werden, wodurch diese gleichzeitig vor Verbrechen bewahrt werden?

7. Ist es unbillig, von Menschen, die ein Volk zu entsetzlichen Verbrechen herausgefordert haben, den Takt zu erwarten, das Land zu meiden, um nicht nochmals wieder zu Verbrechen Anlaß zu geben?

8. Ist auch nur annähernd die Gewähr dafür gegeben, daß bei allen Anstrengungen der Kirche und des

Staates Judenverfolgungen und Anfeindungen unterbleiben, solange Juden im Lande wohnen?

9. Was haben die Juden aus den an ihnen verübten Verbrechen gelernt? Mir erscheint das Gebahren vieler Juden von pharisäerhafter Selbstgerechtigkeit zu triefen, die immer noch auf die Auserwähltheit pocht.

10. Sind die Verallgemeinerungen, die von gelegentlichen Konversionen und von Sympathien für das Christentum ausgehen, nicht mindestens ebenso falsch, wie die von den nachweislichen Schwächen und Fehlern der Juden?

Eine klare Beantwortung dieser Fragen halte ich deswegen für wichtig, weil mir bisher kaum ein Deutscher begegnet ist, der nicht wenigstens ein Mißtrauen gegen die Juden hegt, wenngleich von allen die Methoden der Judenverfolgungen verurteilt werden. Stimmen zur Verteidigung des Judentums vernahm ich ausschließlich von offiziellen Seiten wie Rundfunk, Presse und Kirche, als wäre diese Einstellung zum Judentum zur Zeit von einer politischen Klugheit diktiert unter Hintanstellung tatsächlicher Einsichten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

z. Zt. Bad Nauheim, den 8. 4. 52

Sehr geehrter Herr

Auf Ihre 10 Fragen vom 29. 3. will ich Ihnen antworten, soweit es in Kürze möglich ist:

1. Jesus Christus erfüllt Gottes Geheiß und Verheißung durch Gesetz und Propheten, indem er beides (das Gesetz in der Bergpredigt) *sinngemäß* versteht und durch sein Vorbild (und seine Gnade) danach tun lehrt; die besten Juden wie die besten Christen mühen sich um dieselbe Erfüllung; nur daß sie jenen — mangels Glauben an den Erfüller — schwerer fällt.

2. „die Alten“ (Mt 5, 21, 33) sind Israels Väter, an die das Gesetz erging, dann aber auch (Mt 15, 1) jene, die es *sinnentstellend* auslegten; ein Gefahr, welche in jeder Glaubensgemeinschaft besteht und etwa in Pascals „Lettres provinciales“ den Jesuiten mit einem ähnlich heimtückischen Gemisch von Lüge und Wahrheit unterschoben wurde wie in ungezählten Büchern (von Eigenmenger, Bohling u. a.) den Talmudisten, d. h. jenen jüdischen Moralthologen und „Kirchenrechtlern“, deren über Jahrhunderte gehende Gesetzes-Auslegungs-Diskussion im Talmud enthalten ist wie die der katholischen Lehrer etwa in Liguoris Moral-Summa; keins von beiden Werken beansprucht für seine Gemeinschaft Unfehlbarkeit; nur ein Bruchteil der heutigen Juden fühlt sich auf Talmud-Autoritäten verpflichtet und auf „Feindeshaß“ meinen Erfahrungen nach prozentual bestimmt weniger Juden als sogenannte Christen.

3. Durch Männer wie Baeck, Buber und andere ist bewiesen, daß in der Juden- wie auch in der Christenheit dem von Jesus Matth. 23 geächteten „Schriftgelehrten“-Typus heute wie stets (Mark 12, 33; Joh. 1, 37) auch Vertreter des von ihm geschätzten Typs gegenüberstehen.

4. Wie Jesus zuerst im eignen, jüdischen Haus segte (st. bei Heiden!), so soll der Christ zuerst die himelschreienden Sünden des eignen Volkes (unter denen sein in Ihrem Schlußabsatz bestätigter mörderischer Judenhaß die grausigste ist) geißeln, bevor er über die „Splitter im Auge des Bruders“ richtet.

5.—7. Insbesondere sollen wir den infamen Lügen (die mir nicht nur durch deren dreifache Abwandlung in Ihren Fragen 5.—7. bekannt sind) entgegenzutreten, wonach jüdische „Verbrechen“ als „Anlaß“, ja „Heraus-

forderung“ für einen Massenmord in Frage kämen, der durch systematische Hetze provoziert war und überhaupt in keinem Ursachenzusammenhang mit denjenigen Untugenden stand, deren Prozentsatz unter einem durch Jahrhunderte in Ghettos gesperrten und auf bestimmte Berufszweige zusammengedrängten Volke höher sein mag wie der anderer (Roheitsdelikte) niedriger.

8. Daß diese Gewähr nicht gegeben, ist die Schande der Christenheit.

9. Die Juden haben bisher nur lernen können, daß die christlichen Menschen, die gegen jene Mißhandlung und Ausmordung Widerstand leisteten, zu dünn gesät sind, als daß man sich auf ihre Hilfe verlassen könnte, so daß zunächst einmal der Ausweg zur eignen Staatsgründung sich aufzwang; daß dabei die Versuchung zur „Selbstgerechtigkeit“ für sie nur wuchs, ist unsere Schuld, nostra maxima culpa; daß sie trotzdem innerjüdisch bekämpft wird, zeigt u. a. die Auslegung von Psalm 14 (13) von M. Buber, die der nächste Freiburger „Rundbrief...“ bringen soll (Nr. 16); diesen und den vorangegangenen gründlich zu studieren und zu meditieren, möchte wohl die erste Frucht einer solchen „Gewissenserforschung“ sein, wie Sie sie — laut Ihrem 2. Brief an den „Christlichen Sonntag“ auf dessen Artikel „Der Talmud soll...“ hin — angestellt zu haben erklären, aber doch wohl noch längst nicht weit genug getrieben haben; beides (d. h. Nr. 12/15 und 16) ist beziehbar gegen Einzahlung von DM 4.— auf Postscheckkonto Nr. 68035, Karlsruhe, Dr. G. Luckner, Rundbrief, Freiburg.

10. Alle Verallgemeinerungen sind falsch; aber Gottes Verheißung, die uns endzeitliche Wiedervereinigung der Kirche mit der — laut Römer 9, 2—4 nicht aus Gottes Heilsratschluß entlassenen — Synagoge *bet pro perfidis Judaeis* (für die noch ungläubigen, sicher verheißt (Röm. 11, 25 f.), ist richtig, untrüglich, verpflichtet uns, gerade in dieser Karwoche zum Geber der einstigen Heilung ihrer obcaecatio aufbewahrten Juden) — und zu entsprechender Liebestat an ihnen, die unsre graufige Schuld ihnen gegenüber sühnen und sie einst für Jesus Christus gewinnen helfen soll. —

Für die Antworten auf meine Fragen sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank. Leider treffen sie nicht in allem den Sinn meiner Fragestellung, was freilich auf das Konto meiner Formulierung der Fragen geht. Die „Thesen“, die Sie freundlicherweise beilegte, verhalfen mir auch nicht zur letzten Klarheit. Den Rundbrief 12/15 habe ich inzwischen erhalten und werde mit meiner Stellungnahme zu Ihren Antworten warten, bis ich den nächsten studiert habe, falls ich eine Stellungnahme dann noch für notwendig halte.

Zwischendurch möchte ich gern eine Frage beantworten wissen, die allem Anschein nach entscheidend für meine und sicherlich auch wohl Ihre Einstellung zum Judentum ist.

Ich war geradezu bestürzt über die Verehrung, die vor allem Sie in Ihrem Rundbrief dem Judentum von heute zollen. Die unterschiedliche Betrachtungsweise ist anscheinend zurückzuführen auf ein Mißverständnis des Wortes Jesu: ... ich bin gekommen, das Gesetz zu erfüllen. Aus Ihrer Antwort auf meine erste Frage muß ich schließen, daß Sie die Auffassung vertreten, dieses „Erfüllen“ des Gesetzes sei zu verstehen wie das Erfüllen einer Pflicht oder etwa des „Solls“. — Jesus erfüllte (im heutigen Sinne des Wortes) ohne Zweifel die Forderungen des Gesetzes,

indem er in vollkommenstem Sinne alles tat, was das Gesetz vorschrieb. Aber das wollte Jesus mit seinem Ausspruch sicherlich nicht sagen. Wie das Folgende lehrt, ist mit diesem Ausdruck „erfüllen“ der ursprüngliche Sinn des Wortes gemeint, nämlich ganz voll-machen, vollkommen machen, was noch unvollkommen war. Worin diese Vervollkommenung des jüdischen Gesetzes besteht, ersieht man aus den Gegenüberstellungen: Ihr habt gehört, .. Ich aber sage euch ...

Somit müßte das gesamte jüdische Gesetz nach christlichen Begriffen unvollkommen sein und hätte für uns nur noch historische Bedeutung, weil ihm die Vervollkommenung und die Wiedergabe in höherem Geiste durch Jesum Christum ermangelt.

Es wäre also zu untersuchen, wie diese fragwürdige Stelle sinngemäß aus dem Urtext zu übersetzen ist. Ob es heißt: Ich erfülle die Forderungen des Gesetzes vollkommen (das Gesetz selber ist ohnehin vollkommen), oder es heißt: Ich erfülle das Gesetz (es ist zwar soweit richtig, aber es fehlt ihm noch so manches an der Vollkommenheit).

Wenn Sie ... glauben, meine Einstellung zum Judentum sei von unchristlichen Haßgefühlen diktiert, so schätzen Sie meine Einstellung falsch ein: Ich glaubte die Unvollkommenheit der jüdischen Lehre und die daraus ergebende falsche Moral hassen zu müssen in der Annahme, daß sie im Laufe der Zeit keine Erfüllung im obigen Sinne erfahren hat. Für den jüdischen Menschen, der ehrlich glaubt, nach seinem — unerfüllten — Gesetz handeln zu müssen, hatte ich nur ein Bedauern übrig, weil ich ihn immer wieder als das Opfer dieser Unvollkommenheit sah, übersah dabei aber keineswegs die Nachteile, die sich dabei für einen Christen aus dem Zusammenleben mit Juden zwangsläufig ergeben mußten.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Basel, den 7. 5. 1952

Sehr geehrter Herr

Was Ihre spezielle Frage nach Mt. 5. 17 anlangt, so wollte Jesus gewiß nicht nur sagen, daß er den Gesetzesbuchstaben „erfülle“; freilich auch nicht, daß erst er das (nach dieser Meinung) bisher unvollkommene Sinai-Gesetz zu einem vollkommenen mache. Vielmehr, daß er es — in seiner ursprünglichen Gesamtvollkommenheit als Gottes „Thora“ (d. h. Weissung) an Abraham, Isaak, Jakob und Mose, seinem von Gott gemeinten, aber von Menschen, auch von „den Alten“ (V § 21, 33), immer wieder verfälschten Sinne — richtig auslege und so nun im Geist und in der Wahrheit durch sein Leben, Sterben und Auferstehn vollkommen tue, einhalte, auswirke.

Nun läßt sich geschichtlich zeigen, daß auch das pharisäisch - talmudische Judentum immer und immer wieder Lehrer gehabt hat und bis heute hat (ich kenne solche, nicht nur den „liberalen“ Buber, auch „orthodoxe“), die das Gesetz in vielen, oft den meisten Zügen eben so sinngemäß verstanden wie Jesus; darum gilt These V; darum muß ich Ihren Auffassungen im Brief vom 29. 3. so dezidiert widersprechen; darum stehe ich dem Judentum mit jener Verehrung gegenüber, die Gottes Wort durch Paulus Röm. 11, 13—24 von uns Heidenchristen fordert und sein Schüler Lukas zeigt — obwohl ich andererseits weiß, daß dieses Volk mit seiner unauslöschlichen priesterlichen Berufung als Volk von unzulänglichen Menschen, wie wir alle sind, selbstverständlich neben besonders edlen auch besonders dämonische (durch den Abfall von solch hoher Berufung entsprechend stärker als wir stumpferen Heidenköhne negativ geprägten) Individuen hervorbringt, wie ja auch abgefallene Kleriker (etwa unter Gestapo-Agenten) verworfener zu sein pflegen als gewöhnliche Abgestandene und scheinfromme Priester ärger als heuchelnde Laien. So wenig der Antiklerikale daraufhin Recht hat, wenn er „den Klerus“ verachtet, so wenig der Antisemit, wenn er „die Juden“ wegen einzelner abtrünniger oder nur heuchlerisch „frommer“ Juden diabolisiert. (Ich habe im leider fast vergriffenen Rundbrief 8/9 zu zeigen versucht, daß Antisemitismus und Antiklerikalismus einander auch sonst wesensverwandt sind.)

Natürlich muß dann auch noch gesagt werden, daß sich „das Judentum“ in der ursprünglichen Ablehnung Jesu — dogmatisch „verfestigt“ hat wie etwa der Protestantismus in seiner Ablehnung des Papsttums; daraus erwachsen bei beiden Gruppen von „getrennten Brüdern“ je ihnen eigentümliche Strukturdeformationen, die als solche zu kennzeichnen wir eben so wenig müde werden dürfen wie die eignen innerlichen Versuchungen zu bekämpfen (z. B. Heroldsbach), wo immer „Rechenschaft in Sanftmut“ (1. Petr. 2, 15 f.) von uns gefordert ist, (d. h. mit der allgemein gebotenen Diskretion). Zum „Judentum“ stehe wir wie der heimgekehrte Verlorene zu jenem „älteren Bruder“, der nach wie vor „im Haus des Vaters“ blieb Lk. 15,31 entsprechend Röm. 9, 4 f.; 11, 24 u. Gal. 2, 15 „von Natur“!) aber sich mißtrauisch nicht mit uns zu dessen Festmahl setzen mag, zum Protestantismus wie zu einem jüngeren, der von diesem Mahl — mit uns unzufrieden — aufstand und hinausging.

Habe ich mich nun verständlich gemacht? ...

Eine weitere Antwort läßt hoffen, daß dies der Fall war und vermuten, daß systematische Unterrichtung keineswegs überall auf unfruchtbaren Boden fallen würde, wo dies zunächst so scheinen mag.

Julien Green: Ich schäme mich ...

... ich kann nichts dagegen tun, daß ich mich des schauerlichen Hasses schämen muß, den viele von uns gegenüber den Juden empfinden; ja, ich schäme mich dessen, daß man aus dem Lesen des Evangeliums, welches das Buch der Liebe ist, folgerte, die Juden hassen zu müssen. Denkt wohl der Katholik, der sein Gewissen vor der Beichte prüft und nichts zu bekennen findet als Zerstreuung beim Gebet und ähnliche Armseligkeiten, jemals daran, sich über die Liebe zu Israel zu erforschen? Meint er denn, daß er ein von Haß vergiftetes Herz in den Himmel erheben wird?

5. Die Juden im christlichen Religionsunterricht

mit einem einleitenden Brief Sr. Exzellenz Msgr. de Provençères, Erzbischof von Aix, Arles und Embrun, Präsident der Bischöflichen Katechismus-Kommission, herausgegeben von den Cahiers Sioniens, 68, rue Notre-Dame-des-Champs, Paris, VIIe:

a) Geleitbrief des Erzbischofs von Aix an P. Démann, V. D. N.

Aix-en-Provence, 7. Mai 1952.

Erzbistum von Aix, Arles und Embrun.
An den Hochw. Pater Démann,
Priester zu Notre-Dame-de-Sion,
68, rue Notre-Dame-des-Champs, Paris.
Hochwürdiger Herr Pater,

ich danke Ihnen für die Seiten, welche Sie für den Gebrauch der Religionslehrer geschrieben haben. Sie werden diesen helfen, ihrer Verantwortlichkeit innewerden und sich im Geiste der Wahrheit und Liebe zu betätigen.

Das Evangelium verurteilt jeglichen Antisemitismus. Das Gebot des Meisters macht jeglichen Rassismus zunichte: „Liebet einander, so wie ich euch geliebt habe.“ Es war der Wille des Heilands, „die in der Mitte stehende Scheidewand zwischen den beiden Völkern“ (Eph. II, 14) niederzureißen. Sie sind einander „nahegebracht worden durch das Blut Jesu Christi“ (ebda. 13), so daß „da ist weder Jude noch Grieche“ und alle sind „eins in Christo Jesu“ (Gal. III, 28).

Die gesamte Heilige Schrift bezeugt die engen Bande, die uns geistlich mit dem Auserwählten Volke vereinen. Unsere Geschichte ist von der seinen nicht zu trennen; sie ist deren Fortsetzung und Vervollendung. Wir sind Erben der Abraham, Isaak und Jakob gemachten Versprechungen. In diesem jüdischen Volke hat Christus „Fleisch“ werden wollen. Aus diesem

Volke hat er seine Mutter gewählt; inmitten dieses Volkes ist er geboren worden und hat er gelebt. Diesem Volke gehörten seine Apostel an und alle Gläubigen der jungen Kirche. Was für besondere Gründe, um ein christliches Herz anzurühren!

Jesus hat gelitten, als er sein Volk außerhalb seiner Kirche bleiben sah. Der Christ wird mit ihm daran leiden. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn hat immer noch Geltung: diesmal ist der älteste abwesend. Sein Vater erwartet ihn: „Denn Gottes Gaben und Berufung gereuen ihn nicht.“ Wir, die jüngeren Brüder, sollen ihn auch erwarten: „der Wunsch unseres Herzens und unser Gebet ist, daß er gerettet werde.“ Schon bereiten wir uns darauf vor, ihn zu empfangen, denn der Apostel hat uns angekündigt, daß „ganz Israel gerettet werden wird“ und daß es bald „auch Barmherzigkeit erlangen“ wird (Röm. X u. XI). Dies soll der Christ vom jüdischen Volke glauben; und dies soll man ihn lehren.

Sie betonen mit Recht die Wichtigkeit einer genauen Unterrichtung über diesen Punkt und wie sehr es sich hier um einen Prüfstein für den christlichen Geist handelt.

Ihre Abhandlung, Herr Pater, wird eine wertvolle Hilfe für alle unsere Katecheten darstellen. Sie sagt alles Wesentliche und ist doch jedermann zugänglich. Sie überzeugt, denn sie begnügt sich damit, die historische und theologische Wahrheit darzulegen; dies ist besser als Apologie. Ich wünsche ihr eine weite Verbreitung und daß sich die Herausgeber der Religionsbücher ihrer bedienen mögen.

Notre-Dame-de-Sion möge Ihre Arbeit segnen!

gez. Charles de Provençères

Erzbischof von Aix, Arles und Embrun,

Präsident der Bischöflichen Katechismus-Kommission.

b) Die Juden in der christlichen Katechese

I. Unsere Haltung gegenüber den „getrennten Brüdern“ im allgemeinen.

Parallel zum Streben nach Einheit, das durch die Kirche unserer Zeit hindurchgeht, macht sich auch ein Bemühen um Wahrheit und Redlichkeit bemerkbar, das manche schematischen, ja sogar karikierenden Ansichten über die getrennten Christenheiten, das Judentum und die Nichtoffenbarungsreligionen berichtigt: will. Man legt sich mehr und mehr Rechenschaft davon ab, daß in dieser Hinsicht ein Bestreben nach Verständnis und Gerechtigkeit vonnöten ist. Mit der anspruchsvollen Treue gegen unseren Glauben soll sich eine aufrichtige Achtung vor den Menschen mit ihren Überzeugungen und Werten verbinden. Wir sollen ihnen gegenüber nicht Richter, sondern Zeugen sein. Dies regt uns an zum Fragen nach unseren eigenen Verantwortlichkeiten für die Zerrissenheit, welche die Kirche tief betrübt, und für die stetig weiter dauernde Entfernung jener, die ihr nie angehört haben. Danach können wir aus unserem Denken, Fühlen und Handeln alles wegschaffen, was den Graben zwischen unseren „getrennten Brüdern“ und uns vertieft: Verständnislosigkeit, Verachtung, Groll. Dies ist ein Grunderfordernis der Liebe. Aber mehr noch, die Erfahrung aller Tage zeigt, daß auf diesem Gebiet kein fruchtbares Handeln möglich ist ohne Arbeit an uns selbst. Je nach der offenen, d. h. wahrhaft katholischen oder verschlossenen Haltung, die wir

selbst angenommen und durch Lehre, Predigt und Veröffentlichungen unseren Brüdern in der Kirche gegenüber unseren Brüdern außerhalb dieser eingeprägt haben, tragen wir dazu bei, „auch alle zerstreuten Kinder Gottes in eins zusammenzubringen“ (Joh. 11, 52), oder wir hintertreiben es.

II. Unsere Haltung gegenüber den Juden

Nur eine Seite der Frage soll in diesen Seiten geprüft werden; ein Fall, der sich unserer Aufmerksamkeit aufdrängt sowohl durch sein enges Band mit der christlichen Lehre als auch durch seine praktischen Rückwirkungen, nämlich die Juden und die christliche Lehre, die die Juden betrifft.

Ein erster Unterschied zwischen diesem Fall und allen andern ist augenfällig. Im Unterricht (abgesehen von dem der Kirchengeschichte) und in der Predigt spricht man nur gelegentlich von den nichtkatholischen Christen und den Nichtchristen. Aber eine christliche Verkündigung ist unmöglich, ohne von den Juden zu sprechen. Wollte man sie totschweigen, so müßte man die ganze Offenbarung totschweigen: das Alte Testament, das Evangelium, Jesus von Nazareth, Sohn Gottes und Sohn Davids, und die Ursprünge der Kirche.

Ganz anders ist es, wenn im Bibelunterricht von den Assyriern, Philistern oder Römern gesprochen wird. Diese sind, nachdem sie eine beiläufige Rolle gespielt

ben, von der Bühne der Geschichte verschwunden. Die Juden aber haben unter religiösem Gesichtspunkt eine wesentliche Rolle gespielt, und sie sind immer noch da. Wir können ihnen alle Tage begegnen. Es sind Menschen aus Fleisch und Blut. Diese „Juden“ setzen wir spontan mit denjenigen der Heiligen Geschichte oder des Evangeliums gleich. Was übrigens keineswegs falsch ist, denn es gibt sehr wohl eine Art historischer Identität, eine fortdauernde Schicksalsgemeinschaft, welche bewirken, daß die Gruppe durch die einander folgenden Generationen hindurch bestehen bleibt.

Diese Gleichsetzung hat weitgehende Folgen. Die Lehren des Katechismus, der Predigten, der Literatur werden für viele Christen die ersten sein, denen sie begegnen, manchmal sogar die einzigen. Der Eindruck, den sie dabei bekommen haben, wird in einem großen Ausmaß die Meinungen und den Seelenzustand bestimmen, mit dem sie den Juden gegenüber treten, das Leben ihnen über den Weg schickt. Es kann das Gefühl der Achtung und Geneigtheit sein gegenüber dem von Gott erwählten Volke, dem Volke der Heiligen des Alten Bundes, unserer Ahnherrn im Judentum, dem Volke Jesu, Mariens und der ersten Apostel; oder aber ein Gefühl der Abneigung, der Verachtung und dumpfen Feindseligkeit gegen ein unmenschliches, treuloses, verworfenes, gefallenes und verfluchtes Volk. . . . Beide Reaktionen lassen sich beobachten. Gebe Gott, daß die zweite nicht die häufigere sei!

Die Geschichte macht den ganzen Ernst der Frage erkennbar. Welchen gegenseitigen Anteil auch die religiösen und soziologischen Faktoren an der Lage gehabt haben mögen, die sich für die Juden im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet hat, es wäre schwer zu streiten, daß es einen Zusammenhang gibt zwischen der harten Sprache, die gegenüber Israel so viele christliche Prediger und Schriftsteller geführt haben, und den Juden in der mittelalterlichen Christenheit zugefügten Demütigungen und Einschränkungen, den Verfolgungen, die die Juden in christlichen Ländern erlitten haben, den judenfeindlichen Gefühlen, die in den Seelen vom Christentum gebildeter Völker verankert sind. Von dieser schmerzhaften Vergangenheit, ihrer Erbschaft, ihren Atavismen sich zu befreien, ist nicht leicht, weder für die Juden, noch für uns. Die kürzliche Ausmerzung von zehn Millionen Juden zeigt zur Genüge, welches die letzten Folgen des Judenhasses sind. Ist es also nicht gut, sich auch über die anscheinend „harmlosen“ Formen des Antisemitismus zu beunruhigen? Also eher sollte uns die bloße Vorstellung, daß es sich um eine Verknüpfung geben könnte — sei es unbeabsichtigt und unfreiwillig — zwischen gewissen Formen der christlichen Katechese und jenen unmenschlichen und widerchristlichen Leidenschaften, im Tiefsten führen.

Der ganze Ernst einer solchen Mitschuld erscheint erst im Licht des Glaubens. In der Tat, die Juden allein sieht in den Juden nicht nur Brüder wie alle Menschen, sondern das Volk der ersten Befehle, der Zeugen von Gottes Verheißung, das ursprünglich von uns getrennt, aber immer von Gott geliebt und immer in der Kirche erwartet ist, die ihre Vollendung ohne es nicht erlangen kann. Seine Wiedereinsetzung ist nach St. Paulus bedingt durch unser Zeugnisablegen in Gestalt von Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Sowohl dieses Zeugnisablegen als auch im Gegenteil das Ärgernis des Unverständnisses und der Verachtung, das wir ihnen gegeben haben werden oder das wir ihnen gegenüber durch un-

sere Lehre erregt haben werden, haben eine zutiefst katholische und eschatologische Bedeutung.

III. Zu einer Klärung unserer Katechese

Vielerlei Versuche, Anregungen und Veröffentlichungen bezeugen, daß diejenigen zahlreicher werden, die sich dieser Wahrheit bewußt werden. Diese Reifung entspricht der gleichen, die wir heute in Bezug auf die Einheit der Kirche und die Missionen beobachten und auf die sich auch die gegenwärtige biblische Erneuerung wohltätig auswirkt.

Es macht sich also das Bedürfnis bemerkbar, die Katechese in allem, was die Juden berührt, den nunmehr besser verstandenen, gebieterischen Erfordernissen des christlichen Geistes anzupassen. Die folgenden Ausführungen möchten zu dieser Arbeit Anregung bieten und Wegweiser aufstellen.

1. Der Biblischen Geschichte des Alten Testaments ihre traditionelle Wichtigkeit und Rolle in jeder christlichen Unterweisung geben. *Unsere Geschichte* darin aufzeigen. („Geistlich sind wir alle Semiten“, hat Pius XI. gesagt.) Die Zusammengehörigkeit des Alten und des Neuen Testaments verstehen lehren, die Einheit des göttlichen Heilswerkes. Das Volk Gottes mit seiner noch zu vervollkommnenden Erkenntnis, mit seiner noch nicht zur Genüge aus seinem Nationalleben herausgeschälten Universalmission und seinen unvermeidlichen und sehr menschlichen Schwächen, aber auch mit der Größe seines Glaubens, seiner unverbrüchlichen Hoffnung, seinen großen Gottesmännern wird dadurch in lebendige Nähe rücken.

2. *Jesus, das fleischgewordene Wort*, konkret inmitten seines Volkes und Landes zeigen, mit seiner Mutter, seinen Aposteln, seiner jungen Kirche. Als Fortsetzer der Patriarchen und Propheten, der „wahren Israeliten“ (Joh. 1, 47), kommt er nicht, um „aufzuheben, sondern zu erfüllen“ (Matth. 5, 17).

3. *Ein wahrheitsgetreues Bild des mit Jesus zeitgenössischen Judentums* geben, mit seiner Atmosphäre der Krisis und Erwartung, den Abwegen, aber auch den Reichtümern seines religiösen Lebens, ohne übermäßige Vereinfachung, die daraus womöglich eine bloße Entartung macht. Eine derartige Deformierung ebenfalls vermeiden, wenn man vom *nachmaligen oder heutigen Judentum* spricht. Christus oder das Christentum erheben wollen durch systematische Herabsetzung des Judentums wäre ebenso unwürdig wie unzutreffend. Z. B. wird man vermeiden, das Alte Testament dem Neuen als ein Gesetz der bloßen Furcht dem der Liebe gegenüberzustellen. Der Religion Israels wohnt ein unbegrenztes Vertrauen in einen unendlich barmherzigen Gott inne, und sein erstes Gebot will, daß man Gott von ganzer Seele liebe. Wenn nun Christus wohl diese Offenbarung zu ihrer letzten Fülle bringt, so besteht er doch auch ebenso eindringlich wie das Alte Testament auf den göttlichen Forderungen und auf der ewigen Vergeltung. Was den Formalismus anlangt, der Israel schon von den Propheten oft vorgeworfen wird, ist dieser nicht eine Versuchung, der jede religiöse Praxis ausgesetzt ist?

4. Es ist besonders wichtig, den *Konflikt zwischen Jesus und den führenden Kreisen seines Volkes*, ebenso die *Passion* selbst, historisch und theologisch wahrheitsgemäß darzustellen.

Nur ein Teil der Juden in Palästina — diese selbst stellten schon zu jener Zeit nur eine kleine Minderheit der im ganzen Mittelmeergebiet verstreuten Juden dar — hat Jesus kennen können. Unter ihnen gab es schwache und verschlossene Seelen, aber auch begeisterte Mengen und treue Jünger. Der systema-

tische Widerstand gegen Jesus und seine schließliche Verurteilung sind nur die Sache einer beschränkten, dominierenden Gruppe, für die das Volk keinerlei Sympathie empfand, sowie maßgebender Religionsunterweiser, die durch ein allzu menschliches Festhalten an den Überlieferungen hingen, deren Hüter sie waren. An diese, die viel empfingen und ihrem Auftrag nicht gewachsen waren, richteten sich die strengen Vorwürfe und Drohungen des Herrn. In Treue und Untreue repräsentiert nun aber das auserwählte Volk die gesamte Menschheit. „Die Belehrung“, schreibt Pater Lagrange O.P., ist umfassend genug, um überall und zu allen Zeiten zu gelten. Und versichern nicht Jesus, Petrus und Paulus selbst vom dem tatsächlichen Verantwortlichen am Drama vom Golgatha, daß sie „aus Unwissenheit“ gehandelt haben (Luk. 23, 34; Apg. 3, 17; 1. Kor. 2, 8)?

5. Man wird also die Ausdrücke vermeiden, welche das ganze jüdische Volk oder gar die Juden aller Zeiten mit den gegen Jesus verbündeten Hauptern gleichzusetzen scheinen: „Die Juden haben Jesus zurückgewiesen, verurteilt, gekreuzigt“ — Johannes wendet gewiß oft den Ausdruck „die Juden“ an, nicht etwa auf alle Juden, sondern einzig auf die feindlich gesinnten Führer — Hohepriester, Älteste und Pharisäer —, so wie er oft „die Welt“ sagt, nicht um alle Menschen zu bezeichnen, sondern ausschließlich die, welche sich dem göttlichen Wirken widersetzen. Es handelt sich da um einen schematisierten Typus des Menschen, der sich dem Wort, das in die Welt gekommen ist, widersetzt, und nicht etwa um Juden in ihrer historischen Wirklichkeit. Ein solcher Sprachgebrauch wie man ihm auch in der Apostelgeschichte und bei gewissen Kirchenvätern oder in der Liturgie begegnet, sollte im richtigen Sinne verstanden und deutlich erklärt, nicht aber mechanisch übernommen werden.

6. Noch verweilt Israel als Gemeinde, indem es sich dem Evangelium versagt, schmerzlicher Weise abseits der Kirche. Heißt dies nun, daß sich darum seine Mitglieder irgendwie mit dem Urheber der Kreuzigung solidarisieren? Nur aus einer bewußten, starrsinnigen und persönlich sündigen Versagung kann einerartige Solidarität resultieren. Das gilt aber für jeden Menschen! Treue und Treulosigkeit — das geheimnisvolle Verhalten des menschlichen Herzens gegenüber dem göttlichen ihm Entgegenkommen — kann man in allen Völkern und zu allen Zeiten finden, sogar innerhalb der Kirche. Das Offenbarungslicht und all die empfangenen Gnaden steigern jedoch die Verantwortlichkeit Israels? Um wieviel mehr dann nicht die unsere?!

7. Um darzutun, was das wahrhaft bedeutet, wird man sich an die authentische Überlieferung der Kirche halten, so wie sie z. B. im Katechismus des Konzils von Trient ausgedrückt ist: Christus hat gelitten und ist gestorben um unser aller Heil willen und unser aller Sünden wegen. Niemand ist von der Solidarität der Sünde ausgenommen (die Unbefleckte selber ist eine auf besonders erhabene Weise Erlöste); niemand ist von der Wohltat des Heils ausgeschlossen. Die einzige Haltung, die angesichts des Kreuzes angebracht ist, ist nicht, andere anzuklagen, sondern über seine eigenen Sünden zu weinen.

Man sollte also rednerische Übertreibungen vermeiden, welche, um die Gestalt des leidenden Heilandes erschütternder zu zeichnen, hart und beharrlich über seine Widersacher herziehen, über diese hinaus alle Juden mit dem grauenregenden Erbe des „Gottesmordes“ belasten und dadurch tiefen Widerwillen gegen sie einflößen.

Indem man die Juden so die Last des Kreuzes fühlen läßt, gewöhnen wir sie daran, im Kreuz eine Quelle

der Trennung und des Hasses zu sehen, und verbergen ihnen seine wahre Bedeutung, die der Einheit und der Liebe (Eph. 2, 11—18).

8. Der Übergang zwischen dem Volke des Alten Bundes und dem des Neuen Bundes sollte gewissenhaft dargetan werden. Das Evangelium läßt — z. B. in manchen Gleichnissen — einen umwälzenden Strukturwandel des Gottesvolkes voraussetzen: seine Institutionen werden einer tiefgreifenden Umbildung erfahren, seine Grenzen sich über die ganze Welt hinaus ausdehnen, um die Heiden aufzunehmen, die zu Christus kommen und so durch den Glauben zu Abkömmlingen Abrahams werden. Daraus ergibt sich vom selber, daß die exklusiv bevorzugte Rolle des jüdischen Volkes als solchen ein Ende findet. In der Kirche gibt es nunmehr „weder Jude noch Heide“ (Gal. 3, 28). Aber nichts deutet im Neuen Testament darauf hin, daß die Gesamtheit des jüdischen Volkes künftig verworfen sei, daß in der Heidenkirche die Heiden schlechthin an seine Stelle gesetzt werden sollen. Zu Beginn im Wesentlichen aus Juden zusammengesetzt, dann in ihrer überwältigenden Mehrheit aus Heiden, bleibt die Kirche immer der „treue Rest“ Israels, der durch die Berufung der Völker erweitert worden ist, und in ihrem Schoß soll sie Juden und Heiden vereinen.

9. Ebenso sollte man unterstreichen, daß nichts im Neuen Testament den Gedanken zuläßt, das jüdische Volk stehe nunmehr unter der Last einer geheimnisvollen Vergeltung, einer Verstoßung oder eines Fluches.

Z. B. der Verwünschung einer Gruppe von Manifestanten, die vor dem Prätorium von Anführern aufgehetzt worden waren: „Sein Blut sei über uns und unseren Kindern!“ (Matth. 27, 25) einen solchen Sinn zu geben — indem man annimmt, daß Gott selbst sie sich zu-eigen macht und auf Millionen Unschuldiger zurückfallen läßt — wäre einbarer Unsinn, der an Gotteslästerung grenzen würde. Ebenso: wollte man in der Zerstörung der jüdischen Selbständigkeit und der Zerstreuung des jüdischen Volkes (ein Zustand, welcher den Fügungen der göttlichen Vorsehung gemäß für die Verbreitung des Evangeliums günstig war) eine Strafe für die Verurteilung Jesu sehen, so vergäße man damit, daß zur Zeit Jesu der größte Teil des Volkes schon seit langer Zeit zerstreut und die völkische Selbständigkeit längst dahin war. Die Zerstörung Jerusalems und des Tempels ist das Signal für das Ende des „Regimes“, dessen Vertreter sich Jesu widersetzt haben, und nicht das des ganzen Volkes. Aber lassen die jahrhundertlangen Leiden und Demütigungen des jüdischen Volkes nicht den Gedanken an einen auf ihm lastenden Fluch aufkommen? Die ganze Schrift und die gesamte christliche Erfahrung sprechen im Gegenteil dafür, daß die Prüfungen, die Gott sendet, noch immer seine Liebe bezeugen.

Die Lehre Pauli läßt keinem Zweifel Raum: „Nein! Gott hat sein Volk nicht verworfen“ (Röm. 11, 1—2); trotz ihrem Widerstand gegen das Evangelium „sind sie in Hinsicht der Auserwählung Lieblinge um der Väter willen“, „dann Gottes Gaben und Berufung gereuen ihn nicht“ und schließlich wird „ganz Israel gerettet werden“ (ebda. 11, 26—29). Die sichtlich von der Vorsehung gewollte Bewahrung des jüdischen Volkes bezeugt die Treue Gottes gegenüber seinen Heilsratschlüssen.

10. Auch sollten wir niemals vom Gefallen sein Israels als eines Volksganzen sprechen, ohne, sei es wenigstens mit einem Wort, an die göttlich gewährleistete Hoffnung auf seine Wiedereinsetzung zu erinnern. Das würde die ganze Frage ein für allemal in die

theologisch einzig richtige Gesamtperspektive setzen. Hier liegt in der Tat der Schlüssel für die geheimnisvolle Schicksalsgeschichte Israels. Wenn schon der Fall einer großen Zahl in Israel die Verkündigung und das Heil der Heiden begünstigt hat, um wieviel mehr wird die Wiedereinsetzung ganz Israels der Kirche unendliche Freude bringen, eine unvergleichliche Fülle in der Einheit des Gottesvolkes, letzten Triumph göttlicher Barmherzigkeit und Treue (R. 11, 11—15, 32—36; siehe im Ganzen die Kapitel 9—11).

Schlußgedanke.

Diese Ansichten werden einen mehr oder einen minder großen Raum einnehmen im Rahmen eines bloß grundlegenden oder eines breiter angelegten Unterrichtes. Das Wesentliche aber auf allen Stufen ist, daß die Religionslehrer, die Prediger usw. selber von dem christlichen Verständnis des Problems durchdrungen sind und ihm infolgedessen ständig in ihrem Unterricht voll Rechnung tragen können. Man wird ohne Mühe den richtigen Ton finden, wenn man in dieser Hinsicht innerlich selbst auf die Forderungen des Glaubens und der Liebe abgestimmt ist.

Handelt es sich um eine Einzelfrage? Gewiß nicht! Haben wir doch deren ganze katholische Tragweite an den Tag gelegt. Ihre religiöse Wichtigkeit und ihre praktischen Rückwirkungen machen sie zu einem Prüfstein des christlichen Geistes, des gelebten Glaubens, der ja das Ziel jeden Religionsunterrichts ist.

Das Heil Israels und das Heil der Welt in ihrer geheimnisvollen Verbundenheit stehen auf dem Spiel in jedem Gedanken, in jedem Wort, jeder Geste des Christen, die sich auf die „zerstreuten Kinder Gottes“ beziehen. Möchten sich doch alle, die in irgendeiner Form am Lehrauftrag der Kirche teilhaben, ihrer Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht bewußt werden!

Ergänzende Anmerkung über einige Evangelientexte bezüglich der §§ 5, 8 und 9.

a) Wenn Jesus die Menge in Gleichnissen lehrt, so ist der Grund dafür nicht in der ablehnenden Haltung der Zuhörenden zu suchen (Matth. 13, 10—17; Mark. 4, 10—12; Luk. 8, 9—10). Es handelt sich einfach um die Offenbarung von ihrer eigenen Natur nach geheimnisvollen Dingen (Matth. 13, 34—35), in einer außerordentlich erzieherischen Form, die im Orient sehr gebräuchlich ist und für empfängliche Hörer leicht zugänglich. Aber die Offenbarung wird unvermeidlich zur Verurteilung jener, die sie verweigern; daran erinnern die Evangelien — in Voraussicht des Scheiterns der Predigt bei dem größten Teil des Volkes — mit Nachdruck, wobei sie sich auf Jesaias (6, 9—10) beziehen.

b) Wie die anderen Gleichnisse des Evangeliums, verkündet auch das der *mörderischen Weingärtner* weder Verwerfung und Verdammnis des Gesamtvolkes, noch die einfache Ersetzung der Juden durch die Heiden. Der Weinberg ist eines der überlieferten, biblischen Bilder des Gottesvolkes; die Gärtner, denen jener Weinberg anvertraut ist, können nur die Häupter sein, welche die Autorität in Israel innehaben. In der Tat: „als nun die Hohenpriester und Pharisäer seine Gleichnisse hörten, merkten sie, daß er von ihnen sprach“ (Matth. 21, 45). Da sie ihren Auftrag nicht erfüllt haben, werden sie kein Teil haben am Aufbau des Gottesreiches, und im Moment, da das Volk Gottes in die letzte Phase seiner Geschichte eintritt, wird es einer neuen Hierarchie anvertraut werden, einer neuen Einrichtung, die ihm erlauben wird, ein geistliches „Volk“ zu werden, das allen offensteht, und das durch den Glauben vereint wird und nicht durch ein völkisches Band. Kein Übergang

von einem Volke zu einem andern im ethnischen Sinne des Wortes, sondern nur von einer Strukturform des Gottesvolkes zu einer andern.

Das Gleichnis vom Hochzeitsmahl (Matth. 22, 1—14, Luk. 14, 15—24) hat die gleiche Umwandlung des Gottesvolkes zum Gegenstand. Es hat die führenden Kreise im Auge, die sich Jesus und seinem Werk widersetzen, — Gesetzeslehrer und Priesteraristokratie, — zeigt eine Vorliebe für die Kleinen, Armen und Niedrigen, schließlich unterstreicht es, daß der Eintritt in das Königreich eine Sache der Gnade und nicht erworbenen Rechtes ist.

Dieselbe Lehre wird eingeprägt in Matth. 8, 10—12: wie der Hauptmann von Kapernaum, dessen Knecht Jesus soeben geheilt hat, werden nunmehr die Menschen aller Völker durch den Glauben in den Besitz der Erbschaft Abrahams, Isaaks und Jakobs gelangen können, während jene, die das Königreich nicht als Gnade, sondern als Recht kraft Geburt („die Söhne des Königreichs“) in Anspruch nehmen, davon ausgeschlossen bleiben. (In Luk. 13, 28—29, liest man die gleiche Wendung in einem anderen Zusammenhang, als Antwort auf eine Frage nach der Zahl der Erwählten.)

c) Was die Erzählung vom *verdorrtten Feigenbaum* (Matth. 21, 18—22; Mark. 11, 12—14, 19—25) anlangt, so deutet nichts im Text darauf hin, daß es sich da um ein Symbol der Verdammnis oder der Bestrafung Israels handelt, wie man es oft behaupten hört. Jesus selber erklärt, wie man es nicht klarer könnte, den Sinn seines Tuns: nichts ist dem Glauben, dem vertrauensvollen Gebet unmöglich. Das Gleichnis vom *unfruchtbaren Feigenbaum*, das man bei Luk. 13, 6—9 nach einer Ermahnung zur Buße liest (und das man wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Bilde des verdorrtten Feigenbaumes mit diesem in Zusammenhang gebracht hat, zeigt ganz allgemein die Notwendigkeit eines wirksamen Glaubens und auch die Geduld, mit der Gott die Früchte eines solchen Glaubens abwartet. d) Man wird hier nicht nötig haben, auf die in Matth. 27, 25 berichtete Verwünschung zurückzukommen, welche oft als Grundlage für den Volksglauben dient, nach welchem ein Fluch auf dem jüdischen Volke laste. (Vgl. III, 9; S. 14).

e) In der eschatologischen Rede Jesu (bes. Matth. 23, 36—39, 24, 1—3, 15—20, Mark. 13, 1—4, Luk. 19, 41—44, 21, 5—7, 20—24), wo man die Sprechweise und die Sicht der Propheten Israels wiederfindet, — sind die drohende Katastrophe, die über Jerusalem und Judäa niedergehen wird, die Prüfungen, die die Kirche erwarten und die Plagen der letzten Zeiten wie überlagert. Deutlich angekündigt wird hier die Zerstörung des Tempels und der Heiligen Stadt, zugleich mit der Besetzung der letzteren durch die Heiden für eine Zeitdauer, deren Länge nicht genau angegeben wird, und der Verschleppung ihrer Einwohner. Die Stadt und der Tempel sind das Symbol der alten Ordnung des Gottesvolkes und der Sitz seiner Institutionen. Ihr Fall bedeutet das Ende dieser Ordnung und trägt den Charakter einer Strafe für seine offiziellen Repräsentanten, die sich der ungeheuren, von Jesus gebrachten Erneuerung widersetzt haben. (Übrigens bilden bei Matthäus die Vorwürfe und Prophezeiungen, die Jesus voll Traurigkeit über die Heilige Stadt ausspricht, den Abschluß eines ganzen Kapitels — 23 —, das aus Vorwürfen und Drohungen gegen die „Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer“ zusammengesetzt ist.) Wie die Prüfungen, die Israel in der Vergangenheit gekannt hat, wird diese Katastrophe ohne Zweifel viele Leiden für das ganze Volk von Jerusalem und Judäa (Luk. 21, 23—24)

nach sich ziehen; aber nichts berechtigt zu der Behauptung, daß es sich hier um eine Strafe handle, die das ganze jüdische Volk trifft, und noch weniger; daß diese auf immer zu dauern bestimmt sei.

Die Worte, welche Jesus in Luk. 23, 28—31, an die „Töchter Jerusalems“ richtet, weisen deutlich auf dieselben Bedrängnisse hin wie die Kapitel 19 und 21; Bedrängnisse, welche dicht bevorstehen und lokalen Charakter haben, und die zugleich die der letzten Zeiten vorbilden.

f) Das Gebet Jesu um Verzeihung (Vater, vergib ihnen... Luk. 23, 34) nur für die Juden und für alle Juden zu verstehen, als wenn nur sie, aber sie alle

mit der Verantwortlichkeit für den Tod Jesu beladen wären, wäre, was den Text anlangt, völlig unberechtigt und der kirchlichen Überlieferung widersprechend. Das Gebet Jesu bezieht sich zunächst auf die tatsächlich an seinem Tod Verantwortlichen und über diese hinaus auf alle Sünder.

g) Um Abschnitt 5 zu vervollständigen, weisen wir auf einige Texte des Johannesevangeliums hin, in denen der Ausdruck „die Juden“ eindeutig nur die Jesu feindlich gesinnten führenden Kreise bezeichnet: J 1, 19; 2, 18—20; 5, 10—18; 7, 1, 11—13; 8, 48 bis 57; 9, 18—24; 10, 31—33; 18, 14, 31; 36; 38; 19, 7, 12, 14, 31, 38; 20, 19.

c) Ergänzende Gesichtspunkte zur Démannschen Schrift

Der folgende Briefwechsel ist begonnen worden, weil es nicht zu verantworten gewesen wäre, zwei immerhin wichtig erscheinende Auslegungs-Differenzen gegenüber P. Démanns verdienstvoller Schrift bei deren deutscher Wiedergabe im „Rundbrief“ unausgesprochen zu lassen. Nachdem diese abweichenden Überzeugungen einmal pflichtgemäß geäußert sind, lassen wir gern dem Verfasser das letzte Wort und beschränken uns darauf zu bemerken; daß unser erster Einwand letztlich seinem Versuche gilt, aus Gal. 3, 28 zu folgern, daß ein für allemal „die exklusive bevor-

zugte Rolle des jüdischen Volkes als solchen“ ein Ende gefunden habe (Wozu Röm. 3, 1 f. und unser Briefwechsel mit Msgr. Prof. Meinertz unter 4. zu konsultieren wäre.) Und im Übrigen, daß wir die typologische Schriftauslegung, um die es sich bei unserem zweiten Einwand am Beispiel des Feigenbaumes im Grunde handelt, allerdings für eine Sache der Tradition im verbindlichen Sinn des Wortes halten (vgl. Nr. 16, S. 12 ff.), nicht für eine bloße Angelegenheit mehr oder minder häufig wiederholter Privatmeinung.

K. Th.

Basel, den 30. Juli 1952.

Verehrter und lieber Herr Pater Démann,

Sie wissen; mit welcher Freude wir das Erscheinen Ihrer Arbeit über „Die Juden im christlichen Religionsunterricht“ begrüßt haben und wie dankbar wir sind, die deutsche Übersetzung dieser Schrift in unserm Freiburger Rundbrief veröffentlichen zu dürfen, da sie uns als eine höchst wertvolle und bereicherte Abwandlung des Gedankengangs erscheint, der erstmals in Gestalt der Seelisberger Thesen an die Öffentlichkeit gelangte; dann durch deren Schwalbacher Fassung die kirchlich approbierte Form erhielt, die wir zusammen mit jenen in Nr. 8/9 veröffentlichten und die nun von Ihnen eine besonders glücklich auf die praktischen Bedürfnisse des Religionsunterrichts zugeschnittene Form erhielt.

Eben weil uns dieses Ihr Werk so wichtig ist, werden Sie verstehen, daß wir es nicht veröffentlichen möchten, ohne den Rundbrief-Leserkreis gleichzeitig — in Gestalt dieses Briefes — auf zwei Punkte aufmerksam zu machen; worüber exegetische Meinungsverschiedenheiten zu bestehen scheinen; vielleicht werden Sie dieselben durch eine Antwort, welche wir dann gleich mitveröffentlichen würden, wenn Sie uns noch rechtzeitig erreicht, beseitigen können.

Sie schreiben unter III, 8, von der Apostelzeit an gebe es in der Kirche „weder Jude noch Heide“ (Gal. 3, 28). Nun lautet die Stelle Gal. 3, 27 f. vollständig: „Soweit ihr nämlich auf Christus getauft seid, habt ihr Christus angezogen; da ist nicht Jude noch Grieche; da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christus Jesus.“ Da nun Paulus nirgends den vorgefundenen weltlich-rechtlichen Standesunterschied zwischen Sklaven und Freien aufzuheben strebt, noch gar den natürlichen Unterschied zwischen Mann und Frau zu beseitigen auch nur träumt, meine ich — mit einer stets wachsenden Zahl von andern Auslegern — folgern zu müssen, daß Paulus die Kirche als eine Einung (Ichud) von Juden und Griechen (bzw. „Heiden“, „Völkern“) im Messias sieht, nicht aber als eine Nivellierung des nun einmal durch die unwiderrufliche Erwählung Israels (Röm. 11, 29) von Gott Selbst

gesetzten Unterschieds zwischen den beiden Gruppen: Israel und der übrigen Menschheit. Was immer daraus gefolgt werde, dieser exegetische Befund scheint mir unanfechtbar festzustehen.

Sodann schreiben Sie unter c) in Ihrer „Ergänzenden Anmerkung über einige Evangelientexte“, die Erzählungen vom verdorrten und vom unfruchtbaren Feigenbaum hätten nichts mit Israel zu tun.

Daß aber mit dem bei der dritten Prüfung durch seinen Herrn (vgl. den Drei-Schritt Matth. 21, 1—17!) noch immer unfruchtbaren und trotzdem in Gnaden weiter verschonten Feigenbaum (Luk. 13, 6—9) Israel gemeint ist, bezeugen nicht nur einmütig die Väter (z. B. Ambrosius, Augustin, Gregor der Große), sondern deutet auch die liturgische Lesung des Textes neben dem vom Versöhnungstag an (Lev. 23, 26—32), wie Ildefons Schuster, Liber Sacramentorum V (Regensburg 1932, S. 167 und 171) zu erkennen gibt. Dem Zusammenhang des 13. Lukas-Kapitels nach steht diese typische Bedeutung des Feigenbaums hier für mich über jeden Zweifel erhaben fest. Nun bemerkt J. Schmid in seinem Lukas-Kommentar treffend: Dieses Gleichnis vom Feigenbaum, „das einen schon in der Bußpredigt des Täufers (3, 9) ausgesprochenen Gedanken anschaulich macht, dient bei Lukas als Ersatz der Markus-Erzählung“ — vom verdorrten Feigenbaum. Lukas, hier wie stets hellhöriger Schüler des Heidenapostels, der den Heidenchristen Respekt vor Israel empfahl (Röm. 11, 15 ff.), zog es vor, das deutlicher tröstende Gleichniswort Jesu vom Feigenbaum Israel statt der im Vordergrund nur drohenden Gleichnistat zu berichten; und die Kirche folgte dem in ihren Lesungen aus dem Evangelium. Aber auch die Gleichnistat wird ja durch das Wort vom Erfüllungsgewissen Gebet bergeversetzenden Glaubens tröstlich ergänzt (Matth. 21, 21 f.; Mk. 11, 22); zeigt doch die Parallelstelle mit dem „Maulbeer-Feigenbaum“ bei Lukas (17, 6), daß Gegenstand dieses Gebets in besonderer Weise wiederum die Einwurzelung Israels ins Völker- Meer, d. h. die versöhnende Einung von Juden und Heiden unter Gottes Königsherrschaft ist.

Ich darf das ohne den m. E. zwingenden Beweis hinsetzen, weil er für diesen Brief zu breit angelegt wer-

den müßte; was für unsern Zweck genügen dürfte, ist, daß sich auch diese dem traditionellen Verständnis gemäßige Interpretation des Feigenbaums im Evangelium dessen uns beiden am Herzen liegender Grund-Aussage einordnet: Jesu ewige Verheißung für sein Volk überwiegt unendlich die befristete Drohung; das hat christliche Katechese und Verkündigung jedermann unauslöschlich einzuprägen.

Durch dieses Anliegen aufrichtig mit Ihnen verbunden grüßt Sie herzlich, Ihr ergebener

Karl Thieme.

Lieber, verehrter Herr Professor Thieme!

Sie wissen, welch große Schätzung ich den Bestrebungen entgegenbringe, deren Organ Ihr *Rundbrief* darstellt. So habe ich denn auch mit großer Freude Ihrer Bitte entsprochen und meine Zusage zu einer Veröffentlichung einer deutschen Übersetzung meiner Broschüre „Die Juden in der christlichen Katechese“ im „Rundbrief“ gegeben. Und da es Ihr Wunsch war, diesem Text einige persönliche Bemerkungen anzufügen, so nehme ich Ihr freundliches Anerbieten, als Antwort auf Ihre Ausführungen meinerseits einige Betrachtungen anzuschließen, gerne an.

Ich benutze ebenfalls die Gelegenheit um zu präzisieren, daß der Zweck, den die Abfassung meiner Broschüre verfolgte, nicht allein darin bestand, die Ausdrucksform fundamentaler christlicher Anschauungen in Bezug auf Israel den praktischen Bedürfnissen des Religionsunterrichts und des Predigeramts besser anzupassen, sondern auch darauf hienzielte, die Bestrebungen nach positiver Erneuerung in diesem Bereich — über deren Notwendigkeit wir übereinstimmen — in exegetischer und theologischer Hinsicht besser und fester zu fundieren.

Zur Antwort auf Ihre beiden geschätzten Bemerkungen möchte ich denn Folgendes sagen:

1. Es handelt sich da einfach um ein Mißverständnis, und mir scheint, daß Sie bei aufmerksamer Lektüre meines Textes ohne Schwierigkeiten zur gleichen Überzeugung gelangen werden. Es liegt in der Tat offen auf der Hand, daß in Gal. 3 in keinerlei Weise von etwaigen ethnischen oder sozialen Unterschiedlichkeiten zwischen Juden und Griechen, Sklaven und Freien, zwischen Mann und Frau die Rede ist. Paulus bringt hier, wie an so vielen anderen Stellen, zum Ausdruck, wie von nun an alle, der Mann wie die Frau, der Sklave wie der freie Mann, Jude und Heide sich Gott und dem von Christus gebrachten Heil gegenüber in ein und dieselbe Situation versetzt finden. Diese Unterschiedlichkeiten aufheben oder aufrechterhalten zu wollen, dies kommt dem Apostel nicht einmal in den Sinn. Daß er sich die Kirche im Sinne einer „Einigung“ von Juden und Heiden vorstellt, darüber stimmen wir absolut überein, und am Schlusse des betreffenden Paragraphen (III. 8) meiner Broschüre ist dies wörtlich ausgesprochen.

2. Hier, muß ich gestehen, empfinde ich einige Schwierigkeiten, Ihre Überlegungen zu fassen. Es handelt sich in erster Linie und in der Hauptsache um Matth. 21, 18—22 und Mark. 11, 12—14, 19—25: dies sind die Texte, die oft irrtümlich ausgelegt und mißbräuchlich angewandt werden. Die von Ihnen aufgestellten Beobachtungen hingegen beziehen sich auf Luk. 13, 6—9. Wären selbst Ihre Anmerkungen zu dieser Stelle in Lukas überzeugend in ihren Schlüssen, so wäre damit für die erwähnten Stellen bei Matthäus und Markus noch absolut nichts erwiesen, da die letzteren mit dem Lukastext nichts gemein haben, und daß hier und dort vom Feigenbaum die Rede ist — bei Lukas als Bild, bei Matthäus und Markus gegenständlich — reicht wirklich nicht aus, um

zwischen diesen Texten eine Parallelbeziehung herstellen zu wollen.

Was die den Lukastext betreffende Argumentation anbelangt, so möchte ich Folgendes bemerken:

a) Eine Annäherung zwischen Luk. 13, 6—9 und Matth. 1, 1—17 erscheint mir reine Willkür, zu welchen nichts in den Texten Befindliches berechtigt.

b) „Die Übereinstimmung der Väter“ — da wo sie tatsächlich besteht! — ist soweit von Wert, als es sich um den Glauben der Kirche handelt, für welche sie im höchsten Grad verehrungswürdige Zeugen sind; doch geht es hier natürlich nicht um eine Glaubensfrage, und die „einmütige“ Anschauung eines Ambrosius, Augustinus und Gregorius über diesen Punkt resultiert ganz einfach aus der Tatsache, daß jeder von ihnen seinem Vorgänger vieles entlehnt hat.

c) Wenn irgend etwas mit der liturgischen Lesung von Lukas 13, 6—9 im Verein mit Lev. 23, 26—32 bewiesen sein sollte, so die Tatsache, daß man den Lukastext berechtigterweise als eine Ermahnung zur Reue auffaßt, wie ich dies unter c) meiner ergänzenden Anmerkungen gemacht habe.

d) Ich kann im Zusammenhang des 13. Kapitels in Lukas nichts finden, worauf sich Ihre Auslegung stützen könnte. Spielen Sie vielleicht auf die Verse 25—35 an? Erstens scheinen sie mit dem Anfang des Kapitels nicht unmittelbar verknüpft zu sein. Die Verse 25—30 stellen eine Ermahnung dar, deren universelle Tragweite durch die Verse 29—30 hervorgehoben wird. Der sehr nuancierte Ton des Schlusses zeigt, daß es sich nicht um das Volk in seiner Gesamtheit handelt. In den Versen 31—35 geht es um Jerusalem als um das Sinnbild der schlechten Hirten Israels, die auch manche Propheten umgebracht haben. Von den „Winzern“ ist die Rede, nicht aber von der „Weinrebe“!

e) Es existiert keinerlei exegetischer Grund, die Annahme zu rechtfertigen, Lukas habe durch das Gleichnis 13, 6—9 in seinem Evangelium „ersetzen“ wollen, was Markus unter 11, 12—14 bringt. Überdies beruht diese Erklärung auf einem „circulus vitiosus“. Sie sind der Meinung, Lukas wolle auf dem Respekt heraus, den er Israel gegenüber empfindet, die für Israel bedrohend lautende „Gleichnistat“ des Markus durch einen zwar ähnlichen, jedoch „tröstlicheren“ Text ersetzen. Damit wird aber schlechthin vorausgesetzt, was gerade zu beweisen bliebe, nämlich, daß dem Markustext überhaupt eine für Israel drohende Note innewohnt. Nun enthält diese Stelle aber auch nicht das geringste, was gerade ein solches zu mutmaßen gestattete.

f) Ihre Erklärung setzt voraus, daß der Feigenbaum im Alten Testament als traditionelles Bild für das Gottesvolk verwendet wird. Dies ist aber nicht der Fall. Nur ein einziges Mal, unter den zahlreichen Anwendungen dieses vertrauten Bildes in der Bibel, bezieht sich dieses auf Israel (Joel, 1, 7).

g) Es ist mir vollkommen unverständlich, wo Sie bei Lukas 17, 5—6 eine Anspielung auf Israel, auf die Nationen und auf beider Einigung im Reiche Gottes sehen können.

h) Was den „traditionellen“ Charakter der den Feigenbaum Israel gleichsetzenden Auslegung anbelangt, — von welcher Art Tradition ist hier die Rede? Ganz gewiß nicht von der Tradition, ganz gewiß nicht von der authentischen Überlieferung der Offenbarung in der Kirche. Eine durch nichts gerechtfertigte Ansicht wird noch nicht dadurch „traditionell“, daß man sie unbeirrt stets wiederholt.

Diese wenigen Überlegungen mögen, vielleicht nicht ohne Nutzen eines der Ziele hervortreten lassen; die unsere gemeinsamen Bestrebungen sich zur Aufgabe zu setzen haben; nämlich das, was wir die Juden betreffend lehren; nicht auf Meinungen oder menschliche Vorurteile aufzubauen, und seien diese noch so

verbreitet und noch so alt eingepflanzt; sondern vielmehr auf die von Gott inspirierten Texte; verstanden im Lichte einer gesunden Exegese und des lebendigen Glaubens der Kirche.

Ihr herzlich ergebener
P. Démann.

6. Luther und die Juden

Von Prof. Dr. Ernst Wolf, Göttingen

Ein Resumé seines vorjährigen Hattenheimer Referats (vgl. Nr. 12/15, S. 32) hat Prof. Wolf in Nr. 9 der Zeitschrift „Bekennende Kirche“ vom 15. 9. 1951 aus gegebenem Anlaß publiziert. Mit seinem Einverständnis freuen wir uns daraus das Kernstück übernehmen zu dürfen.

Das Judenproblem ist für Luther primär ein religionskritisches Problem. Durch sein Verständnis des „Wortes Gottes“ war ihm vor allem die Judenfrage gestellt, und zwar a) im Sinn des reformatorischen Formalprinzips der Alleingültigkeit der Bibel; b) im Sinn des Verständnisses der Bibel als Gesetz und Evangelium und; c) im Licht des exegetischen Problems vom Römer 9—11, das heißt im Licht der Frage nach dem jüdischen Endschat. Dazu einige knappe Erläuterungen:

ad a): Die rabbinische Tradition vergewaltigt nach Luthers Meinung; das Wort Gottes ganz ebenso wie diejenige des Papsttums. In beiden Vergewaltigungen des Textes zeigt sich „Verstockung“; bei den Juden schon seit 1500 Jahren. Durch sinnändernde Punctuation greifen sie in den Text ein. Vor allem streitet Luther mit ihnen um die Auslegung der messianischen Weissagungen. Jede Auslegung, die nicht nach der „Analogie des Glaubens“ (Röm. 12,7) Christus als Sohn Gottes in der Schrift findet, ist Ungehorsam gegen die Schrift. Also auch die rabbinische Exegese, trotz ihrer partiellen philologischen Überlegenheit. Dieser Ungehorsam ist das Fundament der dem Juden vorgeworfenen „Lügen“. Die Anwendung des reinen Vernunftprinzips in göttlichen Dingen führe zu einem Verständnis der Bibel nur als Gesetz, nicht auch als Evangelium.

ad b): „Judaet habent opera“, das heißt sie hoffen durch ihre Gesetzeserfüllung das Heil zu erlangen. In seiner religionskritischen Sicht versteht Luther das Judentum in Parallele zu dem Papsttum und den Schwärmern als Typus einer Gesetzkultreligion. Die Gesetzkult ist auch der Grund für die von ihm bekämpfte jüdische These, daß um der Sünde Israels willen das Eintreten der messianischen Verheißungen um 1500 Jahre verzögert sei und daß daher der Messias nicht in Jesus anzuerkennen sei. Bestimmte Bücher der Bibel gelten Luther von da aus als spezifisch „jüdisch“ (Sapientia Salomonis, Esther, 2. Makkabäer, im Neuen Testament der Jakobusbrief). — Dieselbe Gesetzkult ist für Luther auch der Grund des antichristlichen Hochmuts der Juden. Dieser stützt sich auf die Abstammung von Abraham, auf die Beschneidung, auf den Besitz des mosaischen Gesetzes, des Hl. Landes, Jerusalems und des Tempels. Hochmut ist es, diese sonst wertvollen Privilegien vor Gott geltend zu machen. — Diesen Erwähltheitshochmut, der als religiöser Hochmut für alle nichtchristlichen Religionen charakteristisch sei, widerspreche aber die elende Lage der Juden in der Gegenwart. Ihren völlige Verknechtung, äußerlich an Menschen, eligiös an menschliche Gesetze, ist nach Luthers Urteil die Wirkung des Zornes Gottes, die Folge der Ablehnung Christi und die buchstäbliche Erfüllung des Rufes: „Sein Blut komme über uns“ (Matth. 27,25). Mit diesen traditionellen Erklärungen für die elende Lage der Juden verbindet Luther ferner als weitere

Folge des Erwähltheitshochmuts den sittlichen Tiefstand der Juden. Er verdeutlicht ihr durch die Aufnahme und Weitergabe der üblichen jüdenfeindlichen Gerüchte und Verleumdungen des spätem Mittelalters. Früher hatte Luther diese Gerüchte als Infamie abgelehnt. Seit 1540 will er sie allem Anschein nach doch glauben. Sie fassen sich für ihn zusammen in den verschiedenen Formen jüdischer bzw. angeblich jüdischer Schmähungen Christi und in den verschiedenen christenfeindlichen Äußerungen und ähnliches) der Juden; so vor allem auch im jüdischen

6. Luther und die Juden

Ein Resumé seines vorjährigen Hattenheimer Referats (vgl. Nr. 12/15, S. 32) hat Prof. Wolf in Nr. 9 der Zeitschrift „Bekennende Kirche“ vom 15. 9. 1951 aus gegebenem Anlaß publiziert. Mit seinem Einverständnis freuen wir uns daraus das Kernstück übernehmen zu dürfen.

Gebet um Vernichtung der Gojim. Aber auch Wucher und Heimtücke der jüdischen Ärzte werden genannt. Dieser „Christenhaß“ der Juden erscheint Luther so unvorstellbar, daß er ihn sich nur metaphysisch erklären kann: aus der Feindschaft des Teufels gegen Gott.

Daraus zieht Luther Folgerungen: den Juden ist mit „scharfer“ Barmherzigkeit zu begegnen. Die Christen sollen nicht den Zorn Gottes von den Juden abwehren wollen. Sie sollen sich auch nicht durch Duldung der Juden fremder Sünde teilhaftig machen. Die Ablehnung der einen, der christlichen Wahrheit durch die Juden ist für das staatliche Gemeinwesen nicht tragbar. Es ist Pflicht der Obrigkeit, gegen das öffentliche jüdische Antichristentum einzuschreiten. Das letzte Mittel ist die Landesverweisung, aber auch Zinsverbot und Zwang zur Arbeit werden genannt. Wir können zusammenfassend sagen: Luthers Stellung gegen die Juden ist motiviert durch seinen Kampf um die Ehre Christi; aber im Rahmen der Idee des corpus christianum, der geschlossen christlichen abendländischen Welt muß sich diese religiös motivierte Stellungnahme zugleich auch notwendig politisch auswirken. Darin ist Luther Kind seiner Zeit.

Gottes Zorn überschattet so für ihn die Missionsaufgabe an den Juden; aber die Hfning hört nicht auf, daß Gott dennoch Juden zum Glauben ihrer Väter und damit auch an Christus bekehren werde.

ad c) Röm. 11, 25 f. („Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde“) ist für Luther eine „dunkle“ Aussage. Luther teilt die traditionelle Auffassung dieser Stelle nicht, daß alle Juden bekehrt werden sollen. Zwar ist Israel nicht gänzlich verworfen, aber Gott wird nur einzelne, wenige berufen (So schon 1514 in einem Brief an Spalatin, Febr. 1514, WABr 1, 7). Im Übrigen war Röm. 9 bis 11 für Luther wie für die Reformatoren überhaupt ein wichtiger Aussagenzusammenhang für die Rechtfertigungslehre, nicht für die Frage nach Israel. Luther wendet sich bei der Frage der Bekehrung Israels scharf gegen die katholische Propaganda un-

ter den Juden und gegen eine Zwangschristianisierung (vgl. den Brief an Bernhard). Auch das Papsttum hat Christus nicht richtig erkannt. So hofft Luther, daß seine eigene, neue evangelische Christuserkenntnis dazu führen kann, daß sich die Juden nunmehr von Herzen auf dem Weg über den Glauben ihrer Väter zu Jesus als dem ihnen verheißenen Messias bekehren werden. Daher fordert Luther die Christen auf, sich den Juden mit besonderer Liebe und Achtung zuzuwenden, mit ihnen Gemeinschaft zu pflegen und für sie zu beten (Fürbitte für die Juden in „Eine kurze Form der zehn Gebote, des Glaubens, des Vaterunsers“. 1510, WA 7, 204—229). Darum schreibt Luther an Josel: „denn ich um des gekreuzigten Juden willen, den mir niemand nehmen soll, euch Juden allen gerne das Beste tun wollte, ausgenommen, daß ihr meiner Gunst zu eurer Verstockung brauchen solltet...“

Die Schrift, „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei“, ist eine einzige Aufforderung zur freundlichen Gewinnung der Juden. Aber auch alle Kampfschriften, die Luther 20 Jahre später schreibt, und die Vermahnung wider die Juden in seiner letzten Predigt enden in der Hoffnung, daß sich der Rest Israels bekehren werde.

Luthers persönliches Verhalten zu einzelnen Juden, die ihm begegneten, ist zumeist freundlich und liebevoll. Die Wirkung seiner antisemitischen Streitschriften war relativ gering. In Hessen stärker sogar als in Sachsen selbst, fast gar nicht in Brandenburg und in Mansfeld. Luther hat das bedauert, aber es muß festgestellt werden, daß die faktische Wirkung im allgemeinen ausgeblieben ist. Es mag sein, daß der Widerspruch in Luthers Urteil selbst, daß das von ihm proklamierte doppelte Verhalten gegen die Juden daran mitbeteiligt sind. Auf der einen Seite hoffte er auf Bekehrung (namentlich der Rabbiner) und will die Bekehrten als hochgeachtete Glieder in die Kirche aufgenommen wissen, ohne Trennung von Judenchristen und Heidenchristen. Für ihn ist die Kirche eben die Fortsetzung des erwählten Volkes, der Kirche des Alten Bundes. Auf der anderen Seite kann er in schärfster Weise den Schutz gegen einen aggressiven Hochmut und Unglauben verlangen und hier zu den schrecklichen Forderungen der Zerstörung der Synagogen, der Häuser, zur Landesverweisung kommen.

II.

Wir müssen diesen Widerspruch einfach konstatieren. Ich halte den Versuch, ihn unter dem Titel der Barmherzigkeit, nämlich der „milden“ im Bekehrungsfall und der „scharfen“ gegenüber der Unbekehrbaren, wie unter einem gemeinsamen Nenner zu söhnen, für eine zweifelhafte Apologetik lutherischer Theologen. Man muß sich heute aber darüber klar werden, daß man Luther Doppelhaltung nicht einfach wiederholen kann. Und man braucht sie auch nicht zu wiederholen, weil für ihn entscheidende Vorstellungen und Voraussetzungen fortgefallen sind oder fortgefallen sind oder fortfallen sollten.

1. Fortgefallen ist die Idee des *corpus christianum*, der geschlossenen Christlichkeit des Abendlandes. Die Idee der Toleranz fordert bei aller Auseinandersetzung um die Wahrheit, auch um die religiöse Wahrheit die gegenseitige Achtung und die bürgerliche Gleichberechtigung.

2. Fortgefallen ist im Prinzip auch die antijüdische Greuelpropaganda des Mittelalters. Aber sie ist durch eine neuzeitliche antisemitische Propaganda in nur zum Teil anderen Formen (z. B. die „Proto-

kolle der Weisen von Zion“) ersetzt worden. Es wird angestrenzter Arbeit bedürfen, diese Propaganda auszurotten, und es ist eine dringende Pflicht der Christenheit, das in unaufhörlicher Arbeit zu versuchen.

3. *Uns ist heute das Geheimnis von Israel und der Kirche anders aufgegangen* als auch Luther (obwohl er etwas davon ahnte). Die für ihn so wichtige Trennung zwischen dem biblischen Israel und dem nachbiblischen Judentum sehen wir anders, weil wir gerade als Christen die Verheißungen des Segens über Israel immer wieder ernst zu nehmen haben und weil wir zugleich um das Geheimnis der Kirche als Kirche Christi aus Juden und Heiden — nicht aus „Judenchristen“ und „Heidenchristen“ — im Glauben wissen und es mit der Tat bekennen sollen. Gerade die Einheit der Kirche, die wir gegen alle Zerrissenheit der Kirchen glauben und bekennen, ruht auf dem Geheimnis der mit ihrer Erfüllung in Christus weiterhin geltenden Verheißung Gottes über Israel. Diese Einheit würde geleugnet, wenn man die Kirche als Summe aus rassistisch verschiedenen Christen oder auch nur als Addition von „Heidenchristen“ und „Judenchristen“ begreifen wollte, wie man das im deutschen Protestantismus in der Nazizeit bei den sog. „Deutschen Christen“ theoretisch zu begründen suchte (Kittel, Vogelsang). Dafür hat man allerdings Luther nicht mit Recht in Anspruch genommen. Diese Konsequenzen hat er nicht gezogen. Für ihn gilt Gal. 3, 28: „Hier ist kein Jude oder Grieche... denn ihr seid allzumal EINER in Christo Jesu.“ — „Die Glieder der Kirche sind untereinander Brüder“ (vgl. Gutachten der Theol. Fakultät Marburg zum „Arierparagraphen“, 1934).

III.

In der entschlossenen Abwehr der Einführung des „Arierparagraphen“ in die Kirche des deutschen Protestantismus im Dritten Reich, in dieser von der erfolgte der erste Schritt zur Überwindung einer „antisemitischen“ Lösung der Judenfrage. Es war freilich nur ein erster Schritt, der noch nicht entschlossen über die Grenzen der Kirche hinausführte. Nur zögernd begann man da und dort die Juden als diejenigen zu sehen, denen gegenüber dem Antisemitismus eine besondere Solidarität der Christen zugewendet sein muß.

Von daher wird deutlich, was an Luthers Stellungnahme zum Judentum in gewisser Weise gültig bleibt: nämlich formell dies, daß die Auseinandersetzung mit der Judenfrage immer zugleich auch in eine Selbstkritik der Kirche eingeordnet ist. Wenn man noch heute in kirchlichen Kreisen imstande ist, den Juden die „Schuld“ am Kreuzestod Jesu als ihre eigentliche Schuld aufzuladen, dann gibt man zu erkennen, daß man nicht weiß, daß es hier nur eine Schuld gibt, die Schuld des Unglaubens. Das ist eine Schuld, deren sich die Christenheit auch immer wieder und so auch heute schuldig gemacht hat und schuldig macht. Den Juden gegenüber besteht sie für die Kirche darin, daß die Kirche nicht glaubt, daß Christus nicht gegen, sondern für die Juden ist. Daß die Kirche nicht sehen will, wie es Gottes Treue ist, die das Judentum unter seiner Verheißung bis heute erhält. Daß sie nicht erkennen will, was das jüdische Urteil über Jesus im Vollzug des Heilsratsschlusses Gottes bedeutet. Um der Kirche willen wird Israel bewahrt. Das Wort der Gnade und der Vergebung Gottes ist das letzte Urteil über Israel und seine Schuld, das die Kirche anzuerkennen hat. Sie hat das zu glauben und danach zu handeln, und nicht Richter

zu sein über Israel. Wenn man den Kampf des Nationalsozialismus gegen die Juden nur als Symptom eines übergreifenden Kampfes gegen die Kirche wertet, dann beginnt man das Leiden der Juden zu relativieren. Sollte nicht vielmehr das Entsetzliche, das ihnen unter den Augen der Christen, die vielfach nur zuschauend daneben standen oder gar in verschie-

dener Weise mitmachten, widerfahren ist, als ein *Leiden für die Kirche* angesehen werden müssen? *Durch die Judenverfolgung ist immer wieder die Kirche zur Buße gerufen.* Gottes Langmut gibt seiner ungläubigen Kirche noch Zeit dadurch, daß er die Rettung Israels als Ziel der Hoffnung und als Gegenstand des Glaubens weiterhin offen hält.

7. Paulinismus und Judentum

Kein Mensch der bisherigen Geschichte dürfte solch eine enorme Spannung in seiner Person ausgetragen und versöhnend gemeistert haben wie Saul von Tarsus, der Heiden-Apostel Paulus. Er kam aus der Kerntruppe des Judentums, „Pharisäer, Sohn von Pharisäern“ (Apg. 23, 6; vgl. Phil. 3, 5); und er wurde zum Bahnbrecher der Heidenchristenheit, „den Gesetzlosen wie ein Gesetzloser“ (1. Kor. 9, 21), ohne doch die allerinnigste Verbundenheit mit seinem Volke zu verlieren, für das er sogar bereit gewesen war, die eigene Verbannung von Christus auf sich zu nehmen, sofern das jenem genützt hätte (Röm. 9, 3), und in dessen Dienst letzten Endes auch sein Heiden-Apostolat mitgestellt war (Röm. 11, 13 ff.). So versöhnte Paulus durch sich selbst Juden und Heiden, indem er aus beiden Lagern Befehdung auf sich nahm. Ja, keimhaft versöhnte er schon im vorhinein auch die erst viel später bis zur Spaltung der Kirche offen ausbrechende Spannung zwischen dem katholischen Prinzip des Hierarchisch-Institutionellen und dem protestantischen Prinzip des Prophetisch-Ereignishaften, wie Jean-Louis Leuba nachwies (*L'institution et l'événement*; Neuchâtel 1950; vgl. freilich dazu die Vorbehalte in Herder-Korrespondenz IV, 1; Oktober 1951, S. 15 f.!) Indem nämlich der Späberufene dem Apostelfürsten widerstand, als dieser „*reprehensibilis erat*“ (tadelnswert war in seinem Leben, nicht in seiner Lehre, Gal. 2, 11), tat er, der „Avantgardist“, Prophetendienst — gleich wie nach ihm etwa eine Katharina von Siena, ein Savonarola; da er sich aber bewußt war, daß sein ganzer Weg „in vacuum“, ins Leere gelaufen wäre, wenn er sich von der kirchlichen Gemeinschaft mit den gottberufenen Uraposteln getrennt hätte (Gal. 2, 2), anerkannte er andererseits auch die Hierarchie der Una Sancta Catholica in ihrer damaligen Form.

Eben weil Paulus derart große Spannungen umgriff, gehört er zu den meistmißverstandenen, den am härtesten umstrittenen Gestalten der Geschichte. Und zwar in gewisser Hinsicht noch mehr als Jesus von Nazareth selbst, nicht nur weil Jesus unzweifelhaft kein so heftig zwischen Extremen hin und her pendelnder Charakter war, wie Pauli Briefe ihn deutlich genug verraten, sondern weil man sich Jesus leichter nach eigenem Geschmack umdeuten kann als Paulus, darum vor allem ist dieser heftiger umstritten. Die Tatsache, daß Pauli Briefe die zeitlich frühesten und noch dazu die ersten nicht von Begleitern Jesu stammenden schriftlichen Zeugnisse Seiner Auferstehung und Messianität sind, fanden wir zum ersten Mal in ihrer enormen Bedeutung herausgearbeitet in dem bemerkenswerten Buche „Das Bild von Jesus dem Christus im Neuen Testament“ von Romano Guardini (Würzburg 1936). In unserm Zusammenhang ist überdies zu beachten, daß in nachapostolischer Zeit ein Judentum auftritt, das sich auf den „Säulen-Apostel“ Jakobus, den Gerechten, zurückführt, die Gottheit Christi leugnet und den Paulus als Gesetzesfeind veremt. Was liegt näher, als ihn für den Mann

zu halten, der die angeblich von diesem Judentum festgehaltene ‚Religion Jesu‘ überhaupt erst in das Christentum — als gesetzesfreien Jesus-Kult — umgeschaffen habe, ihn „als den eigentlichen Urheber der christlichen Glaubenskonzeption“ anzusehen?

So tut es Martin Buber in seinen ‚Zwei Glaubensweisen‘ (Zürich 1950; vgl. unsre ausführliche Würdigung in Nr. 10/11, S. 18 ff.); so Franz Werfel in ‚Paulus und die Juden‘ (1927), Josef Klausner in seiner großen Gesamtdarstellung: ‚Von Jesus zu Paulus‘ (1939, übersetzt von F. Thieberger, Jerusalem 1950, The Jewish Publishing House, 575 Seiten). Außer diesen liegen ernstzunehmende neuere jüdische Auseinandersetzungen mit Paulus bzw. dem Paulinismus noch vor von Schalom Ben-Chorin (in G. L. B. Sloan und Sch. B.-Ch., *Das christl. Verständnis des AT und der jüdische Einwand*, Jerusalem 1941), Hans Joachim Schoeps (in seinen Nr. 4, 16; 5/6, 24 u. 7, 23 angezeigten Büchern und dem 12/15, 55 notierten Aufsatz), Friedrich Thieberger (im Vorwort zu seiner Klausner-Übersetzung) und — nicht zuletzt — von Schalom Asch in seinem großen Paulus-Roman ‚Der Apostel‘ (1944, deutsch 1946; vgl. Nr. 8/9, S. 29).

Christlicherseits stehen dem zwei Gesamtdarstellungen ähnlich neuen Datums gegenüber: ‚Paulus‘ von Josef Holzner (Herder, Freiburg 1937, jetzt schon in 22. Auflage) und von Guiseppe Ricciotti, deutsch von Pfiffner, (Thomas Morus-Verlag, Basel 1950), von welchem auch ein ‚Leben Jesu‘ (ebenda 1952 schon in 2. Auflage nach der 9. italienischen) weite Verbreitung fand. Überdies ebenfalls spezielle Auseinandersetzungen unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses Pauli zur Tradition seiner leiblichen und geistigen Väter: Joseph Bonsirven, *Exégèse rabbinique et exégèse paulinienne* (Paris 1939); W. D. Davies, *Paul and Rabbinic Judaism* (Society for promoting Christian knowledge, London 1948); eine hervorragende Studie von G. Schrenk über: Martin Bubers Beurteilung des Paulus in seiner Schrift ‚Zwei Glaubensweisen‘ (in ‚Judaica‘ 8, 1; 1952, S. 1—23) und das Paulus gewidmete Kapitel in James Parkes, *Judaism and Christianity* (London 1948, S. 71—111: Paul and the foundation of the Christian Church).

Wir meinen nicht, daß den Lesern gedient wäre, wenn wir über den Gedankengang all dieser Beiträge je für sich referierten; selbst bei äußerster Verkürzung wären Wiederholungen und Überschneidungen unvermeidlich. Vielmehr möchten wir nur einige von diesen Werken knapp charakterisieren, dann aber diese sozusagen als Gesamtheit befragen, was sie uns über das Verhältnis des Apostels zur jüdischen Überlieferung bezeugen: 1. im Quellpunkt seiner Lehre; 2. mit Bezug auf das Gesetz; 3. mit Bezug auf die geschichtliche Sendung seines Volkes; 4. mit Bezug auf den Weg zur endlichen Wiedervereinigung der Weltvölker mit Israel.

An erster Stelle muß in diesem Zusammenhang ein Wort zu Josef Klausners Paulus-Buch gesagt werden.

Es beruht auf umfassender Gelehrsamkeit und unbezweifelbarem Willen zu objektivem Urteil, leider auch auf totaler Unfähigkeit zu solchem. Den Willen beweist etwa das Lob des Philemon-Briefs, „worin sich die Herzensgüte des Paulus... offenbart“ (S. 532) und des ‚Hohenlieds der Liebe‘ (S. 516); die Unfähigkeit ergibt sich daraus, daß hier bewußt und ausdrücklich ein „Mensch mit moderner Weltanschauung“ (S. 587) diese zum Maßstab wählt für das, was historisch geschehen sein ‚kann‘ oder nicht ‚kann‘; etwa für „selbstverständlich“ erklärt, daß sich die Apostel Christi nicht freuten, „weil sie gewürdigt waren, um seines Namens willen erniedrigt worden zu sein“ (Apg. 5, 41), sondern: „darüber, daß sie mit Hieben davonkamen und nicht des Todes schuldig erklärt wurden...“ (S. 271); sie, die Auferstehungszeugen, die nach Klausner „selbstverständlich nicht an eine Vision“ oder gar Offenbarung des Auferstandenen gegenüber Saul-Paulus vor Damaskus zu glauben bereit waren (S. 315; zur Erklärung von Apg. 9, 26 ff.). Hier ist Paulus also nicht, wie die Buchwerbung behauptet, „vom jüdischen Standpunkt“ gewürdigt, wenn damit ein jüdisch-religiöser Standpunkt gemeint sein soll; vielmehr leugnet Klausner ausdrücklich eine „Mission des Judentums“, die von der aller andern Völker grundlegend verschieden wäre (S. 546), und schreibt Geschichte mit den Scheuklappen eines weltanschaulichen Liberalismus im Stil der letzten Jahrhundertwende.

Obwohl nun dessen Eierschalen auch *Schalom Asch* noch nicht sämtlich abgestreift hat, ist sein Paulus-Bild zum Unterschied von dem Klausners als das eines gläubigen jüdischen Menschen mit einem Höchstmaß von Bemühen um Verständnis des frühchristlichen Anliegens gelten zu lassen. Mag im Einzelnen auch hier viel anfechtbar, das Bild des Heidenischen oft etwas zu schwarz, das des Jüdischen manchmal zu weiß gezeichnet sein, im ganzen ist doch ein Werk herausgekommen, das vor allem einem breiteren Publikum wahrscheinlich besser als irgend ein andres verständlich zu machen vermag, wie die Ereignisse um Paulus sich im Bewußtsein seiner Zeitgenossen etwa gespiegelt haben mögen, soweit das überhaupt in der Sprache heutiger Menschen rekonstruierbar ist. Und vor allem dieses Porträt eines urjüdischen Paulus selbst dürfte das verhältnismäßig getreueste sein, das je bisher entworfen ward, auch wenn viele Einzelzüge der Korrektur bedürfen. (Vgl. z. B. Nr. 8/9, S. 291)

Zusammengenommen haben Klausners reiche hebraistische Gelehrsamkeit, Aschs geniales Einfühlungsvermögen, die vielfältig fruchtbaren Fragestellungen der andern jüdischen Autoren und das ernsthafte Bemühen um Verständnis der rabbinischen Verwurzelung Pauli bei den christlichen Forschern zweifellos Voraussetzungen dafür geschaffen, das Verhältnis des Apostels zu der Tradition, aus der er kam, besser zu verstehen, als es bisher meist üblich war. Auf das Verhältnis des Paulus zu dieser Tradition hin also sollen die genannten literarischen Zeugen im Folgenden befragt werden.

I. Pauli Durchbruch zum Quellpunkt seiner Lehre

In einem für sein Selbstverständnis entscheidenden Text, zu Beginn des Briefes an die Galater (1, 11 f.), erklärt Paulus, seine Botschaft sei „nicht von menschlicher Art; denn ich habe sie auch nicht von einem Menschen empfangen oder gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi“. Worin besteht nun diese Botschaft, dieses Evangelium, das dem Saul auf der Straße nach Damaskus von Christus selbst offenbart worden ist?

Asch versucht zu antworten, indem er zunächst den Verfolger unterwegs im Nachdenken auftreten läßt: „Und wer ist ‚er‘? Zum hundertsten Mal wiederholt Saul sich diese Frage. Wer ist er, den sie mit dem Namen ‚Sohn Gottes‘ gekrönt haben? Weder Abraham, noch David, noch Moses wurden Söhne Gottes genannt. Bisher ist es nur das jüdische Volk als ganzes gewesen, das man Sohn Gottes nannte. Es ist ein Gedanke, ein Ideal, die Thora, die Tochter des Himmels. Aber wie können sie diesen Namen auf einen Menschen, auf einen Einzelnen anwenden, der kein König war, der kein Salomo war, von welchem der Herr sprach: Du wirst sein ein Sohn für mich, und ich ein Vater zu dir — auf einen Menschen aus Fleisch und Blut, den Edom gemartert hat wie einen Sklaven, ihn ans Kreuz geschlagen hat — wie kann einer von einem solchen sagen, daß er Gottes Sohn sei? Wer ist er?

Und doch, vielleicht haben sie recht... und vielleicht hat jener, eben weil er die höchste Erfüllung ist, die tiefste Erniedrigung auf sich genommen, hat sich totschlagen lassen wie ein Sklave, um damit die höchste Auserwählung zu rechtfertigen. Wenn dem so ist, was mache ich hier auf der Straße nach Damaskus?“ (S. 169 f.)

Daß solche Fragestellung im Innern des Gamaliel-Schülers möglich gewesen ist, wird durch Bubers Angaben über die Vorstellungskreise um den isaianischen ‚Gottesknecht‘ und den danielischen ‚Menschensohn‘ erwiesen. (Vgl. unser Referat: ‚Zwei Glaubensweisen‘ II, Nr. 10/11, S. 19 f.). Auf solches Fragen aber gibt nun die Christus-Offenbarung die Antwort:

„Vor Sauls Antlitz steht ein Mann. Ein Mann, der Geist und Fleisch und Blut ist... Ein Mensch, kein Engel, weiß gekleidet wie für den Sabbath. Sauls Denken ist selbst in seinem augenblicklichen Zustand klar genug, daß er sich daran erinnert, Gott habe den Menschen nach einem *Ebenbild* geschaffen. Daher kann der, der in Gestalt eines Menschen vor ihm steht, eine Erscheinung des *Herrn* sein... Er streckt Saul seine Hände entgegen, und seine Stimme ist die eines einfachen Menschen, der leidet, wie Saul so viele leiden gesehen: ‚Saul, Saul, warum verfolgst du mich?‘ In dieser Stimme hört Saul den Protest aller, die er gepeinigt hat. Im Gesicht des Mannes, im schmerzlichen Ausdruck seiner Lippen sieht er die Qual aller, denen er Leiden zugefügt hat. Die Leute, die um Saul herumstehn, hören ihn fragen: ‚Wer bist du, Herr?‘ Und Saul hört die Antwort: ‚Ich bin Jeschua von Nazareth, den du verfolgst...‘ (S. 173 f. Auszeichnungen von uns.) Asch hat richtig herausgearbeitet, daß Saul den ihm Erscheinenden sofort als göttlichen Wesens agnosziert. (Er fragt nicht: ‚Wer bist du, Rabbi?‘) Er läßt sich bestätigen, daß ‚der Herr‘ tatsächlich jener Gekreuzigte ist, den er, Saul, noch in den Seinen verfolgte. Das entspricht genau dem Bericht des Lukas, wonach Saul schon wenige Tage später in den Synagogen von Damaskus zu verkünden begann, „daß dieser der Sohn Gottes ist“ (Apg. 9, 20); das war’s, was er als Lasterrede verfolgt, das, was ihm Gott Selbst offenbart hatte. Alle weiteren Hauptthesen der paulinischen ‚guten Botschaft‘ müssen aus dieser Ureinsicht von Damaskus zwingend gefolgert verstanden werden, insbesondere auch die rechtfertigende (gerechtsprechende und gerechtmachende) Kraft des Sühnelebens Jesu: Wenn er göttlicher Natur war, dann verstand es sich wirklich von selbst, daß wir (statt durch Gesetzes-einhalten aus eigener Kraft) durch sein, Gottes Geheiß und Verheißung endlich ganz erfüllendes Sterben und Auferstehn „für“ uns, d. h. um unsertwillen,

an unsrer Stelle und — ja nicht zu vergessen! — ‚vor‘ uns her, uns zum unabdingbar nachzuahmenden Vor-Bild (Röm. 6,4 ff.; Kol. 1, 24) potentiell vollkommen gerettet sind und aktuell gerettet werden können, indem wir das Vertrauen auf ihn in der Liebe auswirken (Gal. 5, 6); — das ist Pauli Evangelium, worin er sich von keinem Engel beirren lassen würde, weil er es von Gott Selbst hat (Gal. 1, 6 ff.). Und das hat nun auch Franz Werfel in seinem sonst die Glaubhaftigkeit von Aschs Gemälde des zeitgenössischen Rabbinismus nicht erreichenden ‚Paulus unter den Juden‘ im Kern richtig gesehen, wo er den angehenden Heiden-Apostel bei seinem ersten Jerusalem-Besuch nach der Damaskus-Vision mit seinem alten Lehrer Gamaliel konfrontiert. Schon ist dieser dafür gewonnen, das Urteil über Jesus als Justizmord öffentlich zu bezeugen, den Hingerichteten als heiligen Gesetzeslehrer und Propheten anzuerkennen („Judenchrist zu werden“, könnte man fast sagen), da bricht aus Paulus das Bekenntnis hervor, das letztlich die Gottheit Jesu aussagt: „Er hat mehr getan, o Herr, als das Gesetz erhellt!... Ein fremdes Wesen hat unter uns geatmet. Nun ziehen wir seinen Hauch mit jedem Odem ein. Erkenne das Geheimnis! Aller Leib ist jetzt mit ihm atemvermischt... mitten im Reiche Gottes leben wir und wissen's nicht.“

Gamaliel erwidert: „... Nicht er und nicht ich können das Böse bannen, nur das Gesetz, das Geheimnisvolle, dem wir zum Leben dienen, die heilige Bindung der Menschen!“ Paulus: „Die Bindung ist morsch, Rabbanu!“ Gamaliel: „Das hat dieser Mensch Jesus nicht gesagt!“ Paulus: „Von einem Menschen spricht Rabbanu? ... Selber will ich fortgebannt sein von ihm, wenn du, Israels Held, jetzt, jetzt ihn erkennst. Ein Mensch?! Hat jemals ein Mensch den Tod und die Verwesung gemeistert!? Ist jemals ein Mensch leibhaftig auferstanden?! Das Licht, das mit mir sprach vor Damaskus, war's ein Mensch!? Hat ein Mensch mich von mir selbst erlöst!? Kann ein Mensch Gottes erneuernde Gnade spenden?! Nein, Rabbanu! Das ist kein Mensch! Er zog an die Menschheit wie ein Kleid, wie du und ich dies Sterbegewand“ (am Yom Kippur). „Er selbst, Messias, die leibgewordene Schekina, Gottes Sohn, der war, ehe die Welt ward!“

Auch die letzte Beschwörung des greisen Meisters: „Schau! ... Vernichte mein Friedenswerk nicht! ... Dränge keinen fremden Geist zwischen Gott und Israels Freiheit! Um Israels Freiheit willen sag: Er war ein Mensch!“ —, vermag den Schüler nicht irrezumachen: „Rabbanu! Beim lebendigen Gott flehe ich zu dir: Glaube! In dieser Stunde kann ich nicht lügen um Niemandes willen!“

Gewiß, nicht genau diese Worte könnte der geschichtliche Paulus gebraucht haben; aber im Wesentlichen die hier mit diesen Worten ausgedrückten Gedanken müssen es gewesen sein, die er im Gespräch mit den ehemaligen Lehrern und Mitschülern geäußert hat; meist wohl in Zitate aus alttestamentlichem, apokryphem und rabbinischem Traditionsgut eingekleidet. Etwa die Wendung: „Das Licht, das mit mir sprach vor Damaskus,“ korrespondiert mit zahlreichen rabbinischen Zitaten, die Davies (p. 184 f.; vgl. p. 185 n. 1!) für den Lichtcharakter der Erscheinung dessen beibringt, von dem der Apostel schreibt: „Der Herr ist der Geist“ (2. Kor. 3, 17).

Von den christlichen Paulus-Biographen hat Holzner Vorbereitung und Auswirkung der Wende von Damaskus sehr ähnlich beschrieben wie Asch (6. Der

Große Umschwung; 8. Der einsame Ringer) und hat auch — gegen Ricciotti und andre, die den Saulus noch völlig selbstsicher nach Damaskus reisen lassen, — treffend betont: „Der ‚Stachel‘, gegen den sich der Verfolger wehrt, kann nicht die himmlische Erscheinung gewesen sein. Denn in jenem Augenblick war sein Widerstand schon zusammengebrochen.“ Stachel war vor allem die Frage nach dem leidenden Messias; eben dessen Erscheinen als Erhöhter gibt die für den Paulinismus grundlegende Gewißheit: Er ist der Herr und Sünderheiland (Jehoschua; vgl. Mt. 1, 21); das ist das Evangelium.

II. Pauli Dialektik des Gesetzes

1. „Das Gesetz“ als heilsame Wegweisung von Gott aus (Röm. 7, 22; 10, 5) ist in der Person und Lehre Jesu Christi vollendet (Röm. 10, 4) und dank ihm in der Liebes-Nachfolge auf seinem Kreuzweg befolgt (Röm. 8, 4; 13, 8.10).

2. „Das Gesetz“ als der Triebhaftigkeit des gefallen Menschen entgegenstehendes, ja sie zum Widerspruch herausforderndes, „Du sollst nicht!“ (Röm. 7, 7), als „Gesetz der Gebote in (Form von) Satzungen“ ist „außer Kraft gesetzt“ (Eph. 2, 15), soweit immer Christen im Mitsterben mit Christus der ungeordneten Triebhaftigkeit ihres ‚alten Adam‘ abgestorben und zum neuen Leben einer Christförmigkeit erstanden sind, die keiner ‚Gebote in Satzungen‘ bedarf, weil sie zur freudigen Jesus-Nachfolge befreit ist (Röm. 6, 6—11; 7, 4—6).

3. „Das Gesetz“ als Inbegriff unsrer Erkenntnis allen sittlich relevanten Tuns und Unterlassens des Menschen, als von Gott Selbst sanktionierter Moral-kodex, ist durch die Autorität Jesu Christi und seiner Apostel in seinem tiefsten Sinngehalt erhellt und bestätigt (Röm. 3, 31; 13, 9 f.; 1. Kor. 7, 19).

4. „Das Gesetz“ als Sammlung von Ritual-Vorschriften, deren Einhaltung die Zugehörigkeit zum erlösungsgewissen Gottes-Volk verbürgt, als *Zeremonialgesetz*, ist in seinem verborgenen Sinn von Jesus Christus vollkommen erfüllt worden (Kol. 2, 16 f.; 1. Kor. 5, 7) und braucht von niemandem mehr um des Heiles willen buchtäblich eingehalten zu werden (Gal. 6, 15), — höchstens von den einmal als Juden Gottberufenen (1. Kor. 7, 18; Gal. 5, 3) um ihrer Brüder willen (Apg. 16, 3; 1. Kor. 9, 20), weil es einschlußweise in der Christus-Nachfolge mit-erfüllt wird (Kol. 1, 24; 2, 11); — „bis daß es alles geschehn sein wird“ (Mt. 5, 18).

In diesen vier Sätzen scheint uns Pauli Lehre über den bei ihm ungewöhnlich prägnanten, vieldeutigen Begriff des Gesetzes vorweg unterscheidend formuliert werden zu müssen, wenn so viel Klarheit wie möglich über diese Lehre und ihr Verhältnis zur jüdischen Überlieferung geschaffen werden soll. (Wo es erhellend scheint, deuten wir im Folgenden durch die Ziffern 1.2.3. oder 4. hinter ‚Gesetz‘ an, in welcher oder welchen seiner möglichen Bedeutungen uns das Wort jeweils primär gebraucht scheint.)

Wenn etwa der jüdische Begriff der ‚Gesetzes-Freude‘ dem — nur „christlichen“? — vom „Gesetz als Fluch“ gegenübergestellt wird (Ben Chorin, S. 46), so muß im letzteren das Gesetz (2.) als Gebot, im ersteren das Gesetz (1.) als Weisung gemeint erkannt werden; über dieses aber kann sich auch der Christ freuen, wie es etwa Péguy (am Ende der ‚Note conjointe . . .‘) ausgesprochen hat, Karl Barth auf seine Weise nicht minder deutlich (in Dogmatik III, 4), vor allem aber schon Paulus (Röm. 7, 22: *condelector legi*).

Und andererseits vermag nun ein jüdischer Denker wie der Klausner-Übersetzer Thieberger (S. 9 f.) als „Frage des Paulus... noch vollständig in die jüdische Haltung einbeziehbar“ (aus Röm. 7, 21) zu entwickeln: „Aus gutem Willen kann Böses, aus Bösem Gutes kommen. Wir sind unzulänglich in unserm Tun. Nicht nur, daß wir die uns auferlegte Ordnung in ihrer Ganzheit nicht einhalten können, wir sind nicht imstande, auch das Geringste vollkommen zu tun... Darum fragt Paulus: Wer hilft uns in unserer Unzulänglichkeit und Preisgabe? Zum erstenmal ist hier die Tragik des menschlichen Willens in ihrer ganzen grauenhaften Tiefe aufgedeckt. „Die Tragik des Willens nicht nur gegenüber einem auferlegten Gebot (2.), sogar gegenüber einem von ihm voll anerkannten — und doch ohne Gnade („etwas Zusätzliches von Gott“, umschreibt Thieberger) niemals im vollen Sinn erfüllbaren Gesetz (1.3.). Minder subtil, aber vielleicht sogar exegetisch genauer Römer 7 umschreibend, läßt Werfel den Paulus zu Gamaliel klagen: „Sieh, nicht lang bin ich ein Kind der Sorglosigkeit gewesen. Denn früh schon schärfte sie mir die Thora ein. Da war die Welt erfüllt von flammenden Gesetzesengeln, die alle Wege belagerten. Und all ihre Schwerter loderten gegen mich, tausend und abertausend! Ich peitschte meinen Leib, das Gesetz zu erfüllen! Aber wehe, was vermag dieses fiebernd traumgierige Fleisch aus Adams Vermächtnis! Nichts, nichts! Ich fastete, schlief nicht, schrie zu Gott in den Nächten! Aber die Verbote lockten, die Sünde wuchs... So hing täglich mein Todesurteil über mir. Welcher Mensch vermöchte sein Todesurteil zu lieben!? Die Thora erlöste mich nicht, sie verfluchte mich nur, zu wissen, daß ich sündige. Und wie mich, so Israel!“

Verwandte klagend-anklagende Worte — zu Gott selbst gesprochen — zitiert Buber (S. 149) aus der sog. Esra-Apokalypse (3, 20 ff.). „Du nimmst das böse Herz nicht von ihnen, daß deine Weisung in ihnen Frucht brächte... dauerndes Siechtum entstand: im Herzen des Volkes die Weisung zusammen mit der Wurzel des Bösen“... aus dem „Korn bösen Samens“ gewachsen, das „im Anfang in Adams Herz ausgesät wurde“; in diesen Vorstellungskreis, der in jener Apokalypse um 69 seinen literarischen Niederschlag gefunden habe, sei Saulus 30—40 Jahre früher hineingeraten. Auch hier also kann man Klausners in seiner Loyalität und seinem sachlichen Gewicht kaum hoch genug einzuschätzendes Geständnis bestätigen finden: „Eine gründliche Forschung während vieler Jahrzehnte“ habe ihn „zu der festen Überzeugung“ geführt, „daß es in der Lehre des Paulus... nichts gibt, das nicht aus dem ursprünglichen Judentum abzuleiten wäre“ (S. 434), daß „das Fundament jeder einzelnen paulinischen Anschauung im Judentum gegeben“ sei (S. 448). Daß dann aber „zumindest der Oberbau“ über diesem Fundament mehr oder minder unbewußt „heidnischen Einfluß“ aufweise, wird von Klausner selbst relativiert, indem er fortfährt, was so „heidnisch“ erscheint, sei „auch dadurch bestimmt, daß Paulus eine gemeinsame Sprache mit den hellenisierten Juden zu finden suchte“.

Angesichts dieser gewichtigen jüdischen Zeugnisse muß es doch als erhebliche Überbetonung an sich richtiger Befunde beurteilt werden, wenn Schoeps schlechthin „die Resonanzlosigkeit Pauli unter den Juden“ behauptet, weil dessen „Theologie des Gesetzes... schon im Ansatz alles falsch verstanden“ bzw. „ein völliges Zerrbild vom jüdischen Gesetz“ gezeichnet habe, „das in ihm nicht mehr die Heiligkeitssatzung der Israelberith“ (des Gottes-Bundes

mit dem Gottesvolke) „sieht, sondern auf ethische Gerechtwertung und rituelle Leistung reduziert worden ist“. (ZRG 2/4, S. 309 f.; ähnl. „Aus frühchr. Zeit“, S. 228).

So gewiß nämlich Schoeps mit seinen Kronzeugen (u. a. M. Weber und M. Buber) darin Recht hat, als einheitliche, aber im Bewußtsein Pauli nur noch ganz selten (Röm. 9, 4!) zu Tage tretende Quelle des zweiten Gegensatzpaares in seinem Gesetzes-Begriff (3.4.) dessen Charakter als: die „Verfassung des Israelbundes, die von Gott verliehene Konstitutionsakte“ (a. a. O. S. 306), zu betonen, so wenig vermag doch dieser genuine „Bündnis-Vertrags-Charakter“ der „Gebote in Form von Satzungen“ (2.) das Leiden an der faktischen Nichterfüllung dieser Gebote für den gewissenhaften Menschen (Juden oder Nichtjuden) zu lindern. Wenn nach Schoeps selbst „das Gesetz... als Erweis der Erwählungsgnade Gottes dem Menschen, der es hält, Heiligung erwirkt“ (S. 306, Auszeichnung von uns), wie ja Paulus bestätigt (Röm. 10, 5), dann erwirkt es eben darum Verdammnis dem, der es nicht hält.

Wenn Schoeps behauptet: Die „paulinische Folgerung“, daß eben darum und insofern „das Gesetz“ (2.1) „ein Gesetz zum Tode sei, ... kann kein Jude nachvollziehen“ (AfZ., S. 226; Auszeichnung der auch bei Klausner aus allen Verlegenheiten helfenden Formel von uns), so müßte hinzugesetzt werden: kein Jude, der sich gefühlsmäßig auf die Heiligkeit der Vokabel „Thora“ so festgelegt hat, daß er sie in keinem Falle mit einem Gesetzesbegriff zu verbinden vermag, für den er jene Folgerung als streng vernunftgemäße anstandslos zugeben müßte, wie sie nicht nur Werfel zugibt (unter offensichtlicher menschlicher Respektierung von „Gamaliels“ abweichendem Standpunkt), sondern auch Thieberger sie als bewußter Jude ganz ausdrücklich für innerjüdisch haltbar erklärt (unter gewiß nicht zufälliger Ersetzung der Vokabel „Gesetz“ durch die bei solcher Kritik minder anstößige Vokabel „auferlegte Ordnung“).

Auch das Gegeneinanderausspielen Jesu, der das Gesetz für erfüllbar, und Pauli, der das Gesetz für unerfüllbar halte, bei Buber (S. 53 f.) und bei Schoeps (AfZ. S. 213 ff.; mehr implizit) ändert hieran nichts. Gewiß werden wir dankbar Schoeps' (weitverbreitetem Mißverständnis widerstrebenden) Nachweis entgegennehmen, daß Jesus das Gesetz auch dem Buchstabensinne nach eingehalten hat (a. a. O. S. 212 ff.); dasselbe gilt jedoch auch für Paulus, wie Davies — im Sinne von 1. Kor. 9, 20; Apg. 16, 3; 18, 18; 21, 26 — nachweist (S. 69, 74; sehr zum Ärger W. G. Kümmels, der diesen Nachweis in „Judaica“ 7, 4 S. 301 allzu bequem abtun zu können wähnt).

Aber was verschlägt schon die Feststellung, daß beide das Zeremonialgesetz (4.) im wesentlichen einhielten, wo es um die Erfüllbarkeit des Moralgesetzes (3.) in seinem tiefsten Sinne der Verpflichtung zu gottebenbildhafter Mit-Menschlichkeit geht? (Mt. 5, 48; entsprechend Lev. 19, 21) Hier nun ist Schoeps (a. a. O. S. 213 f.) völlig darin zuzustimmen, daß Jesu Bergpredigt nicht „durch Verschärfung des Gesetzes seine Unerfüllbarkeit dartun“, daß sie umgekehrt deutlich machen wollte: „Wenn das Reich kommt, wird mit diesem Aeon auch das jüdische Gesetz „aufhören“: übertreten zu werden!“ Aber genau dasselbe gilt abermals auch für Pauli: „Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt“ (Röm. 13, 8; vgl. Gal. 5, 14 eben so bewußt perfektisch: ist erfüllt worden!) Mit vollem Recht macht darum Schrenk (Judaica 8, 1 S. 10 f.) gegenüber Bubers Auseinanderreißen Jesu und Pauli geltend, daß des Letzteren

Konstatierung der faktischen *Nichterfüllung* des Gesetzes (3.) in *diesem* Aeon der gefallenen Menschheit ganz genau mit Jesu Hinweis auf das *Erfüllt*-werden *erst* mit dem in seiner Person (verborgen) herbeigekommenen Gotteskönigtum harmoniert. Daß Jesus autoritativ vor allem das Versagen der Gesetzeslehrer für die Nichterfüllung verantwortlich macht (Mt. 5, 20 f. 31.33.38; 15, 3 ff.; 19, 8; 23, 4.13.15.23.26.), der Apostel in standesgemäßer Bescheidenheit letzten Endes sich selbst (Röm. 7, 14 ff.), dann Adams Fall (Röm. 5, 12 ff.) — und die blinden Blindenführer (Röm. 2, 19; vgl. Mt. 15, 14) durchaus nur als ‚judaistische‘ Abart der Sünder neben der nicht minder unentschuldbaren ‚paganistischen‘ (Röm. 1, 18 ff.; 2, 1 ff.), das ergibt wahrlich keinen Widerspruch, sondern ein sinngemäßes Ergänzungsverhältnis zwischen Meister und Jünger.

Bubers Formel für die von ihm als jüdisch, von Schoeps gar als ‚superlativ‘ gesetzestreu anerkannte Forderung Jesu: „Erfüllung des göttlichen Gebots ist gültig, wenn die voll der vollen Offenbarungsentention gemäß und in der vollen Glaubensintention geschieht — wobei aber der Begriff der Glaubensintention einen eschatologischen Charakter annimmt“ (S. 54), diese Formel trifft auch das Wesen der paulinischen Lehre vom Gesetz (1.3.) ohne Abstrich. Was aber hat es dann mit dem Außerkraftgesetzsein (Eph. 2, 15) bzw. Außerkrafttreten (Röm. 7, 6) des Gesetzes bei Paulus für eine Bewandnis? Man darf sich die Antwort hierauf nicht zu leicht machen, indem man hier ausschließlich das Zeremonialgesetz gemeint sehen will, wie es etwa seit Justinus Martyr (Dialog 23, 3 ff.; 92, 5 ff.) üblich wurde. Gewiß, praktisch kam es am Ende darauf heraus, daß die Kirche nur die alttestamentliche Moral, nicht das Ritual des Alten Bundes beibehielt. Pauli ursprüngliches Anliegen aber war zunächst ein ganz anderes und viel weitergehendes. Er, der das Zeremonialgesetz einhielt und ‚das Gesetz‘ (1.3.) in der Liebesnachfolge Jesu Christi zu erfüllen gewiß war, konnte auch schreiben: „Jetzt aber sind wir lediggelassen vom Gesetz“ (bzw. ist es außer Kraft getreten für uns), weil wir als diesem Aeon Abgestorbene den für ihn gegebenen Vorschriften nicht mehr unterstehen; „von den rabbinischen Denkvorsetzungen aus . . . eine einleuchtende Schlußfolgerung“, schreibt Schoeps (a.a.O. S. 224); und hier ist zweifellos nicht bloß an das Zeremonialgesetz, sondern an das Gesamt-Gesetz *als Gebot* (2.) gedacht. Denn davon kann sich Paulus genau so *befreit* fühlen („wir“!), wie er die neugetauften Heiden solchem Gebot garnicht erst unterstellt sah, — weil es dem erneuerten Gottesvolke des neuen Gottes-Bundes „ins Herz geschrieben“ ist, wie durch Jeremia von Gott Selbst verheißen worden war. (Jer. 31, 33 f.; vgl. 2. Kor. 6, 16; Hebr. 8, 10 f.; 10, 16 ff.) Auch hiemit wandelt der Heiden-Apostel auf Bahnen, die seine jüdischen Lehrer ihm gewiesen haben: „Speziell im rabbinischen Schrifttum verbreitete Meinung ist, daß in der Messiaszeit zusammen mit dem bösen Trieb die alte Thora aufgehoben wird, Gott aber durch den Messias eine neue Thora geben werde“ (Schoeps a.a.O.). In diesem und nur in diesem Sinne also schaffte Paulus „das Gesetz ausdrücklich ab, und zwar für die Juden“ (Asch, durchaus verstehend, S. 531), daß er es *als Gebot* (3.), dessen unleugbares Aufgegebensein die Sünde und so die Erlösungsbedürftigkeit hervorgerufen hatte, Gal. 3, 23 ff.) und *als Ritualvorschrift* (4., deren Befolgung die Erlösungsgewißheit — wenn auch noch schattenhaft: Kol. 2, 17; Hebr. 10, 1 — verbürgte) für seit dem Gekommensein des Messias in Jesu Person nicht mehr heilserheblich er-

klärte (Gal. 3, 25; 4, 4 ff.) .Diese Folgerung: Weil der Messias kam, verpflichtet die Thora nicht mehr, ist „ein für jüdisch-theologisches Denken ganz exakter Urteilschluß“, schreibt Schoeps (S. 225), um freilich anschließend ganz richtig darauf hinzuweisen, daß deren Prämisse: Das Gekommensein des Messias, von den Rabbinen nicht geteilt werde. Wie auch Ben Chorin durchaus treffend auf den Quellpunkt gerade der Auffassung Pauli von Gesetz und Evangelium zurückverweist, indem er schreibt: „Nicht im Lehrhaus, nicht beim Studium der Schrift, nicht in den Worten der Thora begegnet er Christus *zuerst*, sondern in der Vision . . . Also nicht das Christus-Zeugnis des Alten Testaments hat Saulus in Paulus verwandelt, sondern das Selbstzeugnis Christi“ (S. 47) in Verbindung — ergänzen wir im Sinne Aschs — mit dem Leidenszeugnis der Verfolgten für den Auf-erstandenen, das dem Verfolger den Stachel in die Seele getrieben haben dürfte, auf den der Sich Offenbarende anspielt.

Sollte nicht von diesen Erwägungen aus noch anderen jüdischen Autoren neben Asch eine verständnisvollere Würdigung Pauli möglich sein, als es bisher bei ihnen zumeist üblich war? — Und sollte nicht anderseits bei der Christenheit eine erhöhte Achtung für das Festhalten am Gesetz bei jenen entstehen, denen wir unser Auferstehungszeugnis in der Zwischenzeit nicht überzeugender vorlebten und denen als Volk die Stunde noch bevorsteht, wo sich der gekreuzigte Jesus Christus ihnen wie einst dem Saulus vom Himmel her offenbaren wird, wie geschrieben steht? (Vgl. Zach. 12, 10; Jo. 19, 17; Apk. 1, 7).

*

Von der *Außerkraftsetzung* des in *Gebotform* auferlegten *Moral- und Ritualgesetzes* (2., 3., 4.), das soweit es als Heils-Werkzeug von Gott gegeben gewesen war, nur indirekt — durch Verschärfung des Sündigkeitsbewußtseins und zeremoniale Vorbildung von ‚Schatten des Künftigen‘ (Kol. 2, 17) — als solches hatte wirken können und das nun in das neue den Herzen eingesenkte „Gesetz Christi“ (Gal. 6, 2; vgl. 1. Kor. 9, 21), in die *An-Weisung* (1.) zur Liebesnachfolge Jesu von Nazareth, emporgeläutert ist, muß bei Paulus das von ihm selbst praktizierte und allen Judenchristen eindeutig empfohlene *Einhalten* eben jenes Gesetzes aus inner-israelitischer Liebes-Solidarität sauber unterschieden werden. Seine Briefe (1. Kor. 7, 18; Gal. 5, 3; Phil. 3, 4 f.) sprechen hier eine genau so unzweideutige Sprache wie seine von Lukas in der Apostelgeschichte überlieferten Äußerungen vor zuständigen Amtsträgern: „Weder gegen das Gesetz der Juden noch gegen den Tempel . . . habe ich etwas verbrochen“ (vor dem Gericht des Festum App. 25, 8; vgl. 28, 17); „ich bin Pharisäer . . .“ (vor dem Rat App. 23, 6; vgl. 16, 5); vollends gehört die anstandslose Bereitschaft in diesen Zusammenhang, durch die Tat jene Verdächtigung zu widerlegen, die Jakobus, dem Gerechten, über ihn zugetragen worden ist, „du lehrest alle Juden, die unter den Heiden sind, den Abfall von Mose, indem du sagest, sie sollten ihre Kinder nicht beschneiden und nicht nach den Bräuchen wandeln“ (App. 21, 21; vgl. 18, 18 und vollends die Beschneidung sogar des bloßen Halbjuden Timotheus App. 16, 3).

Bei den jüdischen Autoren, deren Meinung über Paulus wir untersuchten, ist diese Seite der Sache nur bei Schalom Asch klar erkannt. Etwa, wenn er den Apostel zu dem gerade in dieser Frage bedenklich gewordenen Barnabas (vgl. Gal. 2, 13; wohl auch Hintergrund des Konfliktes App. 15, 39!) sagen läßt: „Ich bin nicht gekommen, um Zwi-

tracht zu säen unter meinen Brüdern, sondern um Frieden zu stiften, nicht zu entzweien, sondern zu vereinigen und alle Schranken zu beseitigen. Habe ich jemals, Gott behüte, gepredigt, daß die Juden von der Beschneidung lassen sollen? Verlange ich von ihnen, daß sie tun sollen wie die Söhne der Reichen zu Jerusalem, die alles mögliche machen, um nakkend in die Arena treten zu können, ohne daß jemand an ihnen die Spuren der Beschneidung bemerkt? Ich sage, wer beschnitten ist, möge beschnitten bleiben. Wenn jedoch die äußerliche Beschneidung das einzige Tor wird, durch das man ins Himmelreich eingehen kann, wenn man nur durch die Beschneidung des Fleisches ein Sohn Abrahams, Isaaks und Jakobs werden kann; dann, sage ich, ist alle unsere Mühe vergebens. Denn wenn man nur durch die Thora gerecht werden kann, dann ist der Messias vergeblich gestorben.“ (S. 478). Wenn man diese klaren und einsichtsvollen Worte aus der Feder des jüdischen Romandichters gelesen hat, fällt es einem freilich schwer, für die ausweichende oder sogar grob verfälschende Behandlung dieses Aspektes Pauli bei den jüdischen Gelehrten Verständnis aufzubringen. Am leichtesten unter ihnen macht es sich Klausner, der schon auf dem Wege nach Damaskus den Saul darüber nachdenken läßt, ob man nicht durch Abschaffung des Zeremonialgesetzes „zumindest wenn es sich um Nichtjuden handelt“, den Proselytenzustrom vermehren könne (S. 304 f.) und für den dann anderseits die „Kompromißbereitschaft“ des Heiden-Apostels auch gegenüber den beschnittenen Christen (S. 469) auf die Maxime zurückgeht: „Der gute Zweck heiligte auch in seinen Augen die Mittel, falls sie nicht gar zu schlecht waren...“ (S. 470), ohne daß vor der verfälschenden Simplifikation zurückgeschreckt würde, mit der dieser Gelehrte Jakobus und seine Anhänger darüber alarmiert sein läßt, „daß jemand der Jesus nicht näher kannte... nun auftritt und Gesetze und Gebote, insbesondere das der Beschneidung, abschafft!“ (S. 468).

Aber wird diese Tatsachenblindheit des Juden Klausner nicht womöglich noch übertroffen durch die des Christen W. G. Kümmel, der in seiner Rezension von Davies' ausdrücklichem und im ganzen unanfechtbaren Nachweis der persönlichen Thora-Treue Pauli (vgl. Steinmann zu Apg. 16, 3; 21, 18 ff.) zu erklären fertigbringt, dieser biete „zweifelloso ein wirkliches Zerrbild des Apostels. Denn hier wird behauptet, daß Paulus auch als Christ wie ein Pharisäer gelebt habe, nur so habe er im Judentum Zugang finden können...“ (Judaica 7, 4 S. 301). Nun, diese „Behauptung“ entspricht im wesentlichen dem Textbefund, wie er nicht nur von uns, sondern von der außer durch Davies auch durch Parkes (a.a.O. S. 84, 101 und 107) bezeugten communis opinio selbst unter den protestantischen angelsächsischen Forschern verstanden wird, welche mangels Konsequenzmachei unbefangen lesen, was wirklich dasteht — während die Gelehrten deutscher Zunge sich hier bis ins katholische Lager hinein von den Vorurteilen eines reformatorisch bestimmten Hyper-Paulinismus haben irreführen lassen. (Etwa P. Bläser, wo er auf S. 226 f. seines in anderer Hinsicht — bes. zu Röm. 10, 4 auf S. 177 f. — sehr lehrreichen Buches, Das Gesetz bei Paulus, Münster i. W. 1941, die Frage der

persönlichen Thoratreue Pauli in seiner eignen Lebensführung allzu flüchtig streift.)

Es dürfte kein Zufall sein, daß von den beiden katholischen Paulus-Biographen der Deutsche Holzner entschieden weniger Verständnis für Pauli konsequentes Pharisäertum aufbringt (S. 141 Timotheus' Beschneidung „reine Opportunitätsfrage“, S. 244 und vor allem S. 345 zu Apg. 18, 1 und 21, 20 ff.; vgl. Nr. 8/9, S. 29) als der unbefangene Italiener Ricciotti (§§ 373, 448, 539 f., woselbst freilich dem Apostel auch völlig grundloserweise Hemmungen beim Annehmen von Jakobus' Vorschlag Apg. 21, 23 ff. angedichtet werden).

Da wir aber den heiligen Apostel Paulus unter keinen Umständen für den abgefeimten Heuchler halten können, der er gewesen wäre, wenn er nur zur Vor Spiegelung falscher Tatsachen der feierlichen, amtlichen Aufforderung Jakobus' des Gerechten, nachgekommen wäre, durch die Tat zu bezeugen, „daß du“ (nicht nur keine andern Juden vom Gesetz abspenstig machst, sondern) „auch selber in Beobachtung des Gesetzes wandelst“ (Apg. 21, 24), müssen wir vorbehaltlos anerkennen und auch unsererseits unterweisend bezeugen, daß Paulus solchermassen als Jude gelebt hat, wie es übrigens auch der Talmud zu bestätigen scheint (Strack-Billerbeck II, S. 753 f.). Was wir uns dann mit Davies (S. 73 f.) etwa wie folgt erklären mögen: „Es ist anzunehmen, daß Paulus genau wußte: Sobald er einmal die Thora zu beobachten aufgehört hätte, würde das Judentum ihm seine Tore verschließen“; (wie später etwa dem berühmten apostatischen Schriftgelehrten Elisaben Abuja, exemplifiziert D.) „er mochte Theorien über die Thora vortragen, die für seine jüdischen Glaubensbrüder apostatisch klangen, mochte sogar Jesus als Messias anerkennen und doch noch ihre Achtung genießen; aber sobald er bewußt das Praktizieren des Gesetzes preisgäbe, würde er für immer den Anspruch verscherzt haben, von den andern Rabbis ernsthaft angehört zu werden! Kurz: Die Beobachtung des Gesetzes war Pauli jüdischer Paß...“ Hätte er sie eingestellt, „so wäre dies das Ende seiner Aussichten bei Juden und Heiden gewesen; denn wenig gilt auch bei Fremdgruppen ein ‚Outcast‘ der eignen“. Das ist eine durchaus einleuchtende, nüchtern realistische Erklärung für Pauli — durch die bloße Tischgemeinschaft mit Heiden (Gal. 2, 11 ff.; vgl. Apg. 10, 15.28; 11, 2 ff.!) wahrlich noch nicht substantiell preisgegebenen — thoratreuen Wandel; man darf nur nicht vergessen, daß hinter dieser realen Notwendigkeit ein Jude zu sein, die viel tiefere ideelle Verpflichtung für des Apostels liebeglühendes Herz stand, ein Jude sein zu wollen und auch so bemüht zu bleiben, „ob ich nicht mein eignes Fleisch und Blut zu heilsamer Eifersucht anreizen und so einige von ihnen zum Heile führen möchte“ (Röm. 11, 14). So sehr er also seine „eigne Gerechtigkeit aus dem Gesetze“ (3.4.) im Vergleich mit der aus dem Glauben „einen Dreck wert hält“ (Phil. 3, 8 f.), so treu praktiziert er doch dieses Gesetz und so warm empfiehlt er auch den geborenen Heiden in Rom, mit ihrem eignen Wandel auf die praktizierenden Judenchristen Rücksicht zu nehmen, um der Liebe willen (Röm. 14, 13 ff.), — die des ganzen Gesetzes Erfüllung ist (Röm. 13, 10).

(Fortsetzung folgt.)

8. Offene Wunden in Israel

Wir bringen im Folgenden zwei voneinander unabhängige, aber gesinnungsverwandte Dokumente der Tatsache, daß es auch in Israel noch ein Judentum gibt, das eine unvergleichlich größere Erfüllung erwartet als die gewiß schon erstaunliche, welche ihm durch die Staatsgründung von 1948 dort zuteil geworden ist.

8a) MORIA

Das Problem des Tempelberges von SCHALOM BEN-CHORIN

„Adir hu, jivne bejtho bekarov...
Bau den Tempel schiere...“

Ein Kanonier erzählt...

„Als wir den Befehl bekamen, das Feuer auf die Altstadt einzustellen, atmete ich auf. In dieser bangen Nacht habe ich m'r immer wieder in den kurzen Pausen zwischen dem Krachen der Granaten die Frage gestellt: und wenn die Offensive gelingt und wenn wir tatsächlich die Altstadt nehmen und wenn wir vorstoßen bis zum Har-Habajith, zum Tempelberg Moria — was dann? Was werden wir tun, wenn dieser Platz, der allerheiligste Platz Israels in unserer Hand ist? —“

Das sind die Worte eines denkenden Israel-Soldaten, eines jungen Juden, der positiv religiös eingestellt ist und der orthodoxen Arbeiterpartei Hapoël-Hamisrachi angehört. Mit seiner Erzählung hat der Kanonier aus Jerusalem eine Frage aufgeworfen, die uns alle angeht. Keine „Doktor-Frage“, keine nur-akademische Problemstellung. Es kommt ja zuweilen vor, daß die strategischen Erfolge so rasch sind, daß die Politiker nicht mit ihnen Schritt zu halten vermögen. Und was für die Politiker gilt, das gilt noch mehr für die Theologen. Und die Frage: „Was würden wir tun, wenn der Tempelberg in unserer Hand wäre?“ geht ja die Politiker und die Theologen an, ja sie geht uns alle an, denn sie beleuchtet schlaglichtartig die geistig-religiöse Situation unserer Gegenwart.

Eine Rundfrage

Ich habe die Frage, die der Kanonier von Jerusalem sich in der Nacht vor dem Beginn der zweiten Waffenruhe im Hochsommer 1948 stellte, ein paar Jahre später an viele Menschen in- und außerhalb Jerusalems gestellt. Menschen verschiedenster Herkunft und religiös-politischer Haltung. Ich habe verschiedenartige Antworten bekommen — aber noch mehr Befragte blieben mir die Antwort schuldig. Sie zuckten mit den Achseln, wußten nicht, was sie sagen sollten, gaben die Schwere des Problems zu, waren irgendwie froh, daß sie nicht zu entscheiden hatten und... schwiegen. Natürlich ist Schweigen hier keine Antwort, denn diese Frage, die auf den Grund unserer Existenz abzielt, bedarf der Antwort.

Ein „Sternist“ antwortet

Nur eine Gruppe, die LECHI (Stern. Gruppe) nahm öffentlich zu dem heiklen Problem Stellung. Im Jerusalemer Orion-Kino veranstalteten die Lochmei Cheruth-Jisrael (noch bevor sie sich Kämpfer-Lochamim nannten) eine öffentliche Kundgebung zu Tischa-b'Av. Der Saal war mit Reproduktionen des Herodianischen Tempels geschmückt und Dr. Israel Scheib, der Ideologe der Sterngruppe, der heute die hochwertige Zeitschrift „Sulam“ herausgibt, referierte über die hier behandelte Frage. Natürlich forderte Scheib die Okkupation des Tempelberges durch die Armee Israels, denn, wer auf Moria herrscht, der herrscht im ganzen Lande. Die Forderung wurde also zunächst aus machtpolitischen Gründen erhoben. Auf dem Moria, so fuhr Dr. Scheib fort, werden wir einen neuen Tempel erbauen, aber Opfer werden wir dort nicht mehr bringen. Emphatisch rief der Redner aus: „Herr der Welt! wir haben so viele Opfer allein in den letzten Jahren gebracht — sechs Millionen Brüder und Schwestern — daß die Opfer für alle Zeit abgegolten sind.“

Tempel und Opfer

Wer würde Dr. Scheib hier nicht zustimmen? Und doch werden hier zwei Begriffe vermischt, die wesensmäßig voneinander zu trennen sind. KORBAN, das Opfer im biblisch-kultischen Sinne hat zunächst nichts mit den Opfern eines

Krieges oder einer nationalen Katastrophe zu tun. Korban kommt von karov = nahe, und so übersetzen z. B. Buber-Rosenzweig es in ihrer Bibel richtig mit „Darnahung“ und der hebräische Mythologe Oskar Goldberg macht in seiner Einführung in den Pentateuch „Die Wirklichkeit der Hebräer“ darauf aufmerksam, daß der Gedanke der Annäherung, der dem Korban zu Grunde liegt ein zweifacher ist: erstens will sich der Gläubige mit dem Opfer seinem Gotte nahen (die Thora schärft ja ein, daß man nicht mit leerer Hand vor Gott hintreten sollte) andererseits aber ist das Korban auch ein Mittel, zur Annäherung Gottes an die Menschenwelt. Das Opfer geht auf im REACH NICOACH, welcher kein „Lieblicher Geruch“ ist, sondern ein Manifestationsrauch der Gottheit, in welchem sie hernieder schwebt, in welchem sie — wie es Thomas Mann so richtig ausdrückt — „biologisch“ wird, also sich in der SCHECHINA, in der Aufrufung quasi körperlich manifestiert.

Das ist in Kürze die Idee des biblischen Opfers. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß sie dem modernen Empfinden ganz fern gerückt ist. Wir können diese Gedanken zwar aus den Quellen erschließen und in eine moderne Begriffs-Sprache transponieren, aber nach-fühlen, nach-erleben können wir das nicht mehr. Wer etwa das *Pessach-Opfer der Samaritaner*, das letzte noch praktizierte Opfer-Ritual der hebräischen Antike miterlebt hat, der wird, sofern er ehrlich sich über seine Gefühle Rechenschaft gibt, darin zwar einen *folkloristisch hochinteressanten Akt* erblicken, nicht aber den Ausdruck religiösen Empfindens unserer Zeit.

Dennoch betet die Synagoge um die Wiederherstellung der Opfer und der Jude, dem es ernst ist um die Frage des Glaubens, der hier mehr als Tradition allein sieht, wird sich darüber Rechenschaft ablegen müssen, inwieweit er dieses Gebet zu teilen vermag.

Die Stellung der Bibel

Die Stellung der Bibel selbst zum Problem der Wiedereinführung des Opferkultes ist nicht einheitlich. In denjenigen Teilen des Pentateuch, den die Bibelkritik als P (Priesterkodex) bezeichnet, wird eine genaue Gesetzgebung der Opfer gegeben und im Ohel-Mo'ed (Stiftshütte) wird das transportable Wüstenheiligtum beschrieben, in welchem dieser Kult praktiziert wurde. Die historische Forschung nimmt an, daß es sich hier um eine exilische Projektion handelt. D. h., die Priester haben den ihnen aus dem salomonischen Tempel geläufigen sehr komplizierten Kult in ihrer Darstellung in die Frühzeit des Volkes zurückverlegt. In den Königsbüchern finden wir eine Darstellung des Tempel-Opferkultes der Blüte- und Verfallszeit der Reiche Israel und Juda, während in den Büchern der Richter und Samuels, also vorher, von einem in Jerusalem zentralisierten Opferkult noch keine Rede ist. Die Propheten weisen dem Opfer einen sehr sekundären Wert zu, ja es gibt geradezu kultfeindliche Partien bei den Propheten. (Die zahlreichen Beispiele können hier in dieser knappen Übersicht nicht gebracht werden; immerhin sei verwiesen auf Amos 4, 4—6, wo der Opferkult zu Gilgal und Beth-El kritisiert wird, und beim selben Propheten 5, 21—25. Der letzte Vers dort (5, 25) stellt es überhaupt in Frage, daß während der vierzig Jahre der Wüstenwanderung der Opferkult praktiziert wurde, ebenso wie Jeremia 2, 22 kategorisch leugnet, daß Gott dem aus Ägypten ausziehenden Volke Opferdienst geboten habe. Ferner verweise ich auf: Hosea 6, 6; Jesaja 1, 10—20; 58, 3—8; Micha 2, 2; 6, 6—8; Jeremia 6, 20; 7, 8 ff.) Die große Ausnahme macht der Prophet Jechezkel, der nicht nur die Opfer bejaht, sondern ihre Wiedereinführung für kommende Zeiten befiehlt. Der 3. Teil des Ezechiel-Buches, Kpt. 33—48 befaßt sich mit dem Aufbau des neuen Tempels und der Ausgestaltung seines Opfer-Rituals. Gerade deshalb erregte aber dieses Buch, insbesondere die Kapitel 40/48 den Anstoß der Rabbinen, da die ezechielischen Opfersatzungen mit denen der Thora nicht übereinstimmen. Während dieser Prophet nun einen Tempel als *Nationalheiligtum* ersehnt, verkündet der Prophet Jesaja im Gegensatz dazu ein „Bethaus für alle Völker“ (Jes. 56, 7) und Jeremia verkündet endlich, daß

einige andere günstige subjektive und objektive Voraussetzungen, die diese ihre wirtschaftliche Überlegenheit förderten. Sie waren seit der Zerstreuung überwiegend Stadtbewohner. Die Anforderungen der Stadtkultur, die Einwandererauslese und die seit der Zerstreuung erschwerten Lebensbedingungen hatten die Juden wacher und angespannter gemacht: vernunftbeherrscht, willensstark, betriebsam, von rascher Auffassungsgabe, menschen- und weltkundig, anpassungsfähig. Die internationale Zerstreuung, ein intensiver Mitteilungsverkehr und vielseitige Sprachkenntnisse sicherten den Juden einen Vorsprung vor allem im Handel.

6. In dieser aus Charakter und Schicksal sich ergebenden Überlegenheit liegt der Grund für den wirtschaftlichen Antisemitismus. Zwar dachten und taten die Juden der frühkapitalistischen Zeit nichts anderes, als was die Nichtjuden der hochkapitalistischen Zeit heute noch tun; in diesem Augenblick jedoch erregten sie durch ihre Mentalität und durch ihre wirtschaftlichen Erfolge den Haß und den Neid der Nichtjuden.
7. Auch der rassistisch motivierte Antisemitismus hat eine Wurzel in der ökonomischen Unterlegenheit der antisemitisch eingestellten Menschen gehabt.
8. Älter als der rassistische und älter auch als der wirtschaftliche ist der religiös motivierte Antisemitismus. Er ist nicht nur vom breiten Volke, sondern einige Jahrhunderte hindurch auch von der Kirchenleitung ausgegangen, die, um die Reinerhaltung der Glaubenslehre besorgt, den Umgang der Christen mit den Juden durch Verbote einschränkte.
9. Grundsätzlich ist zu jeder Form von Antisemitismus zu sagen: Als große Bewegung ist er nur möglich auf der Grundlage eines primitiven oder durch Vermassung wieder primitiv gewordenen Seelenlebens. Werten und Handeln ist hier überwiegend bestimmt vom bloßen Gefühl, und die Gefahr einer Gefühlsansteckung ist besonders groß. Affekte aber werden durch rationale Durchleuchtung abgeschwächt oder auch unwirksam gemacht. Daraus ergibt sich die Dringlichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der Judenfrage.

Bei den Seminarteilnehmern — vorwiegend Studenten der katholischen Theologie, die sicher mit gutem Willen an die Behandlung des Problems herangegangen sind — war deutlich zu beobachten, wie sehr selbst der Intellektuelle in unserem Zeitalter der Vermassung der Gefahr einer Gefühlsansteckung ausgesetzt ist. Es wurde aber auch deutlich, wie im Verlauf der wissenschaftlichen Behandlung des Problems Affekte und Vorurteile aufgelöst wurden. Die letzte Einsicht, die gewonnen wurde, war diese: Man kann die Gründe für die einzelnen Judenverfolgungen aufsuchen. Man kann Erklärungen dafür finden. Das Schicksal des jüdischen Volkes begreifen aber kann man nur vom Religiösen her. Zu fast jeder Zeit ist es den irgendwo in der Welt aufflackernden Verfolgungen ausgesetzt gewesen und lebt dennoch weiter, aber es lebt ständig in der Situation des Untergangs. Gibt es eine andere Erklärung dafür, als die, daß Gottes gütige Vorkehrung es nicht untergehen lassen will?

11. 3) Vorlesungen über jüdische Themen an theologischen Hochschulen und Universitäten in Deutschland

Frankfurt a/M. Über den Vorschlag des Koordinierungsrates der Christen und Juden in Deutschland haben mehrere Ausbildungsstätten für Seelsorger und Universitäten Hessens Herrn Professor Zwierzynski, Genf, eingeladen, um als Gastprofessor über jüdisch-wissenschaftliche Themen Vorlesungen zu halten.

Die Themen lauteten: a) Die Entstehung der prophetischen Moral und ihr Eingang im Christentum; b) Die Entstehung der jüdischen Liturgie und ihre Übernahme im Urchristentum; c) die jüdische Gemeinde; ihr Fundamentalstatut und ihre Entwicklung.

Es sollte den heranwachsenden Geistlichen und Seelsorgern, die vom Judentum entweder nichts wissen oder nur eine deformierte unrichtige Vorstellung haben, durch objektiv-wissenschaftliche Darstellung vom Judentum ein richtiges Bild vermittelt werden. In den Vorlesungen wurde, nebst der historischen Darstellung

der Entwicklung der Fundamentalbegriffe der prophetischen Moral noch gezeigt, daß die Christenheit, durch die Übernahme dieser Moral, „das Köstlichste und Edelste, was sie besitzt, dem Judentum und seinen Propheten verdankt“ (Cornill). Aber auch was das Christentum in seinen Kirchengebeten und individuellem Frömmigkeitsleben der jüdischen Mutterreligion verdankt, durch die Übernahme ihrer Liturgie im Urchristentum.

Herr Professor Zwierzynski besuchte das adventistische Predigerseminar Darmstadt, die katholische Universität St. Georgen Frankfurt a/M., das bischöfliche Seminar Mainz, die protestantische Fakultät der Universität Mainz, die Universität Marburg, die katholische Hochschule in Hünfeld und das katholische Priesterseminar Fulda. Überall fanden die Vorlesungen größtes, ungeteiltes Interesse. Zu den Vorlesungen fanden sich nicht nur die gesamte Theologiestudentenschaft ein — oft Hunderte —, sondern auch sämtliche Theologieprofessoren und die hohe Geistlichkeit.

Den Vorlesungen schloß sich ein Seminar an, wo den Hörern Gelegenheit gegeben war, Fragen zu stellen, nicht nur zum vorgetragenen Stoff, sondern über das Gesamte des jüdischen geistig-religiösen Lebens. Mit größtem Interesse und Ernst beteiligten sich sowohl Professoren wie Studierende an diesen Seminaren, die ausnahmslos auf sehr hohem Niveau waren und sich ausschließlich in rein wissenschaftlichem Rahmen bewegten.

Die katholische Universität St. Georgen veranstaltete zu Ehren des Gastes einen Empfang, bei dem Rektor, Dekan, sämtliche Professoren und Landesrabbiner von Hessen, Dr. Weinberg, anwesend waren. Auch die jüdischen Gemeinden und die jüdischen Studentenverbände — die es noch in fast allen Universitätsstädten gibt — benutzten die Gelegenheit, um den Gast zu Vorträgen in ihre Mitte einzuladen. Es ist sicherlich von unabsehbarem Nutzen, daß durch diese Vorlesungen die heranwachsende Geistlichkeit, die so viele Gemeinden seelisch zu betreuen haben wird, über das Judentum eine klare und richtige Vorstellung besitzt, um sie später ihren Gemeinden vermitteln zu können.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 (Zürich, 29. 12. 1950) 52, S. 30).

11. 4) Wir beten heimlich...

Der „Weg“ berichtet: Nur wenige Zeitungen gedachten des 9. November. Eine einzige Rundfunkgesellschaft widmete diesem Tag einige Minuten des Gedenkens.

Wir geben daher an dieser Stelle einer jüdischen Stimme das Wort, um so mehr als diese Worte uns Gedanken der Juden im allgemeinen wiederzugeben scheinen.

Rabbiner Levinson führte am 9. November 1950 aus: „Jude sein heißt, trotzdem leben“. Das Gesetz der anderen Völker kann auf uns keine Anwendung finden, denn nicht wie sie sterben wir, nicht wie sie leben wir. Unser Weg ist der Weg des Glaubens gewesen, und so hat man unsere Gotteshäuser angezündet, um uns zu vernichten. Aber wir beteten heimlich und in der Verborgenheit. Und neue Gotteshäuser erstanden, überall in der Welt. Und dort schöpfte man neue Kraft. Kraft um weiterleben zu können, um unsere Kinder zu lehren, das Vergängliche zu überwinden. Und eine Hilfe erstand uns in diesen schweren Tagen. Unsere Brüder und Schwestern in der Welt hatten uns nicht vergessen. Aber da gesellten sich Menschen zu uns, die nicht von uns waren, und die materieller Gründe wegen glaubten, zu uns gehören zu müssen. In diesen Tagen häuften sich die Austrittsgesuche von Menschen aus unserer Gemeinde, die sich keine materiellen Vorteile mehr versprechen. Es ist uns nicht leid um diese Menschen. Sie waren unehrlich, als sie zu uns kamen und wir können nur gewinnen, da sie von uns gehen. Wir bedauern es nur der vielen Aufrichtigen wegen, die noch immer den Weg zu uns suchen, und denen sie diesen Weg nun umso schwerer gestalten.

Für uns Juden aber ist die Botschaft dieses Tages eine eindeutige. Mit aller Gewalt der Materialisierung unseres Lebens entgegenzusteuern, und die Synagogen als das geistige Zentrum unseres Volkes in den Mittelpunkt zu stellen.

Am 9. November 1933 zündete man unsere Gotteshäuser an. So wie wir die Jahre der Schmach überstanden haben, so wie die Synagoge und jüdischer Glaube uns haben leben lassen, so mögen wir unsere Gotteshäuser stärken

Ruhe herrscht in den Straßen Jerusalems, als die Betenden ohne Gruß und still aus dem Ausgang treten. Kinos, Cafés, ja alle öffentlichen Versammlungsstätten sind geschlossen. Lautlos gleiten die Sandalen auf den Straßen Jerusalems. Ein klarer Himmel erhebt sich über der ewigen Stadt. Die Straßen, sonst von Menschen überfüllt, liegen still, und eine eigentümliche Weihe von Fest- und Trauertag liegt über der Stadt.

Reich ist die Zahl derer, die alljährlich, statt an die Klage-mauer zu gehen, auf den *Har Zion* steigen, um das *Grab Davids* zu besuchen, die einzige uns jetzt zugängliche heilige Stätte in Jerusalem. Es ist kurz vor Mitternacht, als wir den *Berg Zion* hinaufgehen. Immer mehr Leute gehen jedes Jahr diesen traditionellen Gang: Chassidim, die dort ihre Gebete verrichten, amerikanische Touristen und ganze Gruppen von eingewanderten Familien, die dem Davidsgrabe besondere mystische Kräfte zutrauen. Zuerst gehen wir durch die hohen, kahlen Steingänge des Klosters, bis wir zu dem Zimmer gelangen, von dem aus man das Grab des großen Königs Israels sehen kann. An den Seiten sitzen bei Kerzenlicht bärtige Juden, die aus ihren schwarzen Büchern die traditionellen Trauergesänge lesen. Nun steigen wir auf das Dach des Klosters hinauf, von dem man die ganze Stadt Jerusalem sehen kann und sogar einen Blick auf die Altstadt hat. Vor uns liegen still und friedlich die letzten Überreste der Stadt, um deren Zerstörung die Überlebenden des jüdischen Volkes in der ganzen Welt trauern.

Auch am darauffolgenden Tage spüren wir die *Tischa-be-Aw-Stimmung*. Der starke Verkehr und die orientalische Geschäftigkeit fehlen in den Straßen Jerusalems, der „verlassenen Stadt“. Die Morgenblätter bringen große schwarz-umrandete Überschriften wie „1883 Jahre sind vergangen, seitdem unser Heiligtum zerstört wurde“. Lange Berichte über den Sinn und die Geschichte des Fasttages folgen der Überschrift.

Von der großen *Jeschurunsynagoge*, die sich an die westlichen Minhagim hält, gehen wir in das *chassidische Viertel*

Dort werfen Kinder mit grünen, klebrigen Kugeln um sich, die in dieser Jahreszeit an den Bäumen wachsen, ein eigenartiger Trauerminhag. Die Erwachsenen wiegen sich mit ihren Pelzhüten und den hin- und herschwingenden Pejoth auf dem Boden kauend nach dem Singsang der Kinnoth. Aus jedem zweiten Hause hört man in dieser frommen Gegend die eintönigen klagenden Melodien des *Tischa be'Aw* und das Flehen nach Wiederherstellung des *Beth ha Mikdasch*.

Auch die *Jemeniten* sitzen in ihren kleinen einfachen Betstuben barfuß am Boden, und die meisten Stücke ihres viel reichhaltigeren Gebetsbuches werden von den Würdigen der Gemeinde gelesen. Kaum sind wir eingetreten, als wir auch schon von diesen sehr gastfreundlichen Menschen aufgefordert werden, uns auf die mit bunten Tüchern belegten Hocker zu setzen. Dazwischen lesen sie in der Thora, wobei jeder Satz von einem kleinen Jungen in arabischer Übersetzung wiederholt wird. Ihre ärmliche, nur an traurigen Ereignissen reiche Geschichte wird sicher an diesem historischen Tage in ihrer Erinnerung wach, wie wohl jeder Jude an diesem bedeutsamen Tage an seine und seines Volkes Vergangenheit zurückerdenkt.

Die gleiche bedrückte Stimmung und ähnliche Formen treffen wir auch in den anderen Synagogen, die wir besuchen: im reich geschmückten, bunten *Beth Haknesseth der Bucharim*, bei den einfachen frommen *Sepharden* — überall beweint man im wieder vereinten Israel die Zerstreuung des jüdischen Volkes.

Nach dem *Maariv-Gebet* — der *Taanith* ist bereits vorbei — gehen die Besucher der Synagogen ins Freie, um den Mondsegen zu sprechen und sich den Friedensgruß: „*Schalom alechem*“ zuzurufen. Mit dem Wunsche: „*Leschana habaa bijeruschalajim habnuja*“, „im kommenden Jahre im wieder erbauten Jerusalem“, gehen wir auseinander.

Gabriel Cohn, Jerusalem.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52. (Zürich, 31. 7./8. 8. 32) 31. 32. S. 39)

9. Echo und Aussprache

9a 1) Zur Friedensbitte und Ölbaumpende an Israel

In Nr. 16 S. 15/16 haben wir von dem Echo berichtet, das die Sonderausgabe 12/15 „Friede mit Israel“ in Kreisen des deutschen Episkopates sowie führender jüdischer und evangelischer Persönlichkeiten gefunden hat. Wir bringen im Folgenden Stimmen zum Teil schon zur Ölbaumpende aus unserem deutschen und ausländischen Leserkreise, die uns bedeutsam erscheinen, auch solche aus gesinnungsverwandten Zeitschriften.

Aus einem Brief von Herrn Rabbiner Dr. Eschelbacher, London vom 27. 1. 1932:

... Ihre Rundbriefe fesseln mich sehr. Wir wissen hier so wenig von dem inneren Leben in Deutschland, und diese Briefe sind ein Fenster, durch das wir doch einiges davon kennen lernen. Durch sie erfahren wir hier von wichtigen Strömungen, von der religiösen und politischen Literatur unserer Tage, von der Auseinandersetzung mit den fundamentalen religiösen Problemen und von vielem anderen. Die christliche und die jüdische Betrachtung vieler Fragen erscheinen wie Variationen von demselben Thema, ebenso verwandt, wie verschieden. Wir können das Wort des Lactantius, das das jüngste Heft einleitet, wohl verstehen, aber nicht uns zu eigen machen. Die Differenz erstreckt sich bis auf die Einzelheiten, z. B. die Charakteristik der „Urgestalten“ in dem schönen Artikel „Die Bedeutung des Alten Testaments für den Christen“, von Kain, von Esau, von Korach oder Saul. Aber gerade in diesen verschiedenen Formen und Spiegelbildern erweist sich der Reichtum der Bibel und der Religionen, die sich auf sie gründen....

Der „Christliche Sonntag“, Freiburg, der sich nachdrücklich für unser Anliegen eingesetzt hat, erhielt folgende Zuschrift:

... ganz besonders möchte ich Ihnen für die Ausführungen in den „Zeitgängen“ betreffs der *Judenfrage* danken. Dieses für uns so beschämende und bedrückende Thema ist wohl schon öfters angeschnitten worden, aber doch noch niemals in dieser Ausführlichkeit.

Es ist nicht nur eine Enttäuschung für viele von uns, daß manche Menschen hier in Deutschland, trotz allem, was an Furchtbarem gegen die Juden geschehen ist, verhärtet zu sein scheinen, sondern es ist auch tief beschämend. Aber von der anderen Seite glaube ich und weiß es auch von einer ganzen Anzahl Menschen, daß eben doch Sühne geleistet wird. Wir wissen alle, es ist nur ein Tropfen im Meer des Leidens. Es ist auch etwas, was im verborgenen geschieht, nämlich im Gebet und auch wohl in den Opfern, die von zahllosen Christen Gott angeboten werden, eben als Sühne für die Ungeheuerlichkeiten, die an jenem Volk begangen worden sind. Vor einigen Monaten war im „Christlichen Sonntag“ (Sonntag im Bild) dieses einzigartige, inhaltstiefe Gebet: Wir bitten dich, o Gott, für alle Menschen aller Zungen und aller Rassen, die um ihres Glaubens oder ihrer Herkunft willen verfolgt und vertrieben wurden... Wenn wir es alle jeden Tag in Liebe beten würden, dann möchte ich annehmen, daß es zusammen mit den Opfern, die auch vielen in unserem Leben nicht immer leicht waren oder sind, vielleicht doch dazu beitragen kann, gesclagene Wunden, wenn auch nicht zu heilen, doch um Weniges zu lindern.

(Aus: „Der christliche Sonntag“, Freiburg i. Br. 9. 3. 52)

9a 2)

Studienassessor J. K. schreibt:

... Ich habe vor einiger Zeit von Ihnen den Rundbrief „Friede mit Israel“ bekommen und ihn inzwischen, ebenso wie die von Ihnen freundlicherweise beigelegte andere Nummer des Rundbriefs gründlich studiert. Sicherlich war die Lektüre für mich nicht in dem Sinne ein „umstürzendes Erlebnis“, daß ich der Sache hier zum erstenmal begegnet wäre — meine Freunde und ich stehen dem Gedankenkreis der „Frankfurter Hefte“, des „Michael“ u. ä. nahe und glauben von daher ein Gespür für das, was „in der Luft liegt“, zu haben. Aber ich habe doch in

diesen Tagen der „jüdischen Partisanengruppen“ und der „13 Milliarden“, in deren Berichterstattung die deutsche Presse z. T. sich in ihrer Objektivität überbot und damit — ich empfand es so — giftige Kühle ausstrahlte, — ich habe also gerade in diesen Tagen erkannt, daß Ihr und Ihrer Freunde Anliegen einer der ganz wesentlichen neutralistischen Punkte ist, an dem sich die Geister in der Bemühung um eine Metanoia unseres Volkes (auch des Kirchenvolkes!) scheiden. — Ich ahne und bin dabei, es mir klar zu machen, daß unsere Stellung zum jüdischen Problem in geradezu klassischer Weise die Totalität christlicher Gewissensbildung und Erneuerung heute erkennen läßt. Denn einerseits wird etwa die tiefere Erfassung des Alten Bundes als Heilsgeschichte auch für die „Bewußtseinsbildung“ des Neuen Gottesvolkes entscheidend sein und durch die Neugewinnung der *Heilsgeschichte* (in der nun einmal der Gott Abrahams „mehr“ ist als etwa der „erste Beweger“ des Aristoteles) auch unser „Leben aus dem Glauben hic et nunc“ befruchtet wird (Die Gnade setzt die Geschichte voraus“, formulierte es W. Dirks einmal). Andererseits scheint es mir etwa doch immer klarer zu werden, daß der Antisemitismus unlösbar mit der Re-Aktion gegen eine politische Umbildung unseres Volkes verbunden ist. Doch ich möchte Sie in meinem Brief mit „Gedanken“ nicht länger aufhalten, der Anlaß war eigentlich nur, Ihnen einfach zu danken für Ihre Arbeit und, wenn es Ihnen eine kleine Freude macht, Ihnen zu sagen, daß auch ich (und ich darf meine Freunde einschließen) mich nun in verstärktem Maße zu ihr bekenne. Das schließt für mich ein, auch das notwendige finanzielle Opfer zu bringen und Sie zu bitten, mir von jetzt an den „Rundbrief“ regelmäßig zu schicken (meine vier Kleinen werden schon nicht verhungern dabei...). Als ich der Einzige blieb, der in der „Woche der Brüderlichkeit“ in einer sehr geweckten Obersekunda eines großen (katholischen) Gymnasiums eine Griechischstunde „opferte“ und mit den Jungen über unser Problem sprach, als ich nachträglich erfuhr, daß allen Schulen unseres Landes vom Kultusminister ein Schreiben zugegangen war mit der Bitte, das Thema im Unterricht der Woche zu berücksichtigen (und wie ich erfuhr? So, daß da der Oberstudienrat einer anderen Schule, wo ich einen Lehrauftrag hatte, mir Samstags das Schreiben vorlegte nur zur „Kenntnisnahme“ mit der Bemerkung: „Unterschreiben Sie nur, es ist ja sowieso schon vorbei“...) — da wurde mir jedenfalls klar, was an meiner Stelle zu tun ist. Und ich will nun einfach tun, was in meiner Kraft steht. Mit herzlichem Grusse

gez. J. K.

9a 3)

Studienassessor W. B. schreibt:

... Erlauben Sie mir bitte, daß ich Ihnen ausdrücke, wie sehr mich die Lektüre der Sonderausgabe „Friede mit Israel“ des „Rundbriefs“ erschüttert und wach gemacht hat, die mir mein Freund J. K. geliehen hat. Rein „menschlich“, gefühlsmäßig, wenn ich so sagen darf, war mir der Friede mit den Juden ein wichtiges Anliegen, dem ich auch als Lehrer (ich bin Studienassessor) im Unterricht zu dienen versuchte, seit dem besorgniserregenden Wiederauftauchen eines Antisemitismus (— hoffentlich ist es nicht der alte nazistische! —) in Deutschland, besonders im Zusammenhang mit den Harlan-Demonstrationen. Was ich Ihrem Heft verdanke, (vorbereitet durch die Hinweise in den „Frankfurter Heften“), ist die Einsicht in die Notwendigkeit, sich als *Christ* mit den Juden zu beschäftigen und dem Geheimnis, das sie im Plane Gottes auszeichnet. Vor allen Dingen auch als *Christ*, dem *Geschichte* doch auch immer zugleich *Heilsgeschichte* sein soll. So schwer zu begreifen dieser Zusammenhang mit der „profanen“ Geschichte auch meistens sein mag (weil uns die Einsicht heute so schwer fällt), so deutlich wird er an der Geschichte des jüdischen Volkes. — Wegen dieser Dinge bin ich der gleichen Meinung wie mein Freund, daß es für den heutigen Christen ein dringendes Anliegen seines *Christseins* sein muß, sich über die Juden klar zu werden...

W. B.

9a 4)

Mit welchem Elfer J. K. auch außerhalb seines unmittelbaren Freundeskreises unser Anliegen zum eigenen gemacht hat, zeigt der folgende Appell in der zur Zeit von ihm redigierten „Zeitung aus der Höheren Schule“: „Junges Wort“ (Juli 1952):

„Wir haben schon zweimal an dieser Stelle zur Ölbaumspende aufgerufen. Warum wir es taten —... dafür haben wir ein paar Gründe angegeben. Wer von uns ein Opfer bringen kan, der soll es tun. Doch machen wir es uns nicht zu einfach: es geht nicht um Geld — gegen Moralrech-nung. Die faktische soziale Hilfe für den neuen jüdischen Staat soll uns zugleich aufwecken, etwas mehr nachzu-denken. Etwa darüber, was Juden und Christen als Brü-der verbindet. Was sagt Euer Religionslehrer dazu? Man hat ihm seinerzeit von berufener Seite zu dieser Frage einiges „Material“ geschickt mit der Bitte, es mit Euch durchzusprechen. Kümmern wir uns darum oder — schlaf-en wir?“

9a 5) Aus Postscheckabschnitten mit Ölbaumspenden

Wir zitieren nunmehr aus Postscheckabschnitten mit Ölbaumspen-den einige besonders charakteristische Äußerungen:

„Die beiden unterzeichneten Schwestern senden Ihnen für das arme, am schwersten getroffene jüdische Volk, eine kleine Gabe zur Ölbaumspende... Diakonisse... u. Dia-konisse... senden DM 10.—“

„Aufruf im Sonntagsblatt vom 29. 6. 52 ‚Kirche und Ge-meinde‘ mit herzlichen Segenswünschen..., Arbeiter und Familie sendet DM 5.—.“ „Von einem totalgeschädigten Sozialrentner“ DM 2.—, „Anbei ein kleiner Beitrag zur Sühne und Wiedergutmachung aus unserem Kindergar-ten.“ Diakonisse sendet DM 5.—.

„DM 5.— für ‚Ölbaumspende‘ nächste Verwandte sind mitbetroffen, sonst wäre mehr möglich. — Möchten recht viele Bäumlein zusammenkommen für unsere Brüder zu einem neuen Anfang.“ „Ich bedaure, nicht mehr geben zu können, hoffe jedoch, daß sich möglichst viele an die-ser Kundgebung des guten Willens beteiligen, damit viele Wenig endlich doch ein Viel ergeben.“ ... sendet DM 10.—. „Gar sehr begrüße ich Ihr Segenswerk und wünsche den Öl-bäumen den Segen Gottes.“ Religionslehrer sendet DM 15.—. „Leider ist mir ein Abonnement des Rundbriefs nicht möglich als Kriegerwitwe. Doch da ich die Juden liebe, möchte ich mich an der Ölbaumspende betei-ligen. Herzliche Grüße...“ sendet DM 5.—. „Dem Auf-ruf im ‚Christlichen Sonntag‘ komme gern nach und überweise DM 10.—. Zwar nur ein Weniges, weil durch die Währung des Vermögens beraubt und ausgebombt, aber gleich dem Scherflein der Witwe gern gegeben. Möge dieses 100- und 1000fältige Frucht bringen und wie liebliches Öl die Wunden des israelitischen Volkes heilen helfen. Im stillen Gedenken an einige edle jüdi-sche Paderborner Familien.“

„Für 3 Öl-bäume‘ gestiftet von den Augustinerinnen und dem Pflegepersonal des Neuen Städt. Krankenhauses.“ — „Auch das hiesige Erzbischöfl. Konvikt sammelt für den gleichen Zweck. Mit freundlichem Gruß Msgr. Dr. H. Sch.“

9a 6)

Auch die Schulen beteiligen sich lebhaft, es wird auch klassenweise gesammelt. Die Pädagogische Rundschau Nr. 6 berichtet darüber (Juli 1952): „Unser Beitrag im Märzheft S. 228 zu dem Thema ‚Aktion ‚Friede mit Israel‘, Ölbaumspende‘ scheint eine erfreulich weitgehende Be-achtung gefunden zu haben. Die Leitung der Aktion ‚Friede mit Israel‘ stellt mit großer Befriedigung fest, daß der ‚Aufruf zur Ölbaumspende‘ in Lehrerkreisen und damit indirekt auch in Schulkreisen ein... starkes Echo gefunden hat.“ Der größte Teil der bisher eingegangenen Spenden sei in kleinen Beträgen aufgebracht worden, und zwar durch Sammlungen in Schulen, an denen sich etwa 2000 Klassen beteiligt haben. Als besonders bemer-kenswert und als ein wirklich gutes Zeichen der Zeit sehen wir es an, daß „sich auch die Studentenschaft in besonders aktiver Weise hinter unsern Aufruf gestellt hat.“ Gerade in diesen Tagen (wird am 26. 5. gemeldet) wird in Tübingen von Studenten eine Straßensammlung zugunsten der „Ölbaumspende“ durchgeführt.

Die erforderliche Genehmigung zum Spendenauf-ruf ist von den entsprechenden Ministerien in Baden, Hessen und Schleswig-Holstein gegeben worden. In Nordrhein-West-falen scheint sie bevorzustehen (ist mittlerweile erteilt. Die Red.)

Wir halten es für sehr glücklich, daß gerade der Gedanke der Ölbaumspende so viel Anklang findet. Denn nicht nur die praktische Auswirkung dieses Unternehmens wird

deutlich sein, sondern man darf auch annehmen, daß der Symbolwert dieser schönen Geste bei den Spendern wie bei den Beschenkten nicht so leicht übersehen werden kann, sondern Geist und Gemüt nachhaltig beeindruckt wird."

Anläßlich einer Protestversammlung der Freiburger Studenten gegen den Veit-Harlan-Film vom Juni in der Universität gingen DM 276.50 ein. — Die eigentliche Sammlung der Freiburger Studenten findet zu Beginn des Wintersemesters statt.

Die Studentenschaft der Evangelisch-Kirchlichen Hochschule Wuppertal sandte aus einer besonderen Kollekte zugunsten der Olbaumspende DM 65.35.

Besonderen Erfolg hatten die Aufrufe in den Kirchenblättern beider christlicher Konfessionen und im „Michael“.

Auf das Postscheckkonto der Olbaumspende in Freiburg sind bis Ende Juli 2716. — Mark eingegangen.

9b) Die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz an Bundeskanzler Adenauer

Zürich, Ende Juli, 1952

Herrn Bundeskanzler
Dr. Konrad Adenauer,
dzt. Bürgenstock am Vierwaldstätter See

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,
Wir danken Ihnen vor allem aufrichtig dafür, daß Sie daran festgehalten haben, im Sinne Ihrer Erklärung vom 27. September 1951 namens der Westdeutschen Bundesrepublik ernsthafte Schritte Ihres Kabinetts zur Lösung der materiellen Wiedergutmachungsfrage gegenüber Israel und der Judentum durchzusetzen. Wir freuen uns herzlich, daß die dahin zielenden Anregungen, wie sie vor einem Jahre von unserer Seite und auch sonst vielfach seitens der christlichen Konfessionsgemeinschaften sowie von Menschen guten Willens inner- und außerhalb Deutschlands an Sie gelangt sind, auf fruchtbaren Boden gefallen sind.

Dies ermutigt uns zugleich, Sie zu bitten, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Sie haben seinerzeit treffend erklärt, es seien „unsagbare Verbrechen begangen worden“, „die zu moralischer und materieller Wiedergutmachung verpflichten“. Die materielle scheint nun ernsthaft eingeleitet zu sein. Die moralische hat, im ganzen genommen, noch kaum begonnen und wäre doch dringendst geboten, wie sich sowohl aus sorgfältigen Umfragen unter der deutschen Bevölkerung als auch insbesondere aus wilden Ausbrüchen von Judenhaß anläßlich der Parteinarbeit für den „Jud Süß“-Regisseur Veit Harlan erschütternd ergeben hat. Dieser Haß droht immer mehr zu wachsen und sich abermals von Deutschland aus ansteckend in die Nachbarländer zu verbreiten. Es genügt eben nicht, wenn deutscherseits zwar materielle Wiedergutmachung in relativ erheblichem Ausmaß geleistet, jedoch die furchtbare Karikatur des jüdischen Menschentums nicht berichtigt wird, welche die Hitler-Propaganda den Köpfen eingeprägt hat, und wenn nicht gleichzeitig jenen das Handwerk gelegt wird, die diese Karikatur noch immer böswillig verbreiten.

Wir bitten Sie daher in erster Reihe, seitens der Regierung nachdrücklichst die spontan im deutschen Volke aufgebrochene Bewegung „Friede mit Israel“ zu fördern, die unter der Führung des Hamburger Senatsdirektors Erich Lüth steht, damit er die Mittel erhält, jeden einzelnen Deutschen durch Vorlage geeigneten Aufklärungsmaterials vor die persönliche Entscheidung zu stellen, ob sein Gewissen ihm gebietet, sich dieser Bewegung — oder einer ähnlichen — anzuschließen, oder ob er dies verweigern will.

Kaum weniger wichtig als solch ein Appell an die Erwachsenen ist eine richtige Unterweisung der Jugend. Hierbei werden die Kultusministerien der Länder Sie, Herr Bundeskanzler, unterstützen. Was das näheren zu veranlassen wäre, mag den beiliegenden Schulabsätzen des Sonderdrucks „Um den Frieden mit Israel“ aus der Göttinger „Deutschen Universitätszeitung“ vom 17. Dezember 1951 zu entnehmen sein.

Vom Bundeskabinett hinwieder dürfen wir gewiß einen Gesetzesvorschlag für strenge Strafbestimmungen gegen jede Aufreizung zum Rassenhaß und gegen ähnliche gemeinschaftszerstörende Tendenzen erhoffen.

Wenn auf diesen drei Gebieten eine wohlkoordinierte deutsche Aktion moralischer Wiedergutmachung an der Judentum erfolgt und zugleich mit der materiellen unverkennbar in Erscheinung tritt, dann kann niemand mit Grund gegen die Bundesregierung den Vorwurf erheben, sie habe nicht das in ihren Kräften Stehende getan, um mit Israel zum Frieden zu kommen.

Dies würde dann auch den Verantwortlichen auf jüdischer Seite es erleichtern, über alles Ungeheuerliche hinweg, das nie ungeschehen gemacht werden kann, die Hand derer nicht zurückzustoßen, die ehrlichen Willen zur Wiedergutmachung bewiesen haben.

Wir haben uns veranlaßt gesehen, all dies vorzubringen, weil es sich um ein Problem handelt, das, wenn es zunächst auch nur Deutschland betrifft, ein europäisches, ja ein Problem menschlicher Gesittung als solcher ist. Wir zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung

Für den Zentralvorstand der Christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz:

Dr. Ing. E. Bickel, Prof. ETH, Präsident, Zürich

Dr. H. Ornstein, Zentralsekretär, Zürich

Gertrud Kurz, Bern Prof. H. van Oyen, Basel

Prof. L. Weber, Fribourg

Pfarrer Dr. h. c. P. Vogt, gew. Flüchtlingspfarrer, Grabs

Ing. P. Zigerli, Nationalrat, Zürich

Anlage:

Vorbereitet durch die Erklärungen der Katholikentage von Mainz (1948) und Bochum (1949), des Bruderrats (1948) und der Berliner Evangelischen Synode (1950), unmittelbar ausgelöst durch des Hamburger Senatsdirektors Erich Lüth mutige Aktion „Wir suchen Frieden mit Israel“ hat die Bonner Bundesregierung vor kurzem feierlich ihren Abscheu vor diesen „im Namen des deutschen Volkes“ begangenen Verbrechen, ihren Willen zur möglichststen Schadenersatzleistung auch gegenüber dem Staate Israel, dem die Sorge für die der Verfolgung oft nur mit dem nackten Leben Entzogenen zufiel, und ihre Entschlossenheit bekundet, auch schon den Anfängen eines Wiederhervortretens derselben Gesinnung zu wehren, die das Ungeheuerliche hervorgebracht bzw. den Widerstand dagegen gelähmt hat.

Auf dem Gebiet des Bildungswesens, von der Elementarschule bis hinauf zur Universität, ergibt sich hieraus ein Komplex von Aufgaben, die nicht entschieden und nicht schnell genug in Angriff genommen werden können, gerade weil sie bloß auf lange Sicht auch nur annähernd lösbar sein dürften.

Es handelt sich darum, von der Erkenntnis — und von der Gefühlsseite her die Grundlagen für ein berichtigtes Bild des Judentums und des jüdischen Menschen gegenüber der Karikatur der Hitler-Propaganda zu schaffen. (Also keineswegs ein „Idealbild“ an deren Stelle setzen zu wollen, wie früher oft der „Anti-Anti“, sondern das der nüchternen problemgeladenen Wirklichkeit.) Das muß unternommen werden:

1. an der Universität (und TH) und von ihr aus an der Höheren Schule, deren Geschichts- und Deutschlehrpläne dann freilich auch die Konsequenz daraus ziehen müssen, auf das bisherige Abschieben aller Judentums-Kunde an den nach so ganz anderen Gesetzen gegebenen (und erst recht aufgenommenen) Religionsunterricht endlich zu verzichten;

2. an der Pädagogischen Hochschule bzw. den anderen Institutionen für Volksschullehrer-Ausbildung mit entsprechenden Konsequenzen für deren Tätigkeit, wobei nun allerdings gerade auch der Religionsunterricht eine große Rolle zu spielen berufen ist, dessen „alttestamentliche Unterernährung“ im letzten halben Menschenalter schleunigst zu beheben ist;

3. durch sehr taktvolle und behutsame — Bemühungen um persönlichen Kontakt deutscher und jüdischer Menschen, speziell in Israel.

Um den letzten Punkt vorwegzunehmen: Bisher waren unseres Wissens nur drei deutsche Persönlichkeiten Gäste in Israel: Rudolf Küstermeier, der Mitkämpfer Erich Lüth;

Hermann Maaß, der Evangelische Kreisdekan von Heidelberg; Gertrud Luckner, die Referentin für Verfolgtenfürsorge beim Deutschen Caritas-Verband. Es ist nun unbedingt nötig und dürfte eine der aktuellsten und dringlichsten Aufgaben des neu erstandenen 'Deutschen Instituts für Auslandsbeziehungen' in Stuttgart sein, in enger Verbindung mit den genannten und jüdischen Persönlichkeiten kleine Gruppen von geeigneten älteren und jüngeren deutschen Menschen nach Israel zu senden, um das Land in seinem heutigen Zustand persönlich kennen zu lernen, menschliche Kontakte dort wieder — und neu anzuknüpfen, nach der Heimkehr als Augen- und Ohrenzeugen die eigenen Landsleute über die einzigartigen Gegebenheiten und Aufgegebenheiten dieses Landes zu unterrichten, in dem heute wieder einmal stellvertretend für die Menschheit um die Lösung von Problemen (eines Zusammenlebens in Gerechtigkeit) gerungen wird, die letztlich allen Völkern aufgegeben sind.

Aber natürlich genügt das nicht. Notwendig ist vielmehr, daß prinzipiell jeder deutsche Student Gelegenheit erhält, sich im Rahmen von Vorlesungen (und Kolloquien!) für Hörer aller Fakultäten (bzw. eines 'studium generale') das nötige Mindestmaß an Wissen vom Judentum zu verschaffen, und jeder speziell Interessierte die Möglichkeit, auf diesem Gebiet wissenschaftlich zu arbeiten. Dazu müssen koordiniert werden:

1. Lehraufträge an Gastdozenten für ein oder mehrere Semester über 'Wissenschaft vom Judentum'; hierfür kommen jüdische Persönlichkeiten in Betracht, welchen ähnliche Aufgaben zufallen wie den Inhabern evangelischer und katholischer 'Weltanschauungsprofessuren';

2. Lehr- und Forschungstätigkeit der schon vorhandenen, aber noch auszubauenden Institutionen und der Dozenten für einschlägige Wissenschaftsgebiete, etwa des Institutum Judaicum in Münster (Prof. K. R. Rengstorff), des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt (Prof. Th. W. Adorno und Prof. M. Horkheimer), des Seminars für Christliche Gesellschaftslehre in Bonn (Prof. N. Monzel), religionswissenschaftlicher, orientalistischer und speziell hebraistischer Lehrstühle und Lektorate (wie sie z. B. in Erlangen, Mainz und Freiburg bestehen); Einrichtungen, die sich sämtlich schon von verschiedenen Gesichtspunkten aus mit Fragen befaßt haben, wie die Existenz des Judentums sie heute stellt.

Damit das alles richtig in Gang kommt, müssen natürlich die Kultusministerien die Voraussetzungen dafür schaffen, und zwar beschleunigt ohne Rücksicht auf die derzeitige Knappheit verfügbarer Mittel. Die Bedarfsfrage ist ja klar genug zu bejahen: Der Wille der Bundesregierung und aller großen Parteien im Bundestag ist feierlich proklamiert, den Weg zum Frieden mit Israel zu finden, also auch jener Verleumdung und Ahnungslosigkeit ein Ende zu setzen, die Auschwitz überhaupt erst ermöglicht hat. Eine kraftvolle Bewegung, wie sie Senatsdirektor Erich Lüth zum Ausdruck brachte, trägt diesen selben Willen im Volke, gerade auch in der studentischen Jugend. Daß gegründetes Wissen nützt, um diesem Willen zu dem, wie wir sahen, so unerläßlichen breiten Durchbruch zu helfen, steht fest und wird auch gerade unter der Jungakademikerkraft klar erkannt; erst kürzlich haben die verschiedensten studentischen Gruppen, dem starken Verlangen nach geordneter Information auf diesem Gebiet energisch Ausdruck gegeben. Darum ist hier, wo es sich um eine dringend gebotene sittliche Entscheidung handelt, der Bedarf im Vergleich mit anderen im Rahmen der reinen Theorie systematisch noch so wichtigen Fachgebieten als vordringlich anzuerkennen und danach zu handeln.

(Aus: Sonderdruck aus der DUZ, Nr. 24 vom 17. Dezember 1951)

9 c) Ein Staatsbürger-Erzieher schreibt an sein Kultusministerium

.... Bei meiner Tätigkeit als Dozent für Bürgerkunde an mehreren höheren Fachschulen sowie als Dozent an der Volkshochschule mußte ich im Laufe der letzten Zeit feststellen, daß der Antisemitismus in der deutschen Jugend, vor allem in den Alterstufen vom 20. bis 30. Lebensjahr, noch außerordentlich weit verbreitet ist. Es sind die Jahrgänge, die während der Herrschaft des Nationalsozialismus durch die maßlose Rassenhetze, wie sie auch in den Schulen, in der Hitler-Jugend usw., betrieben wurde,

jahrelang systematisch auf Antisemitismus gedrillt wurden und so in eine durch und durch antisemitische Anschauungsweise hineingeraten sind, aus der sie von sich aus nicht herausgefunden haben.

In der Nachkriegszeit sind die Themen „Judenfrage“ und „Antisemitismus“ in den Schulen als heißes Eisen meist nicht gerne angepackt oder jedenfalls nur ganz unzureichend behandelt worden. Es fehlte auch an geeigneten Lehrkräften, die unvoreingenommen, verantwortungsbewußt und mit dem nötigen Fachwissen und Takt dieses schwierige Thema in jugendgerechter Form darstellen konnten. So haben mir in den Jahren nach 1945 viele Lehrer erklärt, daß sie sich hüten, dieses heikle Thema zu berühren. Sie wollten sich nicht wieder in die Nesseln setzen und wichen diesbezüglichen Fragen der Schüler einfach aus. Die Schüler erfahren daher in der Schulzeit vielfach überhaupt nichts mehr von den schrecklichen Judenverfolgungen und stehen dann später all diesen Fragen völlig verständnislos gegenüber, so daß sie leicht der überall wieder mehr oder weniger versteckt betriebenen antisemitischen Propaganda zu erliegen in Gefahr sind. Tatsächlich ist gegen die unter den jüngeren Menschen in Deutschland weit verbreitete antisemitische Anschauung bis heute nichts Entscheidendes unternommen worden.

Wie stark diese antisemitische Denkweise in der Jugend verwurzelt ist, fiel mir zuerst auf, als ich eines Tages in meinem Unterricht in „Gesetzeskunde“ ausführte, daß in Bremen und anderen deutschen Ländern ein Gesetz über die Gewährung von Sonderurlaub für die aus rassischen und anderen Gründen Verfolgten besteht. Diese Mitteilung löste bei mehreren Besuchern der Abendschule, wo ich unterrichtete, antisemitische Bemerkungen aus, über die ich aufs höchste betroffen war. Ein andermal, als ich im bürgerkundlichen Unterricht das Problem der Kollektivschuld behandelte, kam es in der anschließenden Diskussion zu so scharfen antisemitischen Äußerungen seitens der Studierenden, daß ich mich nunmehr veranlaßt sah, das Gesamtproblem des Antisemitismus im Unterricht gesondert darzustellen. So behandle ich seit Sommersemester 1951 das Thema „Antisemitismus“ in gewöhnlich zwei Doppelstunden mit einem einführenden Referat und anschließender freier Aussprache mit den Studierenden.

In der ganz offenen und freien Aussprache, wie sie in meinem bürgerkundlichen Unterricht üblich ist, kam zutage, in welch erschreckend großem Umfang die deutsche Jugend noch antisemitisch verseucht ist. Die gelegentlich in der Tagespresse zum Ausdruck gebrachte schönfärbische Behauptung, es gebe in Deutschland keinen nennenswerten Antisemitismus, geht an dieser unbestreitbaren Tatsache einfach vorbei. Eine kleine Auswahl von Äußerungen, wie sie in meinem eigenen Unterricht von Studierenden gemacht wurden, sei hier teils sinngemäß, teils wörtlich wiedergegeben:

„Die Juden sind unser Unglück. Die Juden haben die beiden Weltkriege verursacht. Sie sind eine minderwertige Rasse. Sie sind Ausbeuter, sie scheuen ehrliche Arbeit. Die Juden waren Staatsfeinde, ihre Beseitigung war daher zum Schutze des Staates notwendig. Die Juden haben Ritualmorde und andere Verbrechen begangen, ihre Religion ist unmoralisch. Sie sind die Feinde aller Nichtjuden, rachsüchtig, unversöhnlich. Sie erstreben die Weltherrschaft und die Unterdrückung aller Nichtjuden. Auch jetzt haben sie sich schon wieder in führende Stellungen in der deutschen Wirtschaft eingeschaltet und beuten das Volk aus.“

In diesen Äußerungen kommt der ganze Unsinn der nationalsozialistischen Propaganda wieder zum Vorschein. Mit Erstaunen muß man feststellen, daß diese törichte und primitive Anschauungsweise sich auch in den Köpfen sonst vernünftig denkender, gebildeter und charakterlich einwandfreier junger Leute bis heute hat halten können. Diese Tatsache läßt sich wohl nur als Massenpsychose erklären. Gerade deswegen ist aber auch die Bekämpfung dieser Anschauung sehr schwer.

Auf meine Frage an die Studierenden, auf welche Tatsachen sich denn dieses negative Urteil über die Juden gründe, stellte sich heraus, daß die meisten überhaupt keinen einzigen Juden persönlich kannten und keinerlei

objektiven Belege anführen konnten, sondern einfach die nationalsozialistischen Behauptungen und Schlagworte nachsprachen. Von einigen wurde übrigens auch die Ermordung von 5 bis 6 Millionen Juden einfach als „jüdischer Schwindel“ bezeichnet.

Gestützt auf ein umfangreiches Spezialstudium der Judenfrage und des Antisemitismus sowie durch meine langjährigen eigenen Erlebnisse, vor allem aber auch durch die frühere Tätigkeit meiner Frau als (christliche) Lehrerin an der Höheren Israelitischen Schule in Leipzig (1928—32), durch unseren freundschaftlichen Verkehr mit vielen Juden, schließlich auf Grund erschütternder Einblicke in die an den Juden begangenen grauenhaften Verbrechen (infolge meiner Tätigkeit als Angehöriger höherer Stäbe der deutschen Wehrmacht im Majorsrang) ist es mir gelungen, meine Schüler größtenteils zu einer gerechten und objektiven Stellungnahme zum Judentum hinzuführen und ihre antisemitischen Vorurteile im wesentlichen zu beseitigen. Nach meinen an mehreren verschiedenartigen Schulen gemachten Erfahrungen, die mir von Kollegen anderer Schulen, von Geistlichen, Hochschullehrern, Jugendwohlfahrtspflegern und Jugendleitern bestätigt wurden, ist die Gefahr der antisemitischen Durchsetzung der deutschen Jugend mangels geeigneter Aufklärung heute so groß, daß es notwendig erscheint, seitens der Regierung etwas Entscheidendes dagegen zu unternehmen. Es genügt nicht, das jüdische Problem nur auf politischer und diplomatischer Ebene zu regeln, z. B. durch eine angemessene gesetzlich geregelte Wiedergutmachung und durch Reparationen an den Staat Israel. Es genügt auch nicht, im Rahmen der verschiedenen privaten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit auf geistiger Ebene für eine wahrhafte Versöhnung mit dem Judentum zu arbeiten — so sehr alle diese Bestrebungen zu begrüßen sind. Es erscheint vielmehr notwendig, den tief eingewurzelten Antisemitismus in der Volkserziehung systematisch zu bekämpfen, und zwar in allen Schulgattungen von der Volksschule bis zur Hochschule.

Die Behandlung dieses Themas im Schulunterricht — ist naturgemäß dadurch äußerst erschwert, daß auch ein Teil der Lehrkräfte heute noch nicht frei von antisemitischer Denkweise und daher gar nicht imstande ist, diesem Gegenstand im Unterricht objektiv zu behandeln. Meine eigenen Erfahrungen haben mir gezeigt, daß nur ein langjähriges intensives Studium des Problems in Verbindung mit persönlicher Lebenserfahrung das nötige geistige und ethische Rüstzeug liefern kann, um eine Diskussion mit Schülern, wie sie in diesem Fall unerlässlich ist, erfolgreich zu bestehen.

Es wäre daher nicht damit gedient, etwa einfach durch einen Ministerialerlaß die Behandlung des Themas im Unterricht anzuordnen, wenn nicht die Gewähr dafür gegeben ist, daß der Unterricht im gewünschten Sinn gehalten werden kann. Zu diesem Zweck müßten für den Schulgebrauch geeignete Lehrbücher und Hefte herausgegeben werden, in denen der Antisemitismus erklärt und sachlich überzeugend widerlegt wird. Weiterhin könnte an die Einrichtung von Sonderkursen gedacht werden, in denen die Lehrerschaft mit dem zweifellos sehr schwierigen Sachgebiet vertraut gemacht wird. Als vorläufige Regelung käme die Abhaltung von Einzelvorträgen in den Schulen durch geeignete Persönlichkeiten in Betracht...

9 d) Was erwarten die Juden weiter von Deutschland?

Freiburg, Anfang Juli 1952

Sehr geehrter Herr van Praag,

während der Holland-Reise zweier Mitglieder unsres Herausgeberkreises, Dr. Gertrud Luckner und Prof. Dr. Karl Thieme, wurden Sie am 18. Juni bei einer zweiten Begegnung in Amsterdam von diesen beiden Freunden gefragt: Wenn wirklich eine Verständigung zwischen der Bundesrepublik von West-Deutschland auf der einen, Israel und den jüdischen Organisationen auf der andern Seite über die deutschen Schadenersatzleistungen zustandekommt, was wird dann auf jüdischer Seite noch weiter von Deutschland erwartet, damit eine allmähliche Normalisierung der gegenseitigen Beziehungen und eines Tages auch wieder eine Versöhnung möglich erscheinen könnte? Sie erklärten, diese überaus schwerwiegende Frage nicht aus dem Handgelenk beantworten zu können, sondern dar-

über erst mit Freunden sprechen zu wollen, die gemeinsam mit Ihnen aus letzter religiöser Verpflichtung heraus eine Antwort suchen müßten.

Etwa 14 Tage danach erhielten wir unter der Überschrift „Erneuerung als Versöhnung“ ein mit Ihren Freunden von Ihnen ausgearbeitetes Memorandum über die Frage nach dem, was Deutschland schulde. Im Folgenden möchten wir unter I. Ihr Memorandum in seinen wichtigsten Punkten resumieren, unter II. darauf erwidern, so gut wir können. Wir bitten dann Sie, zu I. uns wissen zu lassen, ob wir Sie verstanden haben, zu II., wie weit Sie mit uns einverstanden sind.

I.

A. Das Wichtigste an Ihrer Stellungnahme zur „Schuldfrage“ welche in den Diskussionen der letzten Jahre häufiger kompliziert als geklärt wurde, scheint uns in Ihrer Bemerkung zu liegen, daß auch ein Volk nur dann als ganzes schuldig ist, wenn jedes einzelne Individuum schuldig befunden worden ist. *Dies ist nach den Aussagen vieler hier nicht der Fall.* — Insofern das deutsche Volk das soziale Substrat der historischen Realität „Deutschland“ ist, d. h. *dieses Land als sein eigenes betrachtet*, ist jeder Deutsche individuell und persönlich verantwortlich für die Verbrechen seines Landes, auch wenn er selbst alles Mögliche versucht hat, diese zu verhindern. Diese Verantwortung liegt aber auf einem andern Niveau und darf keineswegs transponiert werden in die Sphäre der Kollektivschuld...

Wir verstehen das so: Wer Deutscher sein will, muß sich eingestehn: Unter einer verbrecherischen Führung ist im Namen der geschichtlichen Größe, welche ich „mein deutsches Volk“ nenne, dieser Massenmord an sechs Millionen Unschuldigen kaltblütig begangen worden. Wenn „ich begehre, nicht schuld daran zu sein“ (Matthias Claudius), dann muß ich alles in meiner Macht Stehende tun, damit möglichst weitgehende Wiedergutmachung und radikale Umkehr auf dem Wege, der ins Verderben hineingeführt hat, stattfindet. —

B. Daß Deutschland über die materielle Schadenersatzleistung hinaus die ersten Schritte zur historischen Versöhnung tun müsse, begründen Sie

1. mit der Unterscheidung, die dem Geschädigten die Initiative zu einer materiellen Forderung an den Haftbaren einräumt, während der Verantwortliche die Initiative zum Gesinnungswandel gegenüber dem von ihm nicht nur geschädigten, sondern auch geschmähten Bruder zufällt.

2. „um so mehr“ als nach den bekannten Thesen der Theologen Karl Barth und Wilhelm Vischer, der Antisemitismus „die Sünde gegen den Heiligen Geist, d. h. die Verleumdung des Heiligen Namens“ sei, nämlich: Haß gegen das Geschlecht Schems, als Träger des Heiligen Namens (Ha Schem)“.

Wir verstehen: Wer meine Kinder totschißt, weil sie „geborene Verbrecher“ seien, dem kann ich nicht schon auf Zahlung irgend einer Altersunterstützung hin die Hand entgegenstrecken, solange er nicht auch deutlich sagt: Ich habe Deine Kinder verleumdet und wills nicht weiter tun.

C. Die rein materiellen Forderungen, für welche Israel und die jüdischen Organisationen Ost- wie Westdeutschland prinzipiell gleichermaßen anteilig haftbar machen, finden Sie religiös legitimiert in den biblischen Bestimmungen für die Ersatzpflicht des Schädigers bei jeder Art Schädigung (Ex. 21, 23 ff.), wobei Sie ausdrücklich darauf hinweisen: „Von Rache darf hierbei nicht die Rede sein, weil dieses subjektive Element dem Juden verboten ist (Lev. 19, 18) und Gott überlassen wird. So bleibt der Weg zur Versöhnung offen.“

Wir verstehen: Sie beseitigen das Mißverständnis, als stelle die Bibel des Alten Bundes (und nicht höchstens ihre Fehldeutung) der Versöhnung irgendwelches Hindernis in den Weg.

D. Schließlich deuten Sie an, was nach Ihrer Meinung von verantwortungsbewußter Seite in Deutschland für die Versöhnung getan werden müßte. Dabei betonen Sie, daß das Böse zunächst erkannt, dann beseitigt, aber nicht etwa mit andern Bösen bekämpft, sondern möglichst für den Dienst des Guten gewonnen werden müsse. Sie schreiben: „Die Kirchen in Deutschland haben die Aufgabe, das Volk zur Lebenserneuerung aufzuwecken... Hatte Deutschland die Präntention, über andre Völker zu herrschen, so ist es jetzt berufen, andern Völkern gute Dienste

zu erweisen und so der deutschen Existenz einen neuen Sinn zu verleihen. Dies bedeutet Umkehr im wahren Sinne des Wortes und die Möglichkeit zum Neubeginn. Gerade für den gerechten Deutschen liegt hier eine historische Aufgabe, sein Volk auf den rechten Weg zu führen... verstehen zu helfen, wo es Verbrechen beging (mit Dolus) oder Schuld auf sich lud (culpa) durch mangelnde Wachsamkeit (diligentia). Solche Besinnung fordert Einkehr, Opferbereitschaft, Dienstwilligkeit und die Bereitschaft, auf Gottes Wort zu hören. Durch die Bekehrung des Bösen zum Guten und die Erlösung des Guten aus der Macht des Bösen ist der Weg zur Versöhnung mit Israel gegeben. Wenn Deutschland durch Erneuerung zur Versöhnung den Grund legt, wird Israel des Wortes eingedenk sein: Du sollst deinem Bruder nicht nachtragen! —" Wir hören hieraus denselben Grundgedanken, den Ludwig Yehuda Oppenheimers Brief aus Rehovot (in unserm Rundbrief Nr. 16, S. 17 links) mit den Worten ausdrückte: „Das Urteil Israels über das neue Deutschland wird in erster Linie davon abhängen, inwieweit es imstande sein wird, zur wahrheitsgemäßen Erkenntnis und zur friedlichen und gerechten Lösung der politischen Probleme unserer Zeit beizutragen.“

II.

Ad A:

Wenn wir recht verstehen, was mit Ihrer These — abgesehen von deren oben S. 3—6 durch H. H. Prof. Angermair kritisierten Formulierung — wohl im Grunde gemeint ist, so können wir sie durchaus akzeptieren. Unser Rundbriefkreis steht darum vorbehaltlos hinter Erich Lüths Friedensbitte an Israel, Olbaumspende und Harlan-Kampf, weil wir hierin für jeden einzelnen Deutschen die Gelegenheiten sehen, den Weg der Umkehr gegenüber den Juden für seine Person real einzuschlagen und dies andern werdend zu bezeugen.

Ad B:

Auch hier bejahen wir das Wesentliche Ihrer These, obwohl uns W. Vischers geistreiche Deutung des „Anti-Semitismus“ dieser pseudowissenschaftlichen Wortprägung zu viel Ehre anzutun scheint (von Barths Fehllexegese ganz abgesehen) und uns wirklich schon die unzweideutige kirchliche Verurteilung der Judenfeindschaft vom 25. März 1928 und Pius' XI. Wort vom Herbst 1938 genügt: „Geistlich sind wir alle Semiten“.

Ad C:

Wir stimmen zu und haben für die materielle Restitution seit den Katholikentagen von Mainz (1948) und Bochum (1949) gekämpft. Durch unsere Unterweisungsaktion von 1950 wenden wir uns gegen das Mißverständnis einschlägiger Bibelstellen u. a.

Ad D:

Hier müssen wir unterscheiden:

1.) 1945 hatten auch wir die Hoffnung, der in der abendländischen Geschichte einzigartigen Abirrung des deutschen Volkes werde eine ähnlich einzigartige Umkehr folgen und damit ein überzeugender Beitrag „zur wahrheitsgemäßen Erkenntnis und zur friedlichen und gerechten Lösung der politischen Probleme unsrer Zeit“. Aus vielen Gründen und sicherlich nicht nur durch deutsche Schuld ist jene Hoffnung enttäuscht worden; heute wollen wir schon dankbar sein, wenn es deutschen Menschen guten Willens in Verbindung mit ebensolchen anderer Nationen zunächst in Europa gelingt, ein „Existenz-Minimum“ von Rechtsstaatlichkeit und sozialer Gesellschaftsordnung durch die Gefahren unsrer Zeit hindurchzuretten. Wo immer dabei auch Deutsche Gelegenheit haben, „andern Völkern gute Dienste zu erweisen“, begrüßen wir dies als neue Sinngebung deutschen Daseins in einem Europa, das nicht hegemonial, sondern föderal zu einigen wäre und auf einem Planeten, der seine Spannungen nicht durch Krieg, sondern durch friedlichen Ausgleich austragen soll. Es ist selbstverständlich, daß darüber hinaus im Sinn Ihres Postulates die Kirchen bestrebt waren, auf noch breiterer Basis „das Volk zur Lebenserneuerung aufzuwecken“. Ohne irgendwelches Versagen in dieser Hinsicht zu beschönigen, bitten wir aber, von so wenig kontrollierbaren und wohl auch sonst in der Welt so selten vorkommenden Errungenschaften wie einer totalen Lebenserneuerung die schrittweise Normalisierung der deutsch-jüdischen Beziehungen nicht abhängig zu machen. Die Deutschen sind nur „ein Volk wie andre Völker auch“. Mit diesem Maß-

stab möge, bitten wir, Israel sie auch jetzt wieder messen, und nicht mit dem anspruchsvolleren, den es sich allein von Gott vorbehalten weiß.

2.) Mit dem Vorstehenden wollen wir keineswegs der von Ihnen skizzierten — und von uns seit Jahren in Angriff genommenen „historischen Aufgabe“ ausweichen, dem deutschen Volke „verstehen zu helfen, wo es Verbrechen beging“ (als „geschichtliche Größe“) „oder Schuld auf sich lud durch mangelnde Wachsamkeit“; das zeigt Ihnen jeder unsrer Rundbriefe, vor allem der, in dem wir diesen Brief und Ihre Antwort darauf publizieren wollen.

Wir bitten dabei um die Hilfe aller jüdischen Menschen, die glauben, wie es Martin Buber bei der Annahme des Hamburger Goethepreises ausgedrückt hat, daß eine Nation nicht insgesamt verurteilt werden dürfe.“ Tausende von Deutschen hätten ihr Leben riskiert, als sie Juden Schutz geboten haben. Es gelte nun, die Anhänger der Menschlichkeit in ihrem Kampfe gegen die Neonationalsozialisten zu unterstützen. Jenen Preis zurückzuweisen, würde bedeuten, sie in die Arme des Nationalsozialismus zurückzuwerfen.

Genau dasselbe würde es, fürchten wir, bedeuten, wenn Israel zwar drei Milliarden Deutsche Mark annähme, aber dann jede weitere Beziehung zu denen ablehnte, die dieses Geld aufbringen. Wir, die wir seit Jahrzehnten mit allen uns verfügbaren Mitteln und unter jedem Risiko auf den Posten gegen den Nationalsozialismus gekämpft haben, auf die wir gerade gestellt wurden, die wir nun im fünften Jahr die große und schwierige Aufgabe der christlich-jüdischen Freundschaftsarbeit auch öffentlich in Angriff genommen haben, die wir also, was uns anlangt, längst den ersten Schritt zur Versöhnung von deutscher Seite getan haben, wir bitten Sie: Helfen Sie, so schwer es auch begreiflicherweise für Sie sein mag, daß wir nicht in die Arme des Nationalsozialismus zurückgeworfen werden, daß ebenso maßvoll wie die materiellen, auch die moralischen Bedingungen Israels für die Aufnahme von Beziehungen zu Westdeutschland sein mögen; lassen Sie die deutschen Juden-Freunde nicht im Stich! In aufrichtiger Verbundenheit

Die Herausgeber

des FREIBURGER RUNDBRIEFS.

Amsterdam, den 23. Juli 1952

Meine lieben Freunde in Deutschland,

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief. Es macht mir große Freude, daß wir in den meisten Punkten einig sind. Ich möchte aber zu völliger Übereinstimmung mit Ihnen gelangen. Es geht hier um die genauen Unterscheidungen. Man soll den richtigen Unterschied machen zwischen dem *Prophetischen* und dem *Historischen*. Die *prophetische* Forderung gilt unbedingt für *alle Menschen in allen Zeiten*. Die Forderung ist absolut, auch wenn die menschliche Wahrscheinlichkeit sie geradezu lächerlich macht. *Alle Völker* (und wir wissen: die Deutschen seien „ein Volk wie andere Völker auch“) sollen *völlig* hören auf Gottes Wort. *HEUTE*.

Die *historische* Forderung nimmt Rücksicht auf die geschichtliche Lage. Es ist historisch notwendig, was kulturell erwünscht ist, sozial möglich zu machen. Das heißt: die historische Notwendigkeit (Toynbees „challenge“) verbindet das Notwendige mit dem Möglichen.

Was ist heute in Deutschland zu ermöglichen, welche Prophezeiung ist historisch verwendbar?

Ich glaube, das sei die Idee der *Weltbürgerschaft*. Die Deutschen haben viele Möglichkeiten, zwischen Ost und West zu vermitteln. Auch in dem Kampf um die *Rechtsstaatlichkeit* liegt eine wichtige Möglichkeit.

Eine wirkliche Erneuerung ist heute nur bei einigen möglich, wenn man es psychologisch und soziologisch betrachtet. Prophetisch bleibt die Forderung geltend für das ganze Volk. Gott sieht aber auch die Arbeit einiger. Er rettet eine Stadt um zehn gerechtfertigter Menschen willen.

Darum betrachte ich Ihre Arbeit als einen Segen für das deutsche Volk, als ein Glück für die Menschheit.

Gott schenke Ihnen Kraft und Geduld!

Mit herzlichen Grüßen

H. van Praag, Vorsitzender der WOMUC (World Organization for Mutual Understanding and Cooperation)

Freiburg, Ende Juli 1952

Wir freuen uns, lieber Herr van Praag, Ihrem Brief vom 23. Juli entnehmen zu dürfen, daß in der Tat eine echte Einigung über das vom deutschen Volke zu Erwartende zwischen uns möglich erscheint.

Wir bejahen selbstverständlich die uneingeschränkte prophetische Umkehr-Forderung an alle Menschen und somit indirekt auch an jedes Volk zu jeder Stunde, — gerade im Wissen, daß Gottes Erbarmen um der kleinen Schar der Heiligen und Gerechten willen auch größere Gemeinschaften verschont, in deren Mitte jene nicht fehlen.

Und wir freuen uns, daß nun Sie auch Ihrerseits Ihr Verständnis für unsere Bitte um Rücksichtnahme auf die konkreten historischen Möglichkeiten des heutigen Deutschland äußern. Die praktischen Aufgaben, die Sie andeuten, „Weltbürgerschaft“, zu realisieren wohl über eine Konstituierung Europas als Friedensmacht, und „Rechtsstaatlichkeit“, erscheinen auch uns als vordringliche deutsche „Forderungen des Tages“. Die wachsende wechselseitige Verflechtung zunächst einmal der westlichen und dann der ganzen „einen Welt“ von heute läßt die Menschen guten Willens in jedem Volke Mitverantwortung über die Grenzen hinaus für Fortschritte und Rückschläge des Rechtsgedankens in andern Völkern empfinden; in diesem Sinne verstehen wir gerade aus der einzigartigen Situation Israels heraus vollauf, daß es vieles an der heutigen deutschen Entwicklung mit ähnlicher Sorge betrachtet wie wir selbst.

Eben darum hoffen wir gewiß sein zu dürfen, daß Sie und alle jüdischen Menschen, die ähnlich empfinden wie Sie, dafür eintreten werden, daß im Zuge der deutsch-israelischen Verständigung über die Schadenersatzfrage auch eine allmähliche Normalisierung der gegenseitigen Beziehungen stattfindet, die es den Gutwilligen hüben und drüben erleichtert, am Erreichen des gemeinsamen Ziels gemeinsam zu arbeiten.

In diesem Sinne begrüßen Sie herzlich

Die Herausgeber
des FREIBURGER RUNDBRIEFS.

9e) Vorhalle oder Heiligtum?

Ein Briefwechsel über „Die Judenfrage vom Neuen Testament aus gesehen“ mit Msgr. Dr. M. Meinertz

Hochw. Herrn Prälat Prof. Dr. M. Meinertz
Hochwürdigster, sehr verehrter Herr Prälat,

Wir Herausgeber des Rundbriefs sind Ihnen überaus dankbar, daß Sie so eingehend über „Die Judenfrage, vom Neuen Testament aus gesehen“ (in „Bibel und Kirche“ 1952, 1) geschrieben haben. Als zweiter deutscher katholischer Neutestamentler — nach Prof. J. Michl in der „Münchener Theologischen Zeitschrift“ 1, 2 und noch weiter ausholend als er — sind Sie damit auf die Fragen eingegangen, die uns seit dem Ende der schauerlichsten Juden-Verfolgung der Geschichte von jüdischer Seite hinsichtlich der Haltbarkeit unsrer landläufigen „christlichen“ Meinungen über das Judentum gestellt werden, indem Sie die Thesen eine nach der andern eingehend beantwortet haben, die Jules Isaac in „Jésus et Israël“ der Christenheit als Appell zur Revision ihrer Katechese und Verkündigung unterbreitete. (Abgedruckt in Nr. 8/9, S. 4 f.) Über unsere eigene, teils zustimmende, teils kritische Stellungnahme zu diesen Thesen hinaus (ebenda, S. 6 ff.) haben wir in der Ihnen naturgemäß viel Gemeinsames gefunden, aber auch einige Abweichungen. Dazu erlauben Sie uns, nach Rückfrage in unserem Beirat, folgendermaßen Stellung zu nehmen und Sie um Berichtigung zu bitten, wenn wir Sie mißverstanden haben oder uns Irrtümer zustoßen sollten.

1.) Sie schreiben, das Alte Testament sei für uns „nur die Vorhalle des Neuen Testaments und hat nicht die Bedeutung des Heiligtums selbst“ (S. 4, Sperrungen hier und weiterhin von uns). Es scheint uns, daß diese Auffassung, so wie sie dasteht, gerade der neutestamentlichen Offenbarung nicht gerecht wird; unser Rundbrief Nr. 16 hat aus Schrift und Tradition zu erweisen gesucht, daß die katholische Kirche eine solche Unterscheidung nicht macht, vielmehr „den gleichen Christus“ (Laktanz) verborgen im Alten, offenbart im Neuen Testament verkündet findet, bzw. in jenem „das Kommen des Gottes-

reiches“, in diesem sein Angebrochensein (B. Heßler OFM, S. 26).

Indem Sie aber vom Alten Testament weiter schreiben, daß vorläufig noch „sein Vollinhalt den Juden verschlossen bleiben“ müsse, scheinen Sie unserer Auffassung im wesentlichen schon zuzustimmen: *Vollinhalt* der ganzen Bibel ist die Offenbarung des in Jesu Person menschgewordenen einzig wahren Gottes, dessen „Neuen Bund“ ja schon der „Alte“ — auch „jüdisch für sich genommen!“ — als kommenden verbürgt.

Danach wird man das obige Bild wohl so berichtigen dürfen: Der alt-testamentliche Teil der Bibel ist das Heiligtum, aus dessen Allerheiligstem im neutestamentlichen der Heilige Selbst Seinen Weg in die Weite der Welt antritt.

Und im übrigen sind Sie ja einverstanden mit Isaaks 1.—3. These und also mit der daraus hervorgegangenen Schwalbacher These I über die Notwendigkeit intensivster Verkündigung vom unlöslichen Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Bund und Bundesvolk.

2.) Doch wohl auch kein wirklicher Sachgegensatz, sondern nur eine schlechte Angewohnheit (neutestamentliche Doppelaspekte unzulässig vereineitigenden) „christlichen“ Sprachgebrauches trennt uns, wenn Sie schreiben: „es geht im ‚Irenismus‘ zweifellos zu weit, wenn K. Thieme gelegentlich den Jakobusbrief, die jüdischste, bergpredigt-nächste und eben darum — gestehen wir — für uns schönste aller Episteln nennt... Dem Geist der Bergpredigt steht er in der Tat sehr nahe. Aber hat man das Recht, die Bergpredigt als besonders ‚jüdisch‘ zu bezeichnen?“ Nun, da St. Paulus ausdrücklich schreibt: „Nicht der ist ein Jude, der es äußerlich ist, sondern der ist ein Jude, der es innerlich ist... ein solcher hat sein Lob“ (Jehuda: Lobpreis Gn. 29.35!) „nicht von Menschen, sondern von Gott“ (Röm. 2, 28 f.), und da auch St. Johannes den Ausdruck „Juden“ wiederholt schriftgemäß als Ehrennamen verwendet (Apg. 22, 9; 3, 9), ist die Bergpredigt selbstverständlich die reinste Äußerung wirklichen Judentums, die es je gegeben hat! (Pseudojüdisch aber ist, was bei jüdischen „Frommen“ bzw. Pharisäern ihr widerspricht, wie pseudochristlich, was an Scheinheiligkeit in unseren Reihen nicht vor ihr bestehen kann.)

3.) Während uns über diese Höchstwertung des wahrhaft Jüdischen auf dem Boden des Neuen Testaments (auch nach Jesu Aussprüchen Mk. 12, 34; Jo 1, 47) gar kein Streit möglich erscheint, finden wir über die Bergpredigt unter anderer Hinsicht bei Ihnen eine von der in unserem Rundbrief wiederholt vertretenen abweichende Meinung, über die gewiß fruchtbar zu diskutieren wäre.

Sie schreiben, Jesus sublimiere in dieser Predigt „die Gesetzesbestimmungen, und wenn er sich in ihr auch hauptsächlich gegen ihre pharisäische Interpretation wendet, so scheut er sich nicht, die Gesetzesbestimmung über die Ehescheidung außer Kraft zu setzen.“ Gewiß, aber doch nur, indem er sich dafür ausdrücklich auf eine ursprünglichere, unmittelbarer den Willen des göttlichen Gesetzgebers ausdrückende Thorastelle beruft: „Im Anfang aber war es nicht also...“ (Mt. 19, 6; vgl. Mk. 10, 6; Gn. 1, 27; 2, 24). Er spricht als der Gesetzgeber selbst, der vorübergehend von seinen Stellvertretern „eures Herzens Härte halber“ konzedierte Einschränkungen durch Rückgriff auf seine unabänderliche ursprüngliche promulierte Willenserklärung aufhebt — und so das Gesetz selbst wiederherstellt. Auch in diesem Sinne ist er „gekommen nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen“, so daß er also nicht, wie Sie nach Kümmel zitieren, „die Zeit der unbedingten Gültigkeit des Gesetzes als abgelaufen erklärt“, sondern zunächst einmal die uneingeschränkte Geltung des Gesetzes wiederhergestellt und es so dann auch in seinem Tun erfüllt hat. (Schoeps' Nachweis, daß er nirgends dagegen verstieß, erwähnten wir in Nr. 7, S. 23.) Wir meinen mit Schoeps und gegen den der Überlieferung seiner Väter völlig entfremdeten Klausner, daß noch ganz unabhängig von Jesu Messianitätsanspruch sein Gesetzes-Verständnis für den suchenden Teil der Judenheit (also heute wohl für die Mehrheit) „seine Aktualität noch nicht verloren, ja erst in heutiger Zeit... wiedergewonnen“ hat („Aus frühchristlicher Zeit“, S. 220), — weil es nichts anderes als integral thora-treue Thorauslegung ist und sein will. Ob Sie dem wirklich — und warum — widersprechen müßten?

4.) Sehr erfreut hat uns nun gerade aus Ihrer Feder der Satz: „Vom ‚Bund‘ und vom ‚Gottesvolk‘ sind die Israeliten natürlich nicht ausgeschlossen, ja sie haben auf Grund der von Gott bewirkten Bevorzugung eine *bleibende Sonderstellung*, die sich am Ende der Tage noch einmal auswirken wird.“

Demgegenüber empfinden wir als sekundär Ihre Bemerkung, es sei „nicht neutestamentlich gedacht, wenn man... den Alten Bund nur für suspendiert ansieht, der einst wieder in Kraft treten werde“.

Wir würden genauer sagen: „Der Alte Bund als solcher, der die Verheißung des Neuen ja mitumfaßt, besteht in diesem seinem Erfüllthein als ein für allemal gegebener und im Sinne von Röm. 11, 29 unbereubar göttlicher Gnadenweis weiter (Röm. 9, 4: „ihrer *sind*... die Bünde und die Gabe der Thora“, — wie Delitzsch Nomothesis ins Hebräische zurückübersetzt); auch vom Sinaibund gilt, was Sie selbst von dem mit Abraham und David schreiben, daß er „niemals aufgehoben, sondern in Christus ‚erfüllt‘ wurde“.

„Suspendiert“ dagegen ist in verschiedener Hinsicht die privilegierte Sonderstellung des jüdischen Volkes, bis sie sich am Ende der Tage noch einmal auswirken wird“, wie Sie selbst schreiben und uns kürzlich auch HH P. Schilkenberger OSB bestätigt hat. Hier scheint also ebenfalls keine wirkliche Meinungsdivergenz vorzuliegen.

Von einigen minder wichtigen Thesen Ihres Aufsatzes abgesehen, über die man in guten Treuen verschiedener Meinung wird sein dürfen (z. B. daß „vielleicht sogar arische Einflüsse durch Frauen in der Ahnenreihe Jesu sich bemerkbar machen“ würden), hoffen wir mit dem Vorstehenden die zentralen wirklichen oder scheinbaren Differenzpunkte Ihnen gegenüber befriedigend aufgeklärt zu haben, wie es auch gegenüber P. Leder SJ glückte, den Sie zitieren. (Vgl. Nr. 12/15, S. 55!) Da es sich um wichtige Punkte handelt, möchten wir dies im Rundbrief publizieren und Sie bitten, uns eine ergänzende Stellungnahme Ihrerseits ebendafür zu übergeben, wenn Ihnen eine solche zur umfassenden Unterrichtung unseres Leserkreises angebracht erscheint. — Mit ergebenster Begrüßung

Die Herausgeber des Freiburger Rundbriefs.

Prof. Dr. Max Meinertz, Münster i. W. antwortet unter dem 20. 7. 52

1. Sie beanstanden, daß ich das Alte Testament die Vorhalle zum Heiligtum des Neuen Testaments genannt habe. Nun liegt hier die Verwendung eines Bildes vor, und ein Bild darf man niemals überspitzt auf die Wirklichkeit übertragen. Die Vorhalle einer Kirche gehört in etwa zur Kirche, und ebenso ist das Alte Testament ein Teil der „Heiligen“ Schrift. Aber von dem Augenblick an, da Christus, der Gottessohn, selbst erschienen ist, gibt es nur noch ein Heiligtum, in dem er persönlich anwesend ist. Die Verwertung der alttestamentlichen Vorstellung von Heiligem und Allerheiligstem hat für die neutestamentliche Zeit ihren Sinn verloren. Das Heiligtum, in dem Christus wohnt, ist zugleich das Allerheiligste.

2. Wenn das Neue Testament den lauterer Juden, der den vollen Gehalt alttestamentlicher Frömmigkeit in seinem Leben verwirklicht, ehrenvoll benennt, so hat man noch nicht das Recht, im Bereich des Christentums das Edelste einfach als „jüdisch“ zu bezeichnen. Die Bergpredigt ist viel mehr, als die „reinste Äußerung wirklichen Judentums“. Darum halte ich es nach wie vor für unangebracht, den der Bergpredigt nahestehenden Jakobusbrief darum für die schönste aller Episteln zu bezeichnen, weil sie die „jüdischste“ sei.

3. Es ist vom neutestamentlichen Standpunkte aus nicht haltbar, zu sagen, daß Jesus „die uneingeschränkte Geltung des Gesetzes wiederhergestellt“ habe. Namentlich wenn man das ganze Neue Testament in Betracht zieht, wird die Unzulänglichkeit einer solchen Auffassung klar. Meinen Hinweis auf Jesu Stellung zur Ehescheidung suchen Sie dadurch außer Kraft zu setzen, daß Sie von einer ursprünglicheren Thorastelle sprechen, die unmittelbar den Willen des göttlichen Gesetzgebers ausdrücke. Ich erinnere Sie daran, daß Moses der eigentliche Gesetzgeber des Alten Bundes war (Jo. 1, 17: „Das Gesetz wurde durch Moses gegeben“), daß Paulus die Zeit „bis zum Gesetz“ die Zeit von Adam bis Moses nennt (Röm. 5, 13.14). Die

Erlaubnis der Ehescheidung gehörte von vornherein zu diesem Gesetz und ist nicht etwa erst nachträglich hinzugekommen. Jesus stellt also das Gesetz nicht wieder her, sondern hebt es in diesem Punkte förmlich auf. Die Worte Gottes, die er sich autoritativ zu eigen macht, und mit denen er diesen Schritt erläutert, stehen zwar in der Genesis zu lesen, sie stammen aber sogar noch aus der Zeit vor dem Sündenfall und sind nicht Inhalt des „Gesetzes“.

4. Die Ablehnung der Ansicht, daß der Alte Bund nur suspendiert sei und einst wieder in Kraft treten würde, ist vom neutestamentlichen Standpunkte aus durchaus als primär, und nicht als sekundär zu betrachten. Wenn auch dem Volk Israel wegen seiner einstigen Auserwählung eine bleibende Sonderstellung zukommt (Röm. 1, 16: „dem Juden zuerst und dem Griechen“), so ist der Alte Bund als solcher *endgültig* durch den Neuen Bund abgelöst worden. Am schärfsten hat das der Hebräerbrief (8, 8—13) im Hinblick auf Jer. 31; 31 ff. ausgedrückt, worauf ich in meinem Artikel (S. 12 f.) hingewiesen habe: „Wenn er von einem Neuen Bunde spricht, dann hat er den früheren für veraltet erklärt. Was aber veraltet und greisenhaft ist, das ist dem Verschwinden nahe“. Der Tempelvorhang, der in tiefer symbolischer Bedeutung beim Tode Jesu zerriß, kann niemals wieder geflickt werden. Wenn darum nach den Worten von Röm. 11 Israel am Ende der Tage sich bekehren wird, dann lebt nicht der suspendierte Alte Bund wieder auf, sondern Israel wird in den Neuen Bund aufgenommen. Diese Erwartung knüpft an den durch die einstige Auserwählung begründeten „character indelebilis“ — wie man diesen Vorzug nennen könnte — an.

Ich habe meinem Aufsatz in ausgesprochen irenischer, aus neutestamentlicher caritas gespeister Gesinnung geschrieben. Das erkennen Sie ja auch durchaus an. Gleichwohl glaube ich, daß es einen „Irenismus“ gibt, der im letzten Grunde der guten Sache nicht zuträglich ist.

Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener

gez. Meinertz.

Freiburg, den 8. August 1952

Hochwürdigster, sehr verehrter Herr Prälat!

Wir danken Ihnen verbindlichst für Ihre eingehende Stellungnahme zu unserer Zuschrift. Wir teilen durchaus Ihre zum Schluß ausgesprochene Überzeugung, daß ein falscher echte Unterschiede verwischender „Irenismus“ der guten Sache tragfähiger Freundschaftsarbeit zur schrittweisen Erzielung wirklichen gegenseitigen *Verständnisses* im Vertrauen auf die dereinst gottgegebene *Verständigung* aller Gutwilligen, höchstens schaden könnte. Darum legen wir solchen Wert darauf, in diesen Rundbriefen unsern christlichen Standort nirgends zu verwischen; wie könnten wir sonst hoffen, *alle* Christen guten Willens für unsere Freundschaftsarbeit gegenüber den jüdischen getrennten Brüdern zu gewinnen Und was nützte den Juden die Zuneigung einiger wohlmeinender Schwärmer, die von der Kirche nicht als fest auf dem Boden des katholischen Christenglaubens stehend anerkannt werden können. Eben darum werden Sie uns gewiß noch einige letzte Präzisierungen zu den in vorstehenden beiden Briefen behandelten Punkten gestatten:

1. Wir wollten nicht in der neutestamentlichen Offenbarung zwischen Heiligtum und Allerheiligstem unterscheiden, sondern betonen, daß aus dem verborgenen (aber gegenwärtigen!) Allerheiligsten des Alten Bundes heraus als letzter Sinn eben dieses „Alten“ Bundes der „Neue“ offenbar geworden ist, — worin Sie uns also nicht zu widersprechen scheinen.

2. Wenn Gottes neutestamentliche Offenbarung „den lauterer Juden, der den vollen Gehalt alttestamentlicher Frömmigkeit verwirklicht“, als Träger eines Ehrennamens behandelt, so sind wir eben dazu berechtigt und verpflichtet, weil ja eben „der volle Gehalt alttestamentlicher Frömmigkeit“ — die neutestamentliche Frömmigkeit ist, das wahrhaft Jüdischste das Christliche. Die Judenfeinde wie Hitler haben das begriffen; wir Christen werden es auch wieder begreifen lernen müssen, wie es noch die Väterzeugnisse begriffen zeigen, etwa des Ammonios von Alexandria Wort (zu Pauli Apologie Apg. 22): „Wir Christen sind Juden“.

3. Nicht Mose ist „der eigentliche Gesetzgeber“, sondern Gott durch Mose; durch diesen ließ er die ganze Thora

promulgieren, worin aber ursprünglichere von bloß abgeleiteten, umständebedingten Bestimmungen unterschieden werden müssen und auch immer wieder unterschieden wurden, wenn die Schriftgelehrten sich um Erkenntnis des ‚Hauptgebots‘ bemühten. So gehört also nach biblischer Auffassung das Buch Genesis selbstverständlich im weiteren Sinne zur ‚Thora‘, zum ‚Gesetz‘, Gott stellt in der Person Jesu Sein Gesetz wieder her, indem er spätmosaische Einschränkungen zugunsten der urmosaischen, d. h. Seiner eigenen ursprünglichen Willens-Intention beseitigt. 4. Nicht „abgelöst“ ist der Alte Bund im Neuen, sondern — schriftgemäß — *erfüllt und bestätigt*; „veraltet“ ist — im Sinne von Hebr. 8, 13 f. — nur das fleischliche Praktizieren der im Alten Bund selbst als vorläufig offenbarten Liturgie. (Bestimmt ein Erblasser: Die Nutznießung meines Vermögens fällt meiner Witwe bis zu ihrem Tode zu; danach von ihr in einem neu en Testament zu benennenden guten Zwecken! — und es geschieht so, dann ist auch dieses neue Testament eine Erfüllung des alten.) Im übrigen

sei wiederholt, daß wir nie behauptet hatten, es lebe „der suspendierte Alte Bund wieder auf“, (er ist nicht suspendiert!), vielmehr: die suspendierte Privilegierung der Juden. Wir sind sehr froh, in diesem entscheidenden Punkte mit Ihnen einig zu sein und machen uns gern Ihren Schlusatz zu eigen: „Diese Erwartung knüpft an den durch die einstige Auserwählung begründeten ‚character indelebilis‘... an.“

Diese unauslöschliche Prägung Israels zum heiligen Priestervolk anerkennen und aus der Gewißheit ihres vollen Wiederauflebens die Zuversicht schöpfen zu lernen, daß unser Bemühen um Freundschaft mit den getrennten Brüdern nicht aussichtslos sein kann, ist die Grundlage unserer Arbeit.

Mit nochmaligem Dank für Ihren Beitrag dazu und ergebener Begrüßung

Die Herausgeber des Freiburger Rundbriefs.

10. Rundschau

10. 1) Gedenken an Kardinal Faulhaber in Israel

Dem im Juni verstorbenen Münchener Kardinal Michael Faulhaber gilt auch an dieser Stelle ein dankbares Gedenken für die Hilfe, die er in den qualvollsten Zeiten den jüdischen und den christlichen Verfolgten jüdischen Stammes zuteil werden ließ, besonders nachdem in Bayern Mitte November 1941 die Deportationen jüdischer Menschen nach dem Osten begonnen hatten. Soweit es gegenüber der damals regierenden Gesetz- und Rechtlosigkeit, die in München durch die Gauleitung in der Wiedemayerstraße gekennzeichnet wurde, möglich war, half der Kardinal in materieller Hinsicht mit einem mittragenden Herzen. Besonders schmerzlich war ihm auch, daß kein Seelsorger bei den Deportierten christlichen Glaubens war. Dem katholischen und dem evangelischen Geistlichen, die bereit waren, freiwillig in eines der Lager zu gehen, konnte infolge der damals sich überstürzenden Vorgänge der Weg nicht mehr bereitet werden.

Das hohe Ansehen, das der verdiente Kardinal bei den Juden genoß, bezeugen die ergreifenden Würdigungen, die das in Tel Aviv erscheinende Mitteilungsblatt der europäischen Einwanderer in Israel und die in Jerusalem herausgegebene deutschsprachige Zeitung zu seinem Tode brachten. Wir geben sie nachstehend wieder:

„In München starb vor kurzem Kardinal Faulhaber. Mit ihm ist ein wahrer Gerechter aus der Welt geschieden, ein echter Christ. Schon frühzeitig warnte er gegen jede Art von religiöser Intoleranz, selbstherrlichem Nationalismus und Rassenhaß. Nach der Machtergreifung durch Hitler brandmarkte er in einem Hirtenbrief vom Mai 1933 das neue System und verurteilte die Unterdrückung der freien Meinung und des freien Wortes. Ende des Jahres predigte er an einer Reihe von Sonntagen über das Thema: „Judentum — Christentum — Germanentum“ und zeigte darin, wie die religiösen Grundlagen des Alten Testaments vom Christentum übernommen wurden. Er ließ sich nicht durch den Haß der Nazis erschrecken. 1935 forderte er die Freiheit der Religionsausübung, und er meinte zu einem Buch Alfred Rosenbergs, in dem er scharf angegriffen wurde: „Der Erzbischof von München schäufte sich in den Boden schämen, wenn ihm von dieser Seite die Hochachtung ausgesprochen würde.“ Bei dem November-Pogrom von 1938 erging ein Steinhaag auf das erzbischöfliche Ordinariat. Er ließ sich aber weder durch physischen Terror noch durch Einschüchterung abschrecken und führte den Kampf gegen ein Regime, in dem er die Hand des Teufels erkannte. Kardinal Faulhaber war in dieser Zeit einer der Leuchttürme des menschlichen Herzens, die in den dunkelsten Stunden der Geschichte nicht erloschen und den Menschen, die im Dunkel irrten, einen Weg wiesen.

MADRICH“

(In: Mitteilungsblatt Irgun Olej Merkaz Europa, 20. (Tel Aviv, 27. 6. 52) 25. S. 5.)

*

„Der Kardinal war eine der führenden Persönlichkeiten im Kirchenkampf gegen den Nationalsozialismus. Sein mutiges Eintreten für die Juden und sein unerschrockener Kampf für die Heilighaltung der „Judenbibel“, das Alte

Testament, gehören der Geschichte an und bleiben unvergessen.

Schon 1902 ließ er ein Werk über „Hohelied-, Proverbien- und Predigerkatenen“ (also über Shir-Hashirim, Mishle und Koheleth) erscheinen. Auch seine Arbeiten über biblische Prophetenbücher (1899) zeugen von diesem Verständnis.

Im Jahre 1917 wurde er zum Erzbischof von München geweiht und 1921 wurde er zum Kardinal erhoben.

Kardinal Faulhaber gelang es, das Vertrauen der weitesten Kreise Bayerns, auch der nichtkatholischen, zu erwerben und in den stürmischen Jahren der Revolution und des Hitlerputsches war sein mäßigender und ausgleichender Einfluß von höchster politischer Bedeutung. Als die Nazis 1933 ihren Vernichtungsfeldzug gegen das Judentum begannen, wagte es der Kardinal, ihnen offen entgegenzutreten. Er wählte zum Thema seiner Adventspredigten im Dezember 1933 in der St. Michaelskirche zu München: Die religiösen, sittlichen und sozialen Werte des Alten Testaments.

Diese Predigten wurden von Tausenden gehört und im Druck in zehntausenden Exemplaren verbreitet. Sie waren eine Kampfansage an den Nazismus und wurden von diesem auch so aufgefaßt. „Die Wiege der Humanität stand in Palästina, nicht in Hellas“, donnerte der Kardinal am 17. Dezember 1933 von der Kanzel und fuhr fort: „Entweder glauben wir an die Inspiration der Heiligen Bücher oder wir müssen dem jüdischen Volke sagen: „Du bist die genialste Rasse der Weltgeschichte.“

Worte von solcher Klarheit waren in der Atmosphäre des Dritten Reiches ein wirkliches Wagnis.

Faulhaber betonte, daß das Gebot der Nächstenliebe nicht erst Botschaft des Christentums ist, sondern Erbgut des Judentums. In einer seiner Predigten aus der Nazizeit heißt es wörtlich: „Für manche ist es vielleicht neu, zu hören, daß das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“ bereits im mosaischen Fünfbuch (Levit. 19, 18), nicht erst im Evangelium verkündet wurde.“

Während Kardinal Faulhaber so laut gegen die Diskriminierung des jüdischen Kulturerbes an Europa auftrat, half er in der Stille vielen Juden und ließ seinen großen Einfluß für sie spielen, wo immer es ging. Die Autorität dieses Mannes war so groß, daß die Nazis nicht wagten, direkt Hand an ihn zu legen. Als sie sein Palais von SS-Posten bewachen ließen und den Kirchenfürsten mit Hausarrest belegten, trat der Kardinal in seiner violetten Soutane heraus, kommandierte kurz und schneidend im Ton des alten Soldaten (er war während des ersten Weltkrieges Feldgeistlicher): „Weggetreten!“ — und die Posten gaben ihm den Weg frei.

Kardinal Faulhaber gab den Widerstand gegen die Nazis nicht auf. Zusammen mit dem Bischof von Münster, Graf Galen und dem Bischof von Berlin Grafen Preysing, stand er in der vordersten Reihe der katholischen Aktion gegen die Nazis. Dieser Widerstand und sein Eintreten für die Verfolgten, unter ihnen viele Juden Bayerns, hebt die Bedeutung Kardinal Faulhabers über den Kreis seiner Kirche hinaus.“

(Schalom Ben-Chorin in „Jedioth Chassadoth“, Jerusalem 20. 6. 52)

10. 2) Um die arabischen Flüchtlinge

Die aus London über den Verlauf der dortigen Konferenz der britischen Mittel-Ost-Diplomaten eingetroffenen Nachrichten zeigen den Pessimismus, der in diesem Kreise über die Möglichkeit eines Abbaus der jüdisch-arabischen Spannung herrscht. Um so mehr verdienen alle Bemühungen unser Interesse, die sich in der Richtung einer Erleichterung der Situation bewegen, an deren Schwere wir ja durch die Zwischenfälle an unseren Grenzen und durch die auf beiden Seiten immer wieder fallenden Opfer gemahnt werden.

Der Generaldirektor des Hilfswerk der UNO für die arabischen Flüchtlinge, Mr. Blandford, hat soeben einen neuen Plan angekündigt, von dem er der Meinung ist, daß er durchgeführt werden könne, ohne die politischen Fragen zu präjudizieren. Im Rahmen dieses Planes sollen etwa 100 000 Menschen in Jordanien wirtschaftlich selbständig gemacht und Zehntausende im Rahmen des wirtschaftlichen Entwicklungsplanes im Irak absorbiert werden. Auch der Abschluß eines Abkommens mit Syrien sei zu erwarten.

Wer den Frieden wünscht und wer ein unruhiges Herz darüber hat, das Hunderttausende um uns herum ein Leben von Flüchtlingen ohne Gegenwart und ohne Zukunft führen, wird jeden Versuch dieser Art begrüßen. Leider haben wir allen Grund, in Bezug auf die Chancen der Durchführung skeptisch zu sein, nachdem aus den bisherigen Plänen dieser Art nur so wenig herausgekommen ist. Aber wir müssen wissen, daß auf diesem Gebiet auch unsere eigene Zukunft mitverhandelt wird. Würde es gelingen, das Elend der Flüchtlinge in nennenswertem Umfange durch ihre permanente wirtschaftliche Eingliederung zu erleichtern, dann würde die Mauer der Feindschaft und des Hasses abbröckeln, die um uns herum gewachsen ist. Auch wenn wir dies nicht täglich in unserem Leben als Einzelne spüren, müssen wir von dieser Tatsache dennoch Kenntnis nehmen, denn sie bestimmt unser Leben heute und in der Zukunft. Um so mehr sollten wir jeden Schritt mit größtem Interesse beobachten, der zur Erleichterung der Situation führen kann.

(In: Mitteilungsblatt Irgun Olei Merkaz Europa 20. [Tel Aviv 4. 7. 52] 28. S. 7).

Die Bonner Regierung hat vom arabischen Komitee einen Protest gegen Zahlungen an Israel erhalten. Wenn Deutschland Zahlungen leiste, müßten solche an arabische Flüchtlinge gehen. Bonn erklärte hierauf, daß es für diese Frage nicht zuständig sei; die Araber müßten ihre Forderungen direkt in Israel anmelden.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52. [Zürich, 18. 7. 52] 29. S. 13).

Aus einem Leserbrief an den „Rheinischen Merkur“ vom 4. Juli 1952 Nr. 27:

Das deutsch-arabische Sympathie-Verhältnis ist mit einer Hypothek belastet, die meist schamhaft verschwiegen wird. Es wird Zeit, daß in der deutschen Öffentlichkeit darüber nachgedacht wird. Es ist zweifellos erfreulich, daß Deutschland im arabischen Orient mit freundlichen Augen angesehen wird. Aber es ist doch für uns sehr problematisch, daß diese Sympathie nicht zuletzt auch auf dem Antisemitismus beruht. Die Feindschaft zwischen den arabischen Völkern und Israel ist eine Tatsache schon seit viel längerer Zeit als der Staat Israel existiert. Vom Wesen dieser Gegensätze und den Fehlern beider Parteien soll hier nicht die Rede sein, wohl aber von der arabischen Sympathie für das Volk, das den Antisemitismus zum Programmpunkt seiner Politik gemacht hatte und durch dessen Hand die Mehrheit des jüdischen Volkes ermordet worden ist. Wenn die Besinnung auf diese Schuld uns wach hält, müssen wir uns schärfstens dagegen verwahren, daß wir eben dieses Mordes an den Juden wegen mit Sympathien bedacht werden.

Achim von Borries, Essen.

10. 3) Das Wiederaufleben einer antijüdischen Fälschung

Kürzlich ist in Zürich in eleganter Aufmachung die deutsche Übersetzung eines 1943 in England unter dem Titel „From Smoke to Smother“ (Vom Rauch zum Qualm) aus der Feder von Douglas Reed erschienenen Buches der Öffentlichkeit deutscher Zunge dargeboten worden. Sie

gibt im Titel den Inhalt etwas schärfer wieder: „Der große Plan der Anonymen“. Der Thomas-Verlag in Zürich hat mit dieser Publikation den deutsch sprechenden Ländern einen schlechten Dienst erwiesen.

Der Verfasser war 1923—35 Korrespondent der „Times“ in Berlin, dann 1935—38 Hauptkorrespondent der „Times“ für Mitteleuropa mit dem Wohnsitz in Wien. Als Gegner der hitlerfreundlichen Politik, der damals England folgte, schrieb er sein Warnbuch „Jahrmarkt des Wahnsinns“, und er verzichtete auf seine Stelle bei der „Times“, als nun doch das Münchener Abkommen erfolgte, das Hitler zu seinem Einmarsch in Österreich, seinem Angriff auf die Tschechoslowakei und seinem Anschlag gegen Polen durch den Vertrag mit Stalin ermunterte. Er hat nun, wie er in dem Vorwort zur deutschen Ausgabe des neuen Buches darlegt, aus dem Verlauf der Ereignisse bald die Überzeugung gewonnen, daß im Grunde hier zwei Mächte um die Weltherrschaft rangen, denen gegenüber Hitler nur ein Werkzeug war, der Kommunismus und der Zionismus, jener durch Rußlands Gewalthaber, dieser durch die „geheimen Beherrscher“ Amerikas vertreten. Beide sind für ihn die Feinde der Persönlichkeit und all der persönlichen Freiheiten, für die er als Engländer leidenschaftlich eintritt. Was er dann im Buche selbst über den Verlauf der Jahre 1939—1948 schreibt, kann hier übergangen werden, da es nicht der Zweck dieser Zeilen ist, die politischen Überzeugungen Reeds zu behandeln. Hier sei nur erwähnt, daß er in den mehrfachen Schwierigkeiten, die das Verhältnis des neuen Staates Israel zu England mehrfach getrübt haben, einen „internationalen“ Zionismus am Werke sieht und daß es diese Überzeugung ist, die er in den „Protokollen der Weisen von Zion“ bewahrheitet gefunden hat. So kam er dazu, ganz gepackt von seiner Entdeckung, der Welt zu verkünden, daß hier das Programm einer geheimen Macht vorliege, die gleich dem Kommunismus darauf ausgehe, die Welt zu unterjochen.

Der deutsche Leser wird staunen. Er erinnert sich, daß die „Protokolle der Weisen von Zion“ einmal das Kampfmittel zur Aufpeitschung der öffentlichen Meinung gegen das Judentum in Deutschland gewesen sind, nämlich zur Hitlerzeit. Viele deutsche Leser werden sich auch entsinnen, daß dann bereits 1934 in den „Studien zum Mythos des 20. Jahrhunderts“ einer breiten Öffentlichkeit der wahre Sachverhalt mitgeteilt worden ist. Der Schreiber dieser Zeilen hat es im kirchengeschichtlichen Teil der „Studien“ getan. Da von diesem Teil insgesamt 100 000 Stück hinausgegangen sind und vielleicht jedes Exemplar seine zehn Leser gefunden hat, war der Erfolg der, daß man in Deutschland mit dem Glauben an die Echtheit der „Protokolle“ sich nur noch blamieren konnte. Die deutsche Öffentlichkeit erfuhr, daß es sich um eine dreiste Erfindung russischer antisemitischer Kreise handelte, die als solche schon 1924 durch die in Berlin erschienene Schrift von B. Segel nachgewiesen worden war. „Die Protokolle der Weisen von Zion kritisch beleuchtet“. Schweizer Leser des Buches von Reed dürften sich vielleicht auch daran erinnern, daß die Verteilung von Flugblättern, die unter Berufung auf die „Protokolle“ hetzten, zu einer Gerichtsverhandlung in Bern im Oktober 1934 und im Mai 1935 geführt hat, auf der abermals die Fälschung vor der Öffentlichkeit dargetan wurde.

Aber die Welt ist vergeßlich, und ich weiß nicht, wie weit die deutsche Aufdeckung der Fälschung nach England, Frankreich und Amerika, überhaupt in die nicht deutsch sprechenden Länder gedrungen ist. Dabei sind in England, Frankreich und in den USA Übersetzungen der „Protokolle“ erschienen, und eben einer solchen ist Douglas Reed offenbar zum Opfer gefallen. Daher mag es gerechtfertigt sein, an dieser Stelle das Wesentliche über die angeblichen „Protokolle“ nochmals zu sagen.

Ein Gegner der auf die Erlangung der Herrschaft lossteuernden Politik des Charles Louis Napoléon, des nachmaligen Napoleon III., Maurice Joly, veröffentlichte 1864 in Brüssel anonym ein geistvolles Buch unter dem Titel „Dialogue aux enfers entre Machiavel et Montesquieu ou la politique de Machiavel au XIXe siècle“. Er ließ im Jenseits, in der Unterwelt, Niccolò Machiavelli (1469—1527), den Verfasser des „Libro del Principe“, der Anleitung zur skrupellosen Politik, und Charles de Montesquieu (1689 bis 1755), den Verfasser von „De l'esprit des lois“, einander begegnen und sich in langen Zwiegesprächen über den Weg zur Macht über das Volk ergehen. Der auf das

Recht des Volkes bedachte Montesquieu wird von dem schlaun Machiavelli darüber belehrt, wie man die Demokratie auf allen Gebieten mißbrauchen kann, um das Volk in Sklaverei zu bringen. Alles zielt bei Joly darauf ab, die französische Innenpolitik des aufstrebenden Napoleon indirekt zu entlarven. Napoleon hat das Buch wohl verstanden, es konfiszieren lassen und, nachdem er ihn ermittelt hatte, den Autor gefangen gesetzt. Später aber haben antisemitische russische Kreise aus diesem Buche etwas ganz anderes gemacht, nämlich die angeblichen Protokolle des in Basel 1897 abgehaltenen zionistischen Kongresses, in denen die Argumente und Gegenargumente des Buches den verschiedenen Teilnehmern in den Mund gelegt werden, indem die Frage erörtert wird, wie man unter Benutzung der demokratischen Möglichkeiten ganze Völker unter jüdische Herrschaft bringen könne. Ein russischer Adventist, Sergej Nilus in Moskau, hatte 1901 eine Schrift herausgegeben „Das Große im Kleinen, oder: Nahe ist der heranschreitende Antichrist“. Dem für solche Ideen zugänglichen Zaren Nikolaus II. wurde nun ein 1905 gemachter Neudruck der Schrift von Sergej Nilus, bereichert um einen Anhang, eben die „Protokolle der Weisen von Zion“, in die Hände gespielt, um ihn für eine antijüdische Innenpolitik zu gewinnen. Die Protokolle selbst waren für die antijüdischen Kreise in der Umgebung des Zaren von einem gewissen Golowsky in Paris im Auftrage des dortigen russischen Spitzels und Agenten der Geheimpolizei Ratschkowsky schon vor 1903 hergestellt worden und dann in der antisemitischen Zeitschrift „Snamja“, herausgegeben von einem Hauptbetreiber der Judenprogrome, Kruschwan, 1903 zuerst erschienen. Golowsky hat sehr schnell und flüchtig gearbeitet. Die Pariser Bibliothèque Nationale besitzt zwei Exemplare des Buches von Joly. Ich habe sie beide in Händen gehabt und in dem einen die Stellen mit Bleistift angestrichen gefunden, aus denen der Fälscher die Protokolle fabriziert hat. An mehreren Stellen hat er sich vertan und Sätze, die von der einen Seite kamen, noch mit in die Rede der anderen aufgenommen. Erstaunlich und traurig zugleich ist es, daß diese ganz plumpe Fälschung mit dem adventistischen Buche zusammen als dessen Anhang zunächst in Rußland 1911, 1912, 1917, 1918 und 1919 immer wieder herausgegeben werden konnte, 1920 dann sogar auch in Berlin. 1919 war dort inzwischen bereits eine deutsche Übersetzung der Protokolle für sich erschienen. 1920 erschien eine französische Übersetzung, 1921 eine zweite französische, diese sogar aus der Feder eines katholischen Geistlichen, Mgr. Jouin, 1921 die dritte französische Übersetzung von einem Lambelin. 1920 erschien in den USA eine englische Übersetzung, ohne Angabe des Übersetzers, ebenso eine in London, und dann wieder eine in Amerika, veranlaßt von keinem Geringeren als dem bekannten Automobilfabrikanten Henry Ford. Diese Ausgabe hinwieder wurde 1922 ins Deutsche übersetzt. Dann folgte 1923 eine polnische Übersetzung und 1923 eine neue deutsche Bearbeitung aus der Feder von Alfred Rosenberg, Hitlers unseligem Mitverschwörer, unter dem Titel „Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik“. Im selben Jahre gab sie in einer berechnenden Überarbeitung der fanatische Judenhasser Th. Fritsch heraus, und dann erschienen vollständige und verkürzte Ausgaben für die Verhetzung der Masse schnell nacheinander. Leider fiel noch 1933 ein österreichischer Geistlicher, Gaston Ritter, auf die Fälschung herein in einer Schrift „Das Judentum und die Schatten des Antichrist“. Doch muß zu seiner Ehre und der seines Grazer Verlegers gesagt werden, daß der Verlag das Buch aus dem Handel sofort zurückzog, als er 1934 von uns durch die „Studien“ die Aufklärung über die Fälschung erhalten hatte.

Nun beruft sich Douglas Reed, ein sicher zumal in England viel gelesener Schriftsteller, wieder auf die Fälschung. Ohne jede Kenntnis der Geschichte dieser Irreführung der öffentlichen Meinung vertritt er kühn die Echtheit der Protokolle, gleichviel, ob der Kongreß stattgefunden habe oder nicht, als der authentischen Dokumente einer großen Weltverschwörung, die er über die deutschen Illuminaten des 18. Jahrhunderts (!) zur französischen Revolution, zu Disraeli, dem bekannten englischen Premierminister, der zwar nicht Jude, aber Abkömmling einer jüdischen Familie war, und zu der von ihm angeblich mitentfachten Revolution von 1848 verfolgt, dann zu Karl Marx, Michael Bakunin, dem Kommunismus und schließlich zu der in den

Protokollen programmatisch niedergelegten Weltverschwörung des Zionismus. Für diese gibt er selbst als seine Quelle ein Buch an, das mir z. Zt. nicht zugänglich ist: Mrs. Nesta Webster, World Revolution, Constable 1921. Wenn ich auch dieses Buch nicht gelesen habe, so kann ich doch mit absoluter Sicherheit sagen, daß die in ihm als Beweis der Weltverschwörung benutzten „Protokolle“ schlechthin eine Fälschung in dem oben dargelegten Sinne sind. Wer Jolys Schrift und die „Protokolle“ nebeneinander legt, kann darüber einfach nicht im Zweifel sein. Die Kompilation liegt offen zu Tage. Ohne also auf die von Nesta Webster behaupteten Zusammenhänge, die für Reed überzeugend sind, hier irgendwie näher einzugehen und indem ich weit davon entfernt bin, die Gefahr des Weltkommunismus zu unterschätzen, kann ich es nur tief bedauern, daß Reed noch 1952 in derselben Falle steckt, die ein Hitler vor zwanzig Jahren dem deutschen Volke gestellt hat, und daß er von seiner vermeintlichen Erkenntnis so besessen ist, daß er es ausdrücklich weit von sich weist, auf die Anfechtung der Glaubwürdigkeit seiner Quelle einzugehen. Ich bedaure es auch sehr, daß ein Verlag wie der Thomas-Verlag zu Zürich und dessen Inhaber Dr. James Schwarzenbach, der selbst als Übersetzer zeichnet, sich dazu hergibt, eine auch in der Schweiz unwidersprochen als Fälschung entlarvte Schrift dem deutschen Leserpublikum nun doch wieder anzupreisen.

Vielleicht führen diese Zeilen, von denen ich hoffe, daß sie dem Autor und dem Verlag bekannt werden, beide dazu, das Buch aus dem Handel zurückzuziehen, wie es s. Zt. der Grazer Verlag getan hat. Auf einer unzweifelhaft frei erfundenen Geschichtslüge kann man nun einmal keine Darstellung der Geschichte aufbauen.

Wilhelm Neuß

10. 4) Die Freiburger Veit-Harlan-Demonstrationen und ihre Folgen

Nachdem durch einen unverständlichen Vergleich der Veit-Harlan-Film „Hanna Amon“, gegen den im Januar die Freiburger Studentenschaft demonstriert hatte, wobei es zu den bekannten Zwischenfällen mit der gegen die Studenten vorgehenden Polizei kam (vgl. Nr. 16 des „Rundbriefes“ S. 20/21), in Freiburg wieder zur Vorführung zugelassen worden war, kam es im Juni anlässlich der Wiederaufführung des im Januar durch das Eingreifen des damaligen Staatspräsidenten Wohleb abgesetzten Filmes zu neuen Demonstrationen. Nach einer Kundgebung im überfüllten größten Hörsaal der Universität zogen etwa 700—800 Studenten im disziplinierten Marsch vor das Kino, das den Film aufführte, und durch die Straßen der Stadt. Sie wurden von einer großen Menschenmenge, in der sich offensichtlich von bestimmter Seite gelenkte Gruppen Halbwüchsiger besonders hervortraten, mit Schmähwörtern, antisemitischen Rufen und Steinwürfen angegriffen. Nur der im Gegensatz zur Januardemonstration diesmal sehr korrekt und überlegen vorgehenden Bereitschaftspolizei war es zu verdanken, daß es nicht zu blutigen Zusammenstößen kam. Die Polizei schützte diesmal die Demonstranten vor dem losgelassenen Pöbel, unter dem zahlreiche Bürger der Stadt waren, die den Demonstranten feindlich gegenüber standen. Diese Vorfälle schildert der nachfolgende Bericht:

Anlässlich der Wiederaufführung des Harlan-Filmes „Hanna Amon“ hatten die politischen Hochschulgruppen, — Christliche, Liberale und Sozialistische, zu einer Protestversammlung der Studenten aufgerufen. Das Auditorium Maximum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Unter den Teilnehmern sah man den ehemaligen Staatspräsidenten Wohleb und den Freiburger Bürgermeister Schieler. Drei Professoren waren erschienen. Der Prorektor und bekannte katholische Kirchenhistoriker Prof. Dr. theol. Johannes Vincke erklärte sich in seiner Ansprache mit dem Anliegen der Studentenschaft solidarisch. Er sagte, daß es weniger um die juristische Schuld des Herrn Harlan ginge, als um die Tatsache, daß sein Name heute nicht genannt werden könne, ohne die Erinnerung an Deutschlands Schande wachzurufen. Für die Hochschulgruppen sprach der frühere ASTA-Vorsitzende und jetzige Tutor des Studium Generale, Manfred Hättich. Er sagte, man könne nicht gegen das Wiederauftreten des „Jud-Süß“-Regisseurs protestieren und zu manch anderen Vorgängen in-

nerhalb der Bundesrepublik schweigen, sondern müsse sie rücksichtslos beim Namen nennen. Man könne es nicht gelassen hinnehmen, wenn in einer Regierungspartei ein ehemaliger Kreisleiter und Oberbürgermeister von 33—45 zum stellv. Landesvorsitzenden gewählt wird. Aufgegeben sei uns die Gestaltung der Gegenwart und die Sorge um die Zukunft. „Ob das Auftreten Harlans vor unserer Sorge um die Gegenwart und die Zukunft unseres Volkes und Europas bestehen kann oder nicht, das ist die politische Frage, um die es hier geht.“ Harlans Schuld möge durch Umstände gemildert und vielleicht juristisch nicht faßbar sein, es bleibe sein Mitwissen um die Mithilfe zu einer verbrecherischen Tat und die Tatsache, daß er bisher den Beweis einer Gesinnungsumkehr schuldig geblieben sei. „Es ist eine grobe Verdrehung der Sachverhalte, wenn man uns der Unfriedfertigkeit zeihet, weil wir nicht vergessen wollten. Wir wollen den Frieden! Aber der Friede mit Israel ist uns wichtiger, als der Friede mit Herrn Harlan! Wir wollen dafür keine Loblieder und wir wünschen keine Heroisierung. Wir wollen aber auch nicht die Opfer einer kommenden Zeit sein. Wir bemühen uns, unsere staatsbürgerliche Pflicht zu erfüllen. Wenn wir dabei auffallen, dann gereicht es weniger uns zur Ehre, als unserer Umwelt zur Schande.“ rief Hättich aus.

Nach der Protestversammlung zogen etwa 700—800 Studenten in einem schweigenden Zug durch die Innenstadt, um ihren Protest auch nach außen hin zu bekunden. Einige Freiburger Bürger schlossen sich unterwegs dem Zug an. Auffallend war die starke Beteiligung der Studentinnen. Ein starkes Kommando motorisierter Bereitschaftspolizei eskortierte den disziplinierten Zug. Wie notwendig dieser Schutz war, zeigte sich beim Einbiegen in die Hauptstraße. Eine etwa 4000 Personen zählende tobende Masse empfing johlend, pfeifend und steinwerfend die Studenten. Die „friedlichen Bürger“ hatten seit Stunden auf den Zug gewartet. Besonders hervor taten sich kleinere Trupps offensichtlich gelenkter Gegendemonstranten. Der Lärm war so groß, daß der Lautsprecherwagen nicht mehr durchdringen konnte. Vor dem Kino bildeten die Studenten einen Sprechchor und riefen: „Friede mit Israel!“, die Antwort der Masse war: „Nieder mit Israel!“. Im übrigen hörte man wieder die Rufe: „Judensöldlinge“, „Ihr kommt alle in die Gasöfen!“ und, da man in dem Demonstrationzug offenbar viele Studenten der katholischen Studentengemeinde von der Fronleichnamsprozession erkannte, „Warum habt ihr eure Schwarzen nicht gleich mitgebracht?“

Auf dem Rückweg wurde die Situation immer kritischer. Der Mob versuchte, den Lautsprecherwagen umzuwerfen und an einzelnen Stellen in den Zug einzudringen, um die mitgeführte schwarz-rot-goldene Fahne und die Transparente mit der Aufschrift „Friede mit Israel“ zu zerreißen. Ohne die disziplinierte Haltung der Studenten, die sich durch nichts provozieren ließen und den vorbildlichen Einsatz der Bereitschaftspolizei hätte es zu einer Katastrophe kommen können. Nach der Rückkehr wurden die Studenten in der Universität von dem Pöbel förmlich belagert; und erst nachdem die Polizei die umliegenden Straßen freigemacht hatte, konnten sich die Demonstranten einzeln und zu kleinen Gruppen auf Umwegen nach Hause schleichen.

*

Bekanntlich war die Freiburger Staatsanwaltschaft nach den Vorfällen bei der Januar-Demonstration mit einer Untersuchung beauftragt worden, als deren Ergebnis sie in wohlabgemessener Dosierung gegen einen Studenten, einen Polizisten und einen Bildberichterstatte Strafantrag stellte. Diese Anklageerhebung war schon sofort als unbefriedigend bezeichnet worden, weil sie offenkundig an den wirklich Schuldigen vorbeiging und die Gewichte sichtlich so verschob, daß ja nicht etwa die Polizei, der schon der Landtagsuntersuchungsausschuß das völlige Versagen attestiert hatte, als eigentlich Schuldige erschien, sondern die andere Seite. Die Sache des Bildberichterstatte, dessen angeblich „beleidigenden“ Bildbericht, bei dem ein mit Wissen der Polizei vorher gestelltes Bild mitverwendet war, erst vierzehn Tage nach den Vorfällen in einer Illustrierten erschienen war, hätte ohnehin keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den Demonstrationsvorgängen, war aber aus optischen Gründen mit den beiden anderen Anklagen gekoppelt.

Am 28. und 29. Juli fand die Gerichtsverhandlung gegen die drei Angeklagten statt, die mit einem sehr eigenartigen Urteil endete, gegen das der Student und der Bildberichterstatte Berufung eingelegt haben. Diesem Urteil gilt die nachstehende Betrachtung.

„Die abgesteckte Grenze“

Die Freiburger Zwischenfälle anläßlich der Demonstration gegen das Wiederauftreten Veit Harlans, die seiner Zeit in der gesamten Bundesrepublik und auch im Ausland ein unerwartet großes Echo fand, hat ein anderes Ende genommen, als man allgemein erwartet hatte. Auf der Anklagebank des Schöffengerichtes saßen ein Student, ein Pressefotograf und ein Polizist. Der Pressefotograf, weil er ein gestelltes Bild in seiner Reportage über die Demonstration verwendet hatte, der Polizist, weil er nach der Demonstration einen Studenten, der ihn um seinen Namen bat, geohrfeigt hatte, der Student R. Müller, weil seine Behauptung, er sei auf dem Büro der Kriminalpolizei geschlagen worden, angeblich frei erfunden war. Alle drei wurden für schuldig befunden und zu Geldstrafen von mehreren hundert Mark verurteilt.

Zu Beginn der Verhandlung erklärte der Vorsitzende, daß sich der Prozeß in streng abgesteckten Grenzen halten werde. Man wird nicht über die Vorgänge der Demonstration, nicht über die Schlägereien, an sich auch nicht über die Gründe und Zulässigkeit der Demonstration verhandeln, sondern nur über die Punkte, die für die Anklagen von Bedeutung seien. Diese Worte sprach er sehr ruhig aus und so, als seien sie selbstverständlich. Vielleicht glaubte er ein Stück, ein sehr trauriges Stück deutscher Geschichte ungeschehen machen zu können? Und dann stellte sich die Frage: Wie will man diesen Prozeß eigentlich verhandeln, wenn die Voraussetzungen für ein richtiges Bild der Situation von vornherein aus der Verhandlung ausgeschlossen sind?

Der Prozeß gegen Müller hing nicht zuletzt davon ab, wieviel Glauben man den Kriminalpolizisten schenken würde, die Müller in seiner Strafanzeige belastet hat. Der Richter nahm sie alle als vollwertige Zeugen. Er vereidigte sie sogar, denn ihre etwaige Beteiligung an den Vorfällen des 16. Januars stand ja wegen der fest abgesteckten Grenzen nicht zur Debatte. Der Richter bezeichnete sie als höchst glaubwürdig. Auch die Tatsache, daß der Hauptzeuge, Kriminalsekretär Deist im Jahre 1945 entlassen werden mußte und erst 1948 wieder eingestellt werden konnte, gab, wie es scheint, weder dem Richter noch dem Staatsanwalt zu denken. Ob er, der Zeuge, sich nicht etwa durch die Demonstration persönlich getroffen fühlte? Es ist bekannt, daß auf Grund eines Erlasses vom November 1940 sämtliche Angehörige der Polizei den Harlan-Film „Jud Süß“ sehen mußten. Da die Grenzen nun einmal abgesteckt waren, war es nicht möglich, die beteiligten Zeugen von der Polizei zu fragen, ob sie den Film gesehen und welchen Eindruck dieser Film auf sie gemacht hatte. Staatsanwalt und Richter haben in keiner Weise die Aussagen der Entlastungszeugen Müllers, die ihn vor und nach seiner Verbringung auf die Diensträume der Kriminalpolizei gesehen hatten, in ihren Ausführungen ernstlich berücksichtigt. Zu den bemerkenswerten Ausführungen des Staatsanwaltes und des Richters gehört die Feststellung, daß Müller sich in einer verständlichen Aufregung über den Verlust seiner Brille befand, die immerhin für einen Studenten einen wesentlichen materiellen Wert darstelle. (Dieses wurde als mildernder Umstand anerkannt). Die Grenzen des Prozesses waren abgesteckt. Es konnte darum nur sehr schlecht festgestellt werden, daß der Verlust der Brille mehr als ein materieller Verlust war... Richter und Staatsanwaltschaft, die beide sehr viel über Lebenserfahrung sprachen, scheinen die Bedeutung des Umstandes übersehen zu haben, was es heißt, gänzlich unprovokiert von einem Polizisten (den die Staatsanwaltschaft nicht ermitteln konnte) einen Schlag auf den Nasenrücken zu erhalten, so daß die Brille zerbricht und zu Boden fällt. Es wurde auch nicht davon gesprochen, daß der Student sich in berechtigter Empörung befand, weil er dafür geschlagen worden war, daß er an einer Demonstration gegen den verbrecherischen Antisemitismus teilnahm. Die Grenzen waren abgesteckt....

Aber die interessanteste Begründung des Gerichtes war wohl diese, an Morgensterns Palmström erinnernde, daß

die Behauptung des Angeklagten auch deshalb nicht glaubwürdig sei, weil sie jeder Erfahrung des Lebens widersprächen. Wörtlich: „So etwas gibt es nicht im wirklichen Leben.“ Man hätte auch nie davon gehört, daß in den Diensträumen der Freiburger Kriminalpolizei jemand grundlos geschlagen worden sei.

Nun, viele der Teilnehmer der Freiburger Januar-Demonstration werden nun glauben müssen, daß die Schläge und Beleidigungen, die sie über sich ergehen lassen mußten, ein Traum waren, weil diese nicht zu ihren Lebenserfahrungen gehören. Nun haben sie sie aber doch erfahren. — Jedoch die Grenzen waren fest abgesteckt.

Observer.

Colloquium im „Studium Generale“

Das in Nr. 16 S. 21 auf Grund der Harlan-Vorgänge vom Studium Generale der Universität Freiburg für das Sommersemester 1952 geplante „Colloquium über Probleme des Judentums“ unter der Leitung von Prof. Dr. Karl Thieme hat in 14tägigem Abstand an sieben Abenden stattgefunden. Es sprachen jeweils einleitend: Prof. Dr. Thieme über: „Das Schicksal Israels von den Anfängen

bis zur Herauslösung der Kirche Christi“, „Der Antisemitismus“, Dr. E. L. Ehrlich über: „Konstruktion der jüdischen Geschichte“, „Die zionistische Bewegung“, „Martin Buber“, Dr. G. Luckner über „Israel-Reise 1951“ (mit Lichtbildern). Etwa je 25 Studierende nahmen ständig oder stundenweise an dem Colloquium teil, das in eine Generalaussprache einmündete und im Winter-Semester auf Wunsch der Teilnehmerschaft fortgeführt werden soll.

Aus einem Interview mit Prof. Max Horkheimer, dem Rektor der Frankfurter Universität.

Professor Horkheimer weist in der Frage des Antisemitismus nachdrücklich darauf hin, daß im „Fall Veit Harlan“ die Frankfurter Studenten eine sehr aktive Rolle spielten. „Natürlich gab es einige, die mit den Demonstrationen nicht einverstanden waren, meist aus mehr oder weniger formalen Gründen. Diese Minderheit kann man jedoch nicht, wenigstens in Frankfurt, als Nazianhänger betrachten. Ihre Ansichten sind eher vage, ungefestigt. Als der Herausgeber der Frankfurter Studentenzeitung, sie zu einer Meinungsäußerung aufforderte, um auf demokratische Art eine Diskussion herbeizuführen, blieb jede Antwort aus.“

(In: „Allgemeine Wochenzeitung“ VII [Düsseldorf, 1. 8. 52] 17. S. 5).

11. Kleine Nachrichten

11. 1) Brüderliche Hilfe unter Studenten

Im Studentenheim München überreichte der Verband der sozialistischen Studenten an sieben *jüdische Studenten*, die unter schwierigen sozialen Verhältnissen leben, eine namhafte Geldspende. Der Betrag wurde unter den Studenten Münchens als Beitrag der akademischen Jugend zur deutsch-jüdischen Aussöhnung gesammelt.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52. [Zürich, 30. 3. 52] Nr. 22. S. 42).

11. 2) Bremen gedenkt der jüdischen Märtyrer

Auf dem jüdischen Friedhof in Bremen wurde am Sonntag die am 9. November 1938 zerstörte und jetzt wieder aufgebaute Kapelle eingeweiht und ein Ehrenmal für die aus dem Gebiet von Bremen umgekommenen Juden enthüllt. Im Ehrenmal ist eine Pergamentrolle mit den Namen von 915 jüdischen Bürgern eingemauert, die gewaltsam den Tod fanden. 1933 lebten im Gebiet von Bremen rund 2000 Juden. Kein Kind der etwa 400 jüdischen Familien in Bremen hat den Nationalsozialismus überlebt.

Der Bremer Senatspräsident Wilhelm Kaisen, der erstmalig seit mehrwöchiger Krankheit wieder in der Öffentlichkeit erschien, setzte sich in einer Ansprache bei der Enthüllung des Ehrenmals für eine baldige Verständigung über die Wiedergutmachung des an den Juden begangenen Unrechts ein. Die Versöhnung mit Israel sei nicht zu beschließen und zu arrangieren, da Schmerz das Geschehene nicht vergessen lasse. Die Bevölkerung in der Bundesrepublik müsse durch ihr Verhalten versuchen, die unselige Erbschaft des Hasses zu liquidieren.

„Wenn wir heute die volle Gleichberechtigung von der Welt fordern und die gleiche Achtung verlangen, darf nicht vergessen werden“, sagte Kaisen, „daß das Maß der Achtung, das wir fordern, bestimmt wird von dem Maß der Achtung, das wir unseren Mitmenschen und besonders den jüdischen Bürgern entgegenzubringen bereit sind.“

In der Feierstunde sprachen ferner der amerikanische Landeskommissar für Bremen, Admiral Charles R. Jeffs, und der letzte Rabbiner der Bremer Juden, Dr. Aber, über die deutsch-jüdische Verständigung. Dr. Aber, der nach einer KZ-Haft 1938 nach den Vereinigten Staaten emigrierte, war am Wochenende erstmalig wieder nach Deutschland gekommen. Die israelitische Gemeinde in Bremen kann im nächsten Jahr auf ihr 150jähriges Bestehen zurückblicken.

(In: „Die Neue Zeitung“ 8 [Frankfurt/M. 19. 5. 52] 117).

11. 3) Ein jüdisches Gotteshaus in Stuttgart

Auf dem Grundstück der am 10. November 1938 niedergebrannten Stuttgarter Synagoge wurde am Dienstagabend im Beisein von Vertretern der Landesregierung,

des Zentralrats der Juden in Deutschland, des amerikanischen Generalkonsulats und der Stuttgarter Stadtverwaltung unter starker Anteilnahme der jüdischen Gemeinde die neuerrichtete Synagoge feierlich eingeweiht.

Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier überbrachte die Glückwünsche der Landesregierung. Der Einweihungstag, so sagte Dr. Maier, sei für die Regierung „ein Tag niederdrückender Erinnerungen“. Mit dem Tag des Synagogenbrandes habe sich Hitler von der gesitteten Welt losgesagt und praktisch den Krieg begonnen. Das deutsche Volk habe zwar bitter gebüßt, aber das Geschehene könne materiell nur unzureichend und ideell überhaupt nicht „wiedergutmacht“ werden. „Wir können nur die Bitte aussprechen“, sagte der Ministerpräsident, „dem deutschen Volk Verzeihung zu gewähren“. Nicht nur die jüdische Gemeinde, sondern die gesamte Stadt Stuttgart und schließlich ganz Deutschland seien den Weg gegangen, der mit der Zerstörung der Stuttgarter Synagoge begonnen habe. Der Stuttgarter Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett richtete an die Bürger Stuttgarts die Aufforderung, bei diesem Anlaß ihr Verhältnis zu den jüdischen Mitbürgern zu prüfen und alles zu tun, um die unselige Erbschaft des Hasses zu überwinden.

(In: „Die Neue Zeitung“ 8 [Frankfurt/M. 19. 5. 52] 114).

11. 4) Die Sorge für die jüdischen Friedhöfe

Das Kultusministerium in Düsseldorf verlangt in einer Verordnung, daß die Gemeinden die Sorge der jüdischen Friedhöfe zu übernehmen haben, die nicht mehr im Gebrauch sind. Die Stadt Gelsenkirchen, welche einen jüdischen Friedhof besitzt, ersuchte um Klarstellung, ob die Gemeinde oder der Staat diese Kosten zu tragen habe.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52 [Zürich, 4. 4. 52] 14. S. 13).

11. 5) Hilfe für die jüdischen Kultusbeamten

Der Bundesinnenminister hat den Zentralrat der Juden in Deutschland davon verständigt, daß *Solortmaßnahmen* getroffen werden, um den jüdischen Kultusbeamten unabhängig von der allgemeinen Wiedergutmachung beizustehen. Bonn hat hierzu die Mittel zur Verfügung gestellt. Die ehemaligen jüdischen Kultusbeamten sind in der ganzen Welt zerstreut. In einer Verordnung wird auch über den Transfer dieser Pensionen bestimmt werden. Die Bonner Regierung hat sich bereit erklärt, die Auswanderer aus Deutschland finanziell zu unterstützen. Einerseits erhalten die Auswanderer selbst 40 Dollars und das internationale Komitee für Auswanderung 60 Dollars.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52 [Zürich, 18. 7. 52] 22. S. 13).

11. 6) „Jud Süß“ im Libanon verboten

Das libanesische Innenministerium hat die Aufführung des Veit-Harlan-Films „Jud Süß“ in Beirut verboten, ob-

wohl sich das Land immer noch im Kriegszustand mit Israel befindet. Die Zensurbehörde hatte den Film zur Aufführung freigegeben.

(In: „Die Neue Zeitung“ 8 [Frankfurt/M. 16. 6. 52] 139).

11. 7) Israels nicht vergessen

Was können wir Evangelischen im Osten Deutschlands heute für Israel tun? Wir können mit der Trägheit der Herzen aufräumen. An diesem Punkt müssen wir den Bann

des Schweigens brechen. Um Christi Barmherzigkeit willen dürfen wir Israels nicht vergessen und müssen davon reden. Jede christliche Familie muß sich und ihre Umgebung an die Juden erinnern. Mehrmals im Jahr hat der Prediger in der Verkündigung das Gewissen der Gemeinde auch in diesem Punkt zu schärfen. Ein evangelisches Blatt, das nicht laufend an Israel erinnert, ist nicht wert, seinen Namen zu tragen.

(Aus: Wir lesen für Sie ... In: „Das Echo“ 2 [Kochabamba-Bolivien, 1. 6. 1952] 24, S. 3).

12. Literaturhinweise

Bruno Blau, „Das Ausnahmerecht für die Juden in den europäischen Ländern 1933—1945, 1. Teil: Deutschland“, New York 1952, 142 Seiten (Vertrieb in Deutschland durch Struppe & Winkler, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 103). Dieser Katalog enthält auf 142 Seiten sämtliche auffindbaren Gesetze, Verordnungen, Verfügungen, Erlasse und Anordnungen, welche in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis Ende 1944 erlassen wurden und für die Juden diskriminierende Anordnungen enthielten. Von den 415 aufgezählten gesetzlichen Anordnungen stehen weniger als die Hälfte im Reichsgesetzblatt. „Die Sondergesetze für die Juden waren so eindeutig gefaßt, daß für ihre Anwendung der Weg des Richters fest umrissen und für eine Auslegung kaum Gelegenheit vorhanden war; eine diesbezügliche Spruchpraxis ist daher auch in der Literatur nicht vorhanden“. (S. 130).

Die Verfolgungsmaßnahmen, die den elementarsten Rechtsgrundsätzen widersprechen, haben durch zahlreiche Gesetze und Verordnungen eine scheinbar „rechtliche“ Grundlage, die, soweit sie Deutschland betreffen, in dem genannten Band enthalten sind. Ein weiterer Teil vom gleichen Verfasser ist über die gleiche Gesetzgebung für das besetzte Frankreich in Holland erschienen. Diese Paragraphen der Vernichtung isolierten die Betroffenen Schritt für Schritt und spannten das Netz immer enger um sie bis zur schließlichen Deportation in die Vernichtungslager. Diese Deportationen werden jedoch nicht in den Gesetzen oder Verordnungen erwähnt, lediglich ein Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 7. Juli 1942 vom Reichssicherheits-Volksbildung vom 7. 7. 1942 vom Reichssicherheitshauptamt erlassen, spricht nur von „Aussiedlung der Juden“.

Grundlegend für die Deportationen und alle anderen Maßnahmen des unter dem Stichwort „Endlösung“ bekannten Vernichtungsprogrammes war folgendes Schreiben Görings an den Chef der Sicherheitspolizei und des SD, SS-Gruppenführer Heydrich vom 31. Juli 1941 (s. S. 84): „Unter Bezugnahme auf den Erlaß des Führers vom 24. Januar 1939 sind „alle erforderlichen Vorbereitungen in „sachlicher und materieller und materieller Art“ zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa.“

Das nationalsozialistische Regime war ebenso bemüht, seine unmenschlichen Maßnahmen legal erscheinen zu lassen wie auch sie soweit als möglich unauffällig zu vollziehen. Dies vermag zu erklären, daß diese systematische allmählich herbeigeführte „Endlösung der Judenfrage“, auf „Befehl“ durchgeführt, bis zum heutigen Tage in den Gesamtzusammenhängen in ihrer vollen Tragweite nicht in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen ist und daher auch die „Kollektiv-Verantwortung“ fehlt. Müßte nicht sonst z. B. sich heute anlässlich der Aufführung von Veit-Harlan-Filmen gerade auch die Polizei stets auf das schärfste von diesen distanzieren. Die Freiburger Vorgänge vom 16. Januar 1951 zeigen stattdessen, daß die Bedeutung der Demonstrationen gegen Harlan nicht verstanden werden wollen, und daß es offenbar vergessen ist, daß (auf S. 80 dieses Handbuches) ein Erlaß des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei über den Film „Jud Süß“ vom 15. November 1940 (Ministerialblatt des Innern Seite 2116) anordnet, „daß alle Angehörigen der Polizei den Film „Jud Süß“ ansehen müssen“.

Veit Harlans Film wurde zur Zeit der Deportationen jeweils an den verschiedenen Orten gegeben, und die SS wurde in den Film geführt, ehe sie die Juden vernichtete.

Gerade die Freiburger Vorgänge zeigen deutlich, daß Veit Harlan zu einem Symptom des unmenschlichen Systems geworden ist, das tiefe Spuren in den Menschen hinterlassen hat.

Die vorliegende exakte Arbeit könnte zur inneren Gesundung helfen und die Kenntnis dieser Zusammenhänge vermitteln. Es sollte für Juristen, Politiker, Lehrer und für alle unentbehrlich werden, welche verstehen möchten, damit endlich eine innere Befreiung einsetzen kann.

Aus den angeführten statistischen Angaben geht hervor, daß im Oktober 1941, als die allgemeinen Deportationen begannen, noch fast 164 000 Juden im Sinne der Nürnberger Gesetze in Deutschland lebten, von denen noch nicht 15 000 übrig geblieben sind. Der Anhang des Buches enthält ferner ein Sachregister, eine Zusammenstellung der Rechtsprechung und Literatur und eine Darstellung der Rechtsstellung von Partnern in „privilegierter“ und „einfacher“ Mischehe.

G. L.

Heinrich Heine, Mein wertvollstes Vermächtnis. Religion. Leben. Dichtung. Hrsg. v. F. Stössinger. Zürich 1950. Manesse Verlag. 645 Seiten.

Max Brod, Heinrich Heine. Amsterdam 1935 (jetzt: Köln, Witsch und Kiepenheuer). 495 Seiten.

Ludwig Marcuse, Heinrich Heine. Berlin 1931 (jetzt Hamburg, Rowohlt-Verlag). 360 Seiten.

„Ebensowenig die Taten der Juden, wie ihr eigentliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und, wie im Mittelalter, sind sie auch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag entzückt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt.“ So hat der Mann geschrieben (St. S. 546; Br. S. 481), der etwa gleichzeitig bekannt hat — und zwar öffentlich —, daß ihn die Bibel zum Gottesglauben seiner Väter zurückgeführt habe, nachdem er lang dem „Gott der Pantheisten“, der „im Grunde gar kein Gott ist“, gehuldigt hatte (St. S. 510 ff.). Von den beiden nun wieder in Deutschland vorliegenden Biographien stellt ihn die Marcuses in die Krise seiner Zeit hinein, die bedeutend tiefer schürfende Brods in die Emanzipations-Krise seines Volkes, während Stössinger eine ganz erstaunlich reiche Auswahl aus den Schriften und sonstigen Äußerungen Heines zu einem Mosaikbild seiner Weltanschauung gefügt hat.

Marcuses gefällige „biographie romancée“ gibt eine Einführung in das äußere Schicksal dieses „Leben zwischen Gestern und Morgen“ auf dem Hintergrund der Revolutions- und Restaurationshistorie zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Brod scheint uns den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis Heines in seiner Situation als der eines genialisch begabten jüdischen Menschen inmitten einer sich vom jüdischen und jedem Offenbarungsglauben lösenden Welt gefunden zu haben, welcher der begabte Jüngling wohl zeitweise verfällt wie Simson der Dalila, um doch zuletzt sein Judentum wieder zu bekennen, überzeugt, „daß ich es niemals verlassen habe“, — weil ja auch die Taufe nur mit schlechtem Gewissen — unter dem sozialen Druck einer „christlichen“ Umwelt empfangen worden war, die sie selbst nicht mehr recht ernst nahm.

Stössinger ist bestrebt, in den Begleitworten zu den von ihm gebotenen Texten vor allem die geistesgeschichtliche Bedeutung Heines und seinen Einfluß auf die Nachwelt

herauszuarbeiten. Auf dem Wege über Nietzsche, welcher im *Ecce homo* schrieb, sein Name werde mit dem Heines durch die Jahrtausende gehn, dürfte dieser Einfluß allerdings eben so groß wie verhängnisvoll gewesen sein. (In *„Heine und die Folgen“* hat ihn Karl Kraus treffend gekennzeichnet.) Denn es war ja nicht der Einfluß des später geläuterten, sondern der des spöttischen, leichtfertigen Heine, der dem plattesten Unglauben das unerschöpfliche Arsenal seines Witzes zur Verfügung gestellt hat, ja sogar — äußerste Tragik — gerade dem Antisemitismus mit Sätzen wie: „Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das jüdische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welkenden Gliedern entsanken und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu bedendem Pfaffengewimmer...“ (St. S. 391). Wer um solcher und schlimmerer Torheiten willen für den *„Hellenen“* Heine wenig Sympathie aufzubringen vermag, der wird durch Stössingers Texte, vor allem aber durch Brods für das Verständnis des deutsch-jüdischen Schicksals wirklich höchst lehrreiche Würdigung zum ehrlichen Mitgefühl mit dem Juden Heine sehr wohl gewonnen werden können; das aber schuldet ihm, wer ihn wirklich kennen lernt.

Karl Wolfskehl, *Sang aus dem Exil*, Heidelberg o. J. L. Schneider.
—, *Hiob oder die vier Spiegel*, Hamburg 1950. Claassen Verlag.

Zu Lucca saß ich lang im Land Tuskan,
Seit unsres Tempels Fall. Dann zog der Ahn,
Wie einst zum Nil Ur-Jakobs Karawan
— Großkarl gebot's — zum Rhein. Für ein Jahrtausend
Saß ich am Rhein, in Ried und Städten hausend,
Im Dienst des Herrn, der Herren, hoffend, grausend.

Am Frankenrhein sog ich lateinischen Hauch,
In Rheins Wein löscht' ich, mit der Väter Brauch
Das Sabbathlicht. Den Kaisern zugehörig,
Heimlich und aufrecht, weltweis', gottestörig
Verblieb ich, jüdisch, römisch, deutsch zugleich,
Ein Mann des Altreichs...

Wichtig umreißt so im fernen, fernen neuseeländischen Exil Karl Wolfskehl die eigne Sippenherkunft; prunkvoll rühmt er im weiteren seinen Meister, Stefan George; aber die tiefsten Töne erreicht er doch immer wieder, wo er aus dem prophetischen Erbe der Väter heraus dichtet. Im *„Sang aus dem Exil“* etwa mit den richterlichen Strophen: *„Des Menschen Wort vergeht“*; im — von Willy Haas knapp und lehrreich kommentierten — *„Hiob“* (welcher als: *„Hiob Israel“*, *„Hiob Simson“*, *„Hiob Nabi“* und *„Hiob Maschiach“* gespiegelt ist) mit der Droh-Weissagung an dritter Stelle; weitaus am schlichtesten und darum stärksten aber mit den schon früher unter dem unmittelbaren Eindruck des Katastrophenanfangs von 1933 entstandenen und kurz danach in der Schocken-Bücherei veröffentlichten (hoffentlich bald wiedererscheinenden) Strophen *„Die Stimme spricht“*, etwa mit dem gewaltigen Schluß-Aufruf: *„Gottes Wort über alle Ewigkeit“* und dem zugleich kraftvollen und zarten Passah-Trostgedicht, das in die Strophe ausklingt:

Immer wieder, nun und immer wieder
Samm! Ich Meines Volks verworfne Glieder
Zu der Zeltnacht Meiner Passahstunde,
Schlag' und schone, treu dem ewigen Bunde,
Ziehe immer wieder, wieder immer
Vor euch, tags Gewölk und nächtens Schimmer;
Nächtens Schimmer!

Else Lasker-Schüler, *Dichtungen und Dokumente*, ausgewählt und herausgegeben von Ernst Ginsberg. München 1951. Kösel-Verlag, 631 Seiten.

... Else Lasker-Schüler begriff nicht, was ihr geschah. Sie reagierte „in dieser so furchtbaren, entehrenden Zeit“, wie sie einmal schrieb, auf das, was ihr widerfuhr, nicht mit Haß- und Rachedgedanken, sondern mit dem fassungslosen Schmerz einer tödlich verwundeten Liebe. Bis zuletzt hat die Sehnsucht nach Deutschland sie nicht verlassen. Ihr 1945 (!) „in Jerusalem erschienener letzter Gedichtband *„Mein blaues Klavier“* trägt die Widmung: *„Meinen unvergesslichen Freunden und Freundinnen in den Städten Deutschlands. Und denen, die wie ich vertrieben und nun zerstreut in der Welt, in Treue!“* ... Else Lasker-

Schülers sterbliche Reste ruhen am Olberg. Möge ihr Werk in Deutschland, dem Land ihrer Geburt und ihrer Sprache, aufstehen!“

Mit diesen Sätzen schließt Ernst Ginsberg sein Nachwort zu dem uns von ihm wiedergeschenkten Werke, in dem sich der Geist der jüdischen Überlieferung mit dem der deutschen Sprache vermählt hat wie nie zuvor — zu eben der Zeit, wo sich der blutige Massenmord an den Juden unter den Deutschen vorbereitete und vollzog. Else Lasker-Schüler hat das Grausige kommen sehn und im beschwörenden Wort zu bannen gesucht in ihrem für jeden ernsthaft christlichen Leser geradezu aufwühlenden Drama: *„Arthur Aronymus und seine Väter“*, worin sie — 1932! — buchstäblich geweissagt hat: *„Die Flamme“* wird unsere unschuldigen jüdischen Schwestern verzehren... kein Judenhaus, das nicht gezeichnet ist mit dem Blut der Tochter. Die Tage sind gehetzt und die Nächte ruhelos...“ (S. 420).

Nicht ohne schamrot zu werden, liest man dann den vom über anfangs *„missionarische“* Haltung hinausgereiften *„Kaplan“* verlesenen rührenden *„Hirtenbrief“* des *„Bischof Matthias von Paderborn“* (Matthias, der einzige unter den zwölf jüdischen Aposteln Jesu, der — zu Trier — in deutscher Erde ruht), durch den — im Drama von 1932 — das drohende Unheil beschworen wird: „... Ich grüße euch mit sorgendem Herzen“, (Pius XI. 1937: *„Mit brennender Sorge...“*) „meine vom Wege geratenen Schafe, und ermahne euch, Vernunft anzunehmen, nicht trotzig zu beharren in eurer Sünde dunklem Aberglauben! Noch ist es Zeit zur Reue und Buße, meine armen Kinderlein, um deren Seelenheil ich, so schreibt der Bischof, unablässig schwere Sorge und Verantwortung im Herzen trage. Wehe euch, eure böse Lust zu stillen, wenn auch nur in der Hölle eures Wunsches, am Feuertode unserer guten Schwestern aus dem alten Hause Israels. Vergesst nicht in eurem schwarzen Hasse, daß unser Heiland Jesus Christus selbst ein Jude war, dem Blute Davids entsprossen... Darum, meine armen verirrt Kinder, kehret in euch, waschet euch in der Reue unschuldiger Quelle. — Lasset ab, ihr schwarz gewordenen Schafe! Lasset ab! Und jetzt zum dritten Male: Lasset ab von eurem Frevel um Jesu Christi willen, unseres Herrn! So habt ihr jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wiedersehn, euer Herz wird sich freuen, und eure Freude nimmt niemand von euch.“ *„Et vos igitur nunc quidem tristitiam habetis, iterum autem videbo vos, et gaudebit cor vestrum: et gaudium vestrum nemo tollet a vobis!“* (Es wird plötzlich so hell, daß der ganze katholische Kirchplatz wie im bengalischen Lichte steht, die Leute sinken in die Knie verzückt, weinen...)“ (S. 497, Unterstreichungen von uns.)

Und dann liest man wieder die zum Teil altvertrauten, einzigartigen Gedichte, die Ginsberg so taktvoll und geschmacks-sicher aus dem Gesamtwerk der Dichterin ausgewählt hat. (Manchmal hätte er sogar noch kühner sein dürfen; die selbige Heiterkeit von „Im Anfang (Welterscherzo)“ — S. 23 der *„Gesammelten Gedichte“* von 1920 — hätte auch dieser strengen Auswahl nicht übel angestanden und die ungeheure Spannweite dieses lyrischen Wunder-Werkes gut bezeugt!) Man liest mit besonderer Bewegung das noch Unbekannte: *„Mein blaues Klavier“*, etwa mit den Emigrationsgedichten: *„Die Verscheuchte“* und: *„Ich liege wo am Wegrund (Treulosen Freunden)“*... Man liest die Prosa-Stücke: *Kindheits- und Jugend-Erinnerungen*, vor allem aus Elberfeld, wie sie auch das andere Schauspiel: *„Die Wupper“* durchziehen, *Reise-Eindrücke: „Das Hebräerland“*, Briefe von und über Else Lasker-Schüler.

Und es bleiben einem Szenen wie die von der St. Laurentius-Prozession, Wortprägungen, Sätze wie über *„Das Gebet“*: *„Der Mensch, der lau sein Gebet gewohnheitsmäßig verrichtet, betet, um gebetet zu haben, wird nie ein Herz breit von sich zurücklegen...“* (S. 303); oder aus der innigen Huldigung, die *„Karl Sonnenschein, dem großen Armenapostel und Dichter“*, gewidmet ist:

... Er war es, der großzügige Geistliche, der Gefangene befreite, keine Mühe scheute, für die für die Ärmsten des Staates gekämpft hatten und büßten; Märtyrer hinter Schloß und Riegel und Fenstergittern. Ob es sich um Christen- oder Judenmönche handelte, die ihr Leben für ein Abertausendleben dem Wohlleben zur Wehr setzten.“ (S. 214 f.) und (S. 216 f.): *„Einmal fragte mich Karl Sonnenschein in allem Ernste, ob mir eigentlich das Christentum*

sympathisch sei? 'Glauben Sie aber nur nicht', fügte er hinzu, 'daß ich beabsichtige, Sie zu bekehren. Auch ich bin zu sehr überzeugt von Ihrer Treue zu Ihrem alten Volk.' Ich sagte ihm: 'Ich liebe und verehere das Urchristentum, das in seiner Schläfe das blutende Ebenbild des gottgebornen Juden trug. Und die Apostel liebe und verehere ich,

die Jünger und die ersten Anhänger, die verfolgt wurden und nicht verfolgten! ...' Wo noch ein Ohr auf deutsche Dichtung hört, wo noch ein Herz für leidende Nächste schlägt, da wird Else Lasker-Schüllers Werk einen Ehrenplatz einnehmen. Veruntamen Filius hominis veniens, putas, inveniet fidem in terra? (Luc. 18, 8). K. Th.

Bibliographische Notizen

Vorweg möchten wir im besonderen Zusammenhang gerade dieses Rundbriefs mit betontem Nachdruck auf zwei Veröffentlichungen hinweisen, aus deren jeder uns ein Auszug unentbehrlich scheint:

Edith Stein zum Gedächtnis ist eine Porträtskizze in der 'Herder-Korrespondenz' (6, 532 ff.) zum zehnten Jahrestag der Ermordung jener Frau in Auschwitz, welche Dezember 1938 für das jüdische Volk, dem sie entstammte, das Kreuz auf sich zu nehmen gelobt hatte. In welcher Form es ihr auferlegt zu werden begann, zeigt der dort wiedergegebene Bericht eines ihrer Leidensgefährten: „Schwester Theresia Benedicta a Cruce, die im Lager Edith Stein hieß, traf ich am 2. August 1942 in dem als Durchgangslager bezeichneten Lager Amersfort... Als diesem Sonntag wurden alle Katholiken teiljüdischer oder jüdischer Abstammung von den deutschen Henkersknechten als Antwort auf einen Hirtenbrief, der sonntags zuvor von allen niederländischen Kanzeln verlesen worden war, verhaftet, hinweggeschleppt und zunächst (meistens) in Amersfort versammelt, um von dort hinweggeführt zu werden zu den Gaskammern und den Krematorien... Als Ihre Schwester, zusammen mit etwa 300 Männern, Frauen und Kindern hinter den Stacheldraht des Lagers getrieben war, mußten diese Menschen stundenlang auf dem Lagerplatz warten, wo sie sich zum Willkomm den Appell ansehen durften, den das Lager strafweise — wenn ich nicht irre, hatte einer der hungernden Insassen vertrocknetes fortgeworfenes Brot 'gestohlen' — seit zwei oder drei Tagen stand, d. h. der Rest stand noch, der eine Teil war zusammengesackt und wurde unterschiedlich malträtirt, um ihm wieder auf die Beine zu helfen... Von keiner Ordensfrau, von keinem Ordensmann, von keiner Frau und von keinem Mann, von keinem Greis und keinem Kind habe ich je mehr erfahren, als daß sie alle in wenig Wochen ihr irdisches Leben beendet hatten. Zu den ersten, die weggeführt wurden in nächtlicher Stunde, gehörte Ihre verewigte Ordensschwester Edith Stein.“

Romano Guardini, Verantwortung, Gedanken zur jüdischen Frage. Eine Universitätsrede (für die Olbaumspeende in Tübingen) ist die zweite Publikation (in Hochland, August 1952, 44, 6, S. 385 ff.), auf die wir besonders hinweisen und aus der wir einen Auszug im Folgenden reproduzieren wollen:

... das Geschehene ist nicht nur in dem real, der es erlitten, sondern auch in dem, der es getan hat. Die ganze Furchbarkeit ist also noch da: in den Menschen, die sie begangen haben: in den Anschauungen, die von der Tat her weiterwirken! (s. o. S. 7 ff.) „in dem Volk, das von ihnen geprägt worden ist. Da hilft es nichts zu vergessen oder zu tun, als ob nichts wäre, sondern alles das ist real wie das Ergebnis einer chemischen Reaktion, wie die falsch arbeitende Drüse im Körper, wie das Trauma in der Tiefe des Unbewußten. ... Diese Sinnzerstörung kann durch nichts aufgewogen werden: keinen politischen Erfolg, keine Steigerung der Macht, keinen Fortschritt der Wohlfahrt.

Das Unrecht bleibt aber auch als Macht, als unmittelbare geschichtliche Wirksamkeit. Die Wissenschaft vom Menschen zeigt, wie weitgehend er vom Psychischen und Ethischen her gesund oder krank ist. Eine nicht aufgearbeitete geistige Unordnung setzt sich in funktionelle Störungen um, und diese fixieren sich allmählich zu organischen. Nicht nur das: sie wird zum immer wieder verwirklichten Schema des folgenden Verhaltens. Entsprechendes geschieht im geschichtlichen Leben. Wenn eine Schuld der 'res publica' nicht erkannt, verurteilt und in irgendeiner Weise gesühnt wird, dann wird sie zur immer wiederkehrenden Form des Verhaltens und zerstört die politische Existenz.

Das ist kein Moralgerede, sondern einfache Wahrheit.“ (S. 395 f. Hervorhebungen von uns). — Und das ist der Grund, warum wir das Werk unsres Rundbriefs für das Wichtigste halten, was zur seelischen Genesung in deutschen Ländern geschieht, weil es die furchtbarste Verschuldung und darum die ihr entsamende tiefste fortwirkende Erkrankung (s. S. 7) ff!) zu behandeln sucht, statt sie zu ignorieren.

Bächler, Wolfgang, Denkmalsstürze, Für und wider Hans Carossa, in: Frankfurter Hefte 7, 6, S. 461 f. ist bemerkenswert vor allem durch das Zitat aus des Dichters Erinnerungsbuch: 'Ungleiche Welten': „Schuld aber ist ein mächtiges Bindemittel, und man muß kein Erspürer des Übersinnlichen sein, um zu ahnen, wie die Seelen der unzähligen Getöteten sich als ein schweres, finsternes Gewölke auf unserer Zukunft niederlassen werden... In der ungeheuren Krise des Menschengeschlechtes, die wir gegenwärtig durchleben, wird vielleicht unversehens unser Verhältnis zum Judentum das wichtigste werden...“. In demselben Heft findet sich S. 441—445 das Porträt des großen ostjüdischen Erzählers **Joseph Roth, Wanderer zwischen drei Weltkriegen** aus der Feder von O. Forst de Battaglia.

Hurwicz, Elias. Die Theomachie im Judentum, in 'Hochland', Juni 1952 (44, 5), S. 416 ff., ist eine bemerkenswerte Studie über das urjüdische 'Hedern mit Gott' seit den Zeiten Jobs; leider vermissen wir darin das in unsern Augen bedeutendste zeitgenössische Zeugnis solchen Haders, **Jizchak Katzenelsons 'Lied vom letzten Juden'**, dessen Nachdichtung aus dem Jiddischen von **Hermann Adler** 1951 im Verlag Oprecht, Zürich, erschien. Für die kaum überbietbare Wucht der letzten Sprache mag eine Probe zeugen:

Noch tagt es nicht. Was ruft

der Deutsche in der Gasse? Hört. Die Judenstadt wird abgebrannt.

Antreten, pünktlich, Juden! in

der Milagassel! Wehe dem, der sich versteckt!

Wir kennen die Verstecke in

der Judengassel! wer gefunden wird, kommt an die Wand!

Gott lebt. Gott und die Milagasse, welch

ein Paar! Gott lebt. Gott lächelt. Gottes Volk verreckt.

„So hat diese uralte Religion auch die unerhörte Zerreißprobe des jüngsten Martyriums ausgehalten“, schreibt Hurwicz. „Die Gefahr, die ihr droht, kommt weit weniger von der Theomachie her... als vielmehr von dem sich bemerkbar machenden religiösen Indifferentismus und dem fortschreitenden Verweltlichungsprozeß.“

Leuner, H. D. Ein Christuszeugnis aus Israel. Vom Werden und Wesen der Judenchristlichen Allianz. In 'Judaica', Juni 1952 (8, 2), S. 94—116; ebenda S. 65—94.

Molla, Georg, Eliahu. Der Prophet und sein Weiterleben in den Hoffnungen des Judentums und der Christenheit (wobei die mittelalterliche — 'Karmel'! — vielleicht etwas zu kurz kommt).

Liebrecht, Hans, Judenkonvertit und Ordensstifter, eine biographische Skizze von Jakob (Franz Maria Paul) Libermann (1802—1852) in 'Der christliche Sonntag' vom 27. 7. 1952 (IV, 30, S. 240); einer der Lebensläufe christgläubig gewordener Juden, auf die häufiger hinzuweisen nötig wird, um Auffassungen, wie sie S. 8 von Gerhard geäußert werden, vorzubeugen.

van Oyen, Hendryk, L'importance spirituelle du judaisme pour la civilisation. In: Revue de la pensée Juive, etc. 1952 (Nr. 10, S. 37—52; eine besonders lehrreiche Studie des an der Basler Universität wirkenden niederländischen Theologen in der auch sonst oft höchst wertvol-

len Quartalsschrift des französischen liberalen Judentums.

Oesterreicher, Johannes, Ein offener Briefwechsel mit Thieme, Karl: Um Kirche und Synagoge im Barnabasbrief. In: 'Zeitschrift für katholische Theologie' 1952 (74, 1), S. 63—70. Oe. erhebt Einwände gegen Th.s Wertschätzung des 'Barnabasbriefs' (in 'Kirche und Synagoge', Olten 1945) wegen dessen Antijudaismus; Th. schränkt sein früheres Lob erheblich ein; betont aber mit Cullmann: „Barnabas hat das Problem richtig gesehen“, das durch die Anerkennung des AT als Gotteswort gegeben bleibt, und ist auch — entgegen der landläufigen Meinung — kostbarer Traditionszeuge für die einmütige Hoffnung der Väterkirche auf ihre endgültige Wiedervereinigung mit der Synagoge.

—, Allemands et juifs après Hitler. In: 'Documents' 4. Avril 1952, S. 395 ff. u.

—, Le mouvement oecuménique et le nationalisme en Allemagne. In: 'Documents' 6/7. Juin/Juillet 1952, S. 682. Zwei zusammengehörige Studien über das moralische Problem der deutsch-jüdischen und das ökumenische der christlich-jüdischen Beziehungen.

—, La crise des négociations germano-israéliennes. In: 'Allemagne. Bulletin d'Information du comité Français d'échanges avec c'All. nouvelle' Juin/Juillet 1952 (4, 19), S. 3 f.

Schließlich sind in der 'Herder-Korrespondenz' zu notieren: 'Sozialismus und Kommunismus in Israel' (in VI, 9, S. 431 ff.); 'Zur Lage der christlichen Arbeiter in Israel' (in VI, 11, S. 499 f.) und vor allem: 'Das Mysterium Is-

Sonderangebot!

Wir sind in der Lage, in begrenzter Anzahl abgeben zu können:

„Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage“

von Linus Bopp, Paul Démann, Michael Müller-Claudius, Wilhelm Neuss und Karl Thieme

statt DM 2,50 DM 1,50, ferner Rundbrief Nr. 5/7 mit: K. THIEME, Das Mysterium Israels (Röm. 9—11) statt DM 3,— DM 1,50; beides zusammen für DM 2,50 und Zustellgebühr.

Andererseits bitten wir dringend, uns, wenn entbehrlich, Nr. 4 und Nr. 8/9 zurückzugeben.

raels' (in VI, 8, S. 380 f.), Referat eines Vortrags von Prof. Dr. Heinrich Schlier, Bonn; vollständig in: 'Wort und Wahrheit', August 1952 (7, 8, S. 569—578); sowie nicht zuletzt die verdienstvolle neue 'Internationale Zeitschriften-schau für Bibelwiss. und Grenzgebiete' 1 (1951/52) des 'Kath. Bibelwerks Stuttgart' mit der Rubrik: 'Christentum-Judentum. Theologisches Gespräch, (S. 130 f.).

13. Aus unserer Arbeit

Prof. Dr. Allgeier †. Fast siebzigjährig verstarb am 4. Juli d. J. der Professor der alttestamentlichen Literatur und Exegese, Prälat Dr. Arthur Franz Allgeier. Es ist hier nicht der Ort, seine zahlreichen Werke und Leistungen aus seinem Fachgebiet aufzuzählen oder gar zu würdigen. Eines seiner Bücher sei aber doch eigens hervorgehoben, weil es den Mut dieses Professors in bedrängnisvoller Zeit dokumentiert und weil es auch für Nichtfachtheologen von besonderem Interesse ist, seine „Biblische Zeitgeschichte“. Das Werk ist im Jahre 1937 erschienen. Es hatte ursprünglich den Titel „Geschichte des israelitischen Volkes“ und sollte in der Sammlung „Geschichte der führenden Völker“ des Herder-Verlages herauskommen. Das war jedoch den Zensoren des Dritten Reiches zuviel zugemutet in einem Augenblick, wo seine Machthaber mit der Verfolgung der Juden begonnen hatten. Professor Allgeier mußte zwar auf den ursprünglich geplanten Titel verzichten, aber er ließ sich nicht herbei, den Inhalt seines Manuskriptes zu ändern.

Als sich 1947 im Anschluß an die Fortsetzung der caritativen Hilfsarbeit in den Verfolgungsjahren der Arbeitskreis des „Rundbriefs“ in Freiburg zusammenfand, gehörte Professor Allgeier dazu. An den Beratungen und Arbeiten des Beirats der Herausgeber nahm der vielseitig interessierte und aufgeschlossene Priester regsten Anteil, nicht nur weil sein Fachgebiet ihm das nahelegte, sondern mehr noch, weil ihm die Annäherung und Versöhnung zwischen den beiden Völkern des Alten und des Neuen Gottesbundes immer ein echtes Herzensanliegen war. Wir werden seinen klugen Rat, seine vielfältigen Anregungen und seine stets bereite Mitarbeit schmerzlich vermissen. — R. i. p. K.B.

Angesichts der Krise, die Ende Mai in den deutsch-israelischen Verhandlungen zur vorübergehenden Demission von Professor Dr. Otto Böhm (und zur endgültigen seines

Stellvertreters Dr. Otto Küster) führte, traf sich am Montag, den 12. Mai, im Werthmannhaus der Kreis des Rundbriefs mit dem unseren Lesern aus Nr. 12/15 S. 42 und Nr. 16 S. 19 bekannten Sachverständigen Dr. Kurt Großmann, New-York, und richtete nach Darstellung der Verhandlungslage durch diesen das folgende Schreiben an Bundeskanzler Dr. Adenauer: „... Die Herausgeber und der unterzeichnete Freundeskreis des Freiburger Rundbriefs begrüßen Ihre Initiative, die schon fast gescheiterten Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik und Israel in letzter Stunde zu retten, und bitten Sie, im Wissen um die vordringliche sittliche Restitutionspflicht und voll tiefster Sorge um die Ehre des deutschen Volkes vor der ganzen Welt und vor uns selber inständig darum, alles zu tun, damit tatsächlich ein Angebot gemacht wird, das Ihre von allen Parteien gebilligte Erklärung vom 27. 9. 1951 nicht Lügen straft. Mit ausgezeichnetster Hochachtung gez. Univ.-Prof. Dr. Clemens Bauer, Msgr. Rektor Bockel, Dr. Karl Borgmann, Univ.-Prof. Dr. Deißler, P. Paulus Engelhardt O.P., Dr. Rupert Gießler, Msgr. Kuno Joerger, Rechtsanwalt Dr. Kopf M.d.B., P. Mauritius Schnurr OSB, Univ.-Prof. Dr. Müncker, Hans-Otto Pelser, Dr. Angela Rozumek, P. Joh. Schildenberger OSB., Karlheinz Schmidthüs, Prof. Dr. Karl Thieme, Dr. Gertrud Luckner.“

Unter dem 21. 6. 52 sagte das Bundeskanzleramt die Berücksichtigung des vorgebrachten Anliegens zu, wie sie seither so erfreulich erfolgt ist.

Am 19.—23. Mai war Prof. Karl Thieme als Gast der 'Amitié-Judéo-Chrétienne' in Paris, sprach über das gegenseitige Verhältnis zwischen Juden, Katholiken und Protestanten in Deutschland und hatte außerdem Kontakte mit Repräsentanten der Alliance Israélite Universelle, der Prêtres de Notre Dame de Sion (bz. der 'Cahiers Sioniens'), des American Jewish Committee, des Comité France-Allemagne, der Alliance Universelle pour l'Amitié Internationale par la Religion sowie der 'Revue de la Pensée Juive'.

Der Rundbrief erscheint etwa vierteljährlich im Umfang von ca. 16 Seiten. Preis der Einzel-Nummer DM 1.—, dieser Doppelnummer DM 2.— und Zustellgebühr, Folge V (Nr. 17—21) DM 4.— und Zustellgebühr. Dr. Gertrud Luckner Rundbrief Postcheck-Konto Nr. 58 000 Karlsruhe. Bezug durch die Geschäftsstelle Dr. Gertrud Luckner, Freiburg i. Br., Werthmannplatz 4, Deutscher Caritasverband. — Druck: RING Druck u. Verlag GmbH Villigen

RUNDBRIEF zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente

V. Folge 1952/53

Freiburg, Januar 1953

Nummer 19, 20

Aus dem Inhalt:

1. Das Verhältnis des katholischen Christen zu seinen jüdischen Mitmenschen. Grundgedanken des Referates auf dem Katholikentag Altötting-Passau (Arbeitsgemeinschaft 1) von J. M. Nielsen	Seite 3
2. *Der ältere Bruder. Aus der Arbeitsgemeinschaft 9 des Berliner Katholikentages „Wo ist Dein Bruder?“	Seite 7
3. „Die weiße Rose“ und die Juden. Aus „Die weiße Rose“ von Inge Scholl	Seite 7
4. a) Die Erklärung Bundeskanzlers Dr. Adenauers vom November 1952	Seite 8
b) Brief des Freiburger Rundbriefkreises an Dr. Adenauer	Seite 9
c) Appell der Aktion „Friede mit Israel“.	Seite 9
d) Brief des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit	Seite 10
5. Israel, die Bundesrepublik und die Araber	
a) Das Recht zu sühnen. Rechtsgrundsätzliches zum arabischen Einspruch gegen das Israel-Abkommen. Rundfunkrede von Rechtsanwalt Dr. Otto Küster, Stuttgart vom 17. November 1952.	Seite 11
b) Der Wiedergutmachungsvertrag und die arabischen Staaten. Rundfunksendung von Prof. Dr. Franz Böhm, Frankfurt M. vom 18. November 1952	Seite 11
Anhang: Schacht treibt private Außenpolitik.	Seite 13
c) 4000 deutsche Firmen wollen nach Israel liefern.	Seite 14
d) *Die arabischen Flüchtlinge von Kurt R. Großmann	Seite 15
e) Araber in Israel	Seite 16
f) Aus dem Brief von Dr. Lilli Simon, einer in Israel als Gymnasiallehrerin lebenden Christin.	Seite 18
6. Zur Friedens-Frage	
a) Israel und das deutsche Volk von Leo Baed	Seite 18
b) *Zuerst Wahrheit. Brief aus Jerusalem von Schalom Ben Chorin	Seite 19
7. Paulinismus und Judentum. Ein Literaturbericht von Karl Thieme	Seite 20
3) Zur geschichtlichen Sendung Israels	
8. „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk“. (Luk. 1,68.) Evangelische Adventsandacht für Radio Bremen von Pastor L. Ahne.	Seite 22
9. Echo und Aussprache:	
a) Zuschriften auf Nr. 17/18.4. (Das Judentum in den Augen junger Christen)	Seite 23
b1) Zur Friedensbitte und Ölbaumspende an Israel	Seite 23
b2) Aus Postabschnitten mit Ölbaumspenden	Seite 23
c) Der Alte Bund im Neuen. Nochmaliger Meinungsaustausch mit H.H. Prof. Meinert	Seite 23
10. Rundschau (u. a. Und nun auch geistige Wiedergutmachung!)	Seite 27
11. Kleine Nachrichten (u. a. Es hängt sehr viel davon ab)	Seite 31
12. Literaturhinweise (u. a. Léon Gloys „Le salut par les juifs“ deutsch)	Seite 33
13. Aus unserer Arbeit (u. a. Das christlich-jüdische Verhältnis auf dem Berliner Katholikentag)	Seite 36

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit * gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche Zeilenhonorar gebeten. Als Manuskript gedruckt.

1. Das Verhältnis des kathol. Christen zu seinen jüdischen Mitmenschen

Grundgedanken des Referates auf dem Katholikentag Altötting-Passau von Josef Maria Nielen

Wir freuen uns, als Dokument der Anteilnahme auch der Deutschen Katholikentage am Verhältnis zwischen Kirche und Synagoge das ausgearbeitete Referat wiedergeben zu dürfen, das Hochwürden Herr Professor Dr. J. M. Nielen auf der Altöttinger Arbeitstagung vor dem Passauer Katholikentag Anfang September 1950 gehalten hat.

Situation und Verpflichtung:

Jedes Gespräch zwischen katholischen Christen und ihren jüdischen Mitmenschen muß ein echter Dialog sein. Dialog ist kein Streitgespräch und keine Mission. Beides stünde denen schlecht an, die die Leiden der Juden in den verflossenen Jahren miterlebt und direkt oder indirekt mitverschuldet haben. Dialogisch ein gegenseitiges Verständnis anbahnen, heißt die Eigenart des Gesprächspartners ernst nehmen. Es heißt vor allem schweigend hinzuhören können und vertrauensvoll hinzuhören wollen auf das, was der in jeder Weise ernst genommene Gesprächspartner auch mir zu sagen hat. Daß in dem jüdisch-christlichen Gespräch der Partner, auf den es für den Christen dabei ankommt, weithin fehlt, ist Grund genug, auch diese Erkenntnis in jenes Tag für Tag erneuerte Bekenntnis mit hineinzunehmen, das jeder von uns ablegt; wenn er im Angesichte Gottes sein „*mea culpa, mea maxima culpa*“ spricht. Fleht der Christ im Confiteor um Verzeihung seiner Schuld, so wendet er sich um Unterstützung seiner Bitte an den Erzengel Michael, der in besonderer Weise der Schutzgeist des jüdischen Volkes ist, er wendet sich an alle Heiligen, die aus diesem Volke hervorgegangen sind. Von da aus verstärkt sich eindringlich jene dialogische Situation und Verpflichtung, die allein heute möglich ist. Für den katholischen Christen ist das Volk Israel kein Volk wie die anderen Völker, und für ihn eine jüdische Minderheit keine Minderheit wie die anderen. Diesem Volke und dieser Minderheit gegenüber wird er selbst von Gott ganz anders angesprochen, heute mehr denn je. Mit einer grundsätzlich selbstverständlichen, wenn auch praktisch oft nicht vorhandenen Humanität und Toleranz allein oder mit der frohen Begeisterung einer alle Völker und Minderheiten umfassenden „*Entente cordiale*“, einer betonten „Weltbruderschaft“, ist unserem Anliegen wenig, ist ihm vor allem nicht erschöpfend gedient. Denn es handelt sich bei diesem Anliegen nicht nur um ein allgemein menschliches, auch nicht nur um ein aus konkretem schmerzlichem Anlaß die Deutschen besonders verpflichtendes, sondern weithin um ein theologisches Problem, vor dessen Hintergrund und in dessen Tiefe allzeit das Verhältnis steht und neu zu durchdenken ist: Kirche und Israel. Damit hängt die Erfahrung zusammen, daß durch das Gespräch mit Israel innerhalb der Kirche selbst nicht nur ein lebhafteres und einsichtsvolleres Verstehen des Alten Testaments und seiner Bedeutung

für jedes theologische und christliche Denken erwacht ist, sondern daß auch jedes Bemühen um die uns von der „*una sancta*“ und in ihr gestellte innerchristliche Aufgabe durch dieses Gespräch sich klärt und stärkt. Vor allem wird unsere dialogische Situation und Verpflichtung zur theologischen im Lichte der Einheit der Heilsgeschichte, in jenem Sinne der alttestamentlichen und neutestamentlichen Schrift, wonach die Geschichte der Menschheit von der Schöpfung am Anfang der Tage bis zu ihrer Vollendung am Ende der Zeit im Angesichte Gottes geschieht. Damit bekommt das sein besonderes Gewicht, was — unter dem Aspekt der Synagoge — Israel jedem katholischen Christen zu sagen hat. Einiges davon sei hier herausgestellt.

Volk des Gottesglaubens.

Wir, die von einer bestimmten und weithin griechisch beeinflussten Philosophie herkommen, sollten dankbar anerkennen, was das bekannte Wort des großen abendländischen Christen Pascal umreißt: „Nicht der Gott der Philosophen, sondern der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs.“ Mit anderen Worten: Israel ist es, das in seinem Glauben uns das Verständnis weckt für die Aussage im Eingang des Hebräerbriefes, daß Gott gesprochen hat, früher zu vielen Malen und auf vielerlei Weise durch den Mund der Propheten zu unseren Vätern, nun aber in dieser Endzeit zu uns durch den von ihm zum Erben bestimmten Sohn. Denn nicht vor einen kalten und abstrakten philosophischen Begriff über das Göttliche, sondern vor den persönlichen Gott der Offenbarung, den Gott des Lebens und der Liebe, stellt uns der Glaube Israels. Der Unbekannte gibt sich Israel zu erkennen, offenbart Israel seinen heiligen Namen, offenbart sich ihm durch sein Wort, das Antwort will und ermöglicht. „Ihr wißt nicht, was ihr anbetet, wir aber wissen es“, sagt Jesus zur Samariterin (Jo 4, 22).

An diesen Gott der Offenbarung bindet sich der Glaube Israels, als an seinen Herrn. Schon der Name „Israel“ kündigt aller Welt: Gott herrscht. Jahwe ist der König, das ist die Theologie und Anthropologie Israels. Seine Theologie. Denn Gott ist, und ist für Israel da in souveräner Freiheit, wann, wo und wie er da sein will. Dazu ist Israel ausersehen worden, um dieses Sein und Dasein Gottes zu offenbaren und gegenüber aller Macht und allen Mächten eines wie immer gearteten Götzentums festzuhalten. Ich bin der Herr, Dein Gott. Hier gründet Israels Anthropologie. Denn Gottes „Herrlichkeit“ ist beides in eins: Königtum Gottes als Macht seiner Herrschaft über den Menschen — aber zugleich auch vom Menschen her die dankbare Freude des von Gott Erwählten und Berufenen, an dieser Herrschaft im Dienste echter Partnerschaft teilzuhaben. Darauf beruht der Bund Gottes mit Israel. Dieser Bund ist errichtet auf

der Grundtatsache von Herrschaft und Dienst. Diesen Dienst leisten kann das Volk, weil sein Herr es dazu ausersehen hat, der ganzen Erde, die sein ist, seinen Willen zu übermitteln, jenen Willen, den Israel selber als „Knecht Gottes“ in der ganzen Breite und Tiefe seines Lebens zu erfüllen hat. Mit dieser Weihe und in diesem Dienst muß Israel seine Erwählung, das unter allen Völkern zu sein, was es sein soll, verwirklichen.

Auch der Dekalog ist Offenbarung, ist Verwirklichung der Herrschaft Gottes. Israel kennt nicht die stoische Gleichschaltung von Natur, Vernunft, Gott, die Gleichsetzung also noch nicht von: secundum naturam oder rationem oder Deum vivere. Israel lebt von seinem Glauben. Dieser Glaube verlangt das jeweilige Sichbewähren in allen Bedingtheiten des konkreten, des alltäglichen Lebens. Das Wegschweifenwollen in die Unverbindlichkeit idealistischer oder moralistischer Allgemeinheiten, statt in dieser Stunde, gegenüber allen menschlichen Auffassungen und Ausflüchten Gott allein Gehorsam zu sein, ist die stete Versuchung Israels. Ihr nicht zu erliegen, sondern nach dem Vorbild Abrahams jeden Augenblick bereit zu sein, dem Rufe Gottes sich zu stellen und im Gehorsam des Glaubens ihm standzuhalten, ist die Berufung Israels in allen Weisen und Weisungen Gottes. Im Dekalog Israels ruhen die Grundsätze des Gemeinschaftslebens unter der Gottesherrschaft. Hier sagt Jahwe den zu Israel verbundenen Stämmen, was jeder einzelne Mensch in Israel zu tun und zu lassen hat, damit das, was soll, zustande kommen kann, *ein Volk, ein heiliges Volk*, Gottes Volk. Zugleich liegt in dem einzigen Herrsein seines Schöpfergottes aber auch jenes Verhältnis begründet, das Israel — wiederum in der Einzigartigkeit seines Gottesglaubens und im Gegensatz zu allem Götzentum und aller Vergottung mit jedem Menschen verbindet, mit den Schwachen und Unterdrückten zumal, den Rechtlosen, den Witwen und Waisen, den Sklaven, den Fremdlingen, den Beisassen. Israel kennt das eine Gesetzte, und das darum von Gott Verordnete, das dies alles zusammenfaßt: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein Herr. Du sollst den Herrn Deinen Gott lieben. Du sollst den Nächsten lieben, Dir gleich.“ In allem zu leben aus dem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt, das ist die Erwählung Israels aus seinem ganzen Ernst mit all seiner Freude und all seinem Leid. Wort Gottes und Last Gottes.

Ecclesia orans:

Wer die Geschichte des Betens kennt, weiß was der prophetischen Frömmigkeit Israels, was seinen Psalmen und Liedern zu verdanken ist. Und wer der Geschichte der Liturgie, das ist des öffentlichen und feierlichen Gottesdienstes nachgeht, der weiß, was hier wiederum wir alle dem Tempel und den Synagogen Israels, was wir seiner heiligen und apokryphen Literatur bis in unsere Tage hinein schuldig sind, und — um auch das hier anzumerken — was für ein erschütterndes Leid und Weh jeder Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte jüdischen Herzen bedeuten muß. Jesu Hochschätzung des Tempels als des Hauses Gottes, sein und seiner Jünger Verhältnis zum synagogalen Gottesdienst sind ebenso bekannt wie der Einfluß der Synagoge mit ihrer Schriftlesung, ihren Gebeten und Gesängen als Stätte eines geistigen, eines opferlosen Gottesdienstes auf die heidnische Umwelt in der jüdischen Diaspora. Auch der gegenwärtige Gottesdienst der christlichen Kirchen ist ohne das geschichtliche Erbe

aus dem Judentum nicht denkbar. Der Name großer jüdischer Festtage, auch wenn sie für uns nicht ohne neuen, erfüllten Inhalt sind, wie Ostern und Pfingsten, lebt in der christlichen Überlieferung weiter. Vieles was den frommen Juden der Sabbat bedeutete und bedeutet, ist in unsere Auffassung und Feier des Sonntags eingegangen. Paschamahl und Herrenmahl, Mannaerinnerungen und Lebensbrot, Wasser-, Licht- und Segenskelchsymbolik, die Gewohnheit der Juden, ausführliche Dankgebete zu sprechen bei Speis und Trank, Segenswünsche und Segensgrüße, gewisse feststehende Formeln der gottesdienstlichen Gebete, wie Amen, Alleluja, die Doxologien und anderes, leben im sonntäglichen Gottesdienste und darüber hinaus auch im alltäglichen Gottdiensten der Christen weiter. Besonders aber ist es neben dem Beten von Psalmen, Hymnen und Liedern die gemeinsame Schriftlesung, die wir vom jüdischen Gottesdienst übernommen haben. Es war die Heilige Schrift des Alten Testaments, aus der und in der Jesus und die ersten Zeugen seiner Verkündigung lehrten und lebten. Sie meinte Paulus, wenn er seinem Lieblingsschüler schreibt: „Du weißt, von wem du gelernt hast, der du von Kind auf die Heiligen Schriften kennst, die von Gott gegeben sind, damit der Mensch vollkommen sei, ausgerüstet zu jedem guten Werk.“ Es ist das Verdienst jüdischer Gelehrter der Heiligen Schrift des Alten Testaments jenes griechische Sprachgewand gegeben zu haben, das sie zu dem Buche der Weltliteratur, zur Bibel umwandelte. Aber der Dienst der damit der Welt erwiesen wurde, — auch wenn deren Bewohner in allen Ländern es kaum noch wissen, welchen Reichtum in ihrer Dichtung und Sprache, in ihrem Gedankengut, ihrer Bildwelt, in ihrem Brauchtum, in ihrer Kunst sie einzig und allein der Bibel verdanken — sollte die Kirche nie vergessen lassen, was sie selbst jener griechischen Übersetzung der alttestamentlichen Schrift schuldig ist, von der neutestamentlichen an bis in die letzten Ausgänge der Väterliteratur. Noch lange spricht die alte Kirche die Sprache Israels und seiner heiligen Schriften. Beispiele anzuführen aus dem Neuen Testament, dessen Grundwahrheiten, Grundforderungen und sprachliche Formulierungen auf das griechische Alte Testament zurückweisen, erübrigt sich. Selbst da, wo von einem neuen Anfang die Rede ist, und das alte als vergangen überboten wird, ist die gedankliche Anknüpfung oft, die sprachliche mit wenigen Ausnahmen fast immer beibehalten.

Vielleicht darf hier, wo wir von der ecclesia orans ausgingen, noch ein Wort eingeschaltet werden, das sich uns bei allen Gedankengängen nicht nur über die liturgische Erbfolge, sondern auch gerade im Verhältnis von Kirche und Schrift nahelegt. Sprechen wir von der Tradition, näherhin heute auch wieder besonders darüber, warum unser christliches und theologisches Bemühen sich wieder stärker der Theologie der Väter und den von ihnen uns überlieferten Schriften, Liturgien und Auffassungen zuwendet, so sollten wir ein Doppeltes nicht vergessen. Einmal nicht, daß die „Überlieferungen“ der Alten, daß Israels Weisheit der Väter- und Rabbinensprüche, daß das „Wisse die Wege“ heiliger, jüdischer Lehrer und Vorbilder Pate gestanden sind bei der Bildung und Betonung christlicher Tradition. Und zweitens nicht, daß die außerbiblische jüdische Frömmigkeit uns ein Schrifttum geschenkt hat und schenkt, daß vielfach mit einer gleichwertigen Ehrfurcht von uns betrachtet werden kann, die den großen Hieronymus veranlaßte, die jüdischen Apokry-

phen und Pseudepigraphen in der hellenistischen Zeit als Epiloge zu den Propheten und als Prologe zu den Evangelien zu bezeichnen.

Die Kirche als das wahre Israel:

Wir kennen die erstaunte Frage, die in Justins bekanntem Dialog der Jude Tryphon an die Christen stellt: „Wie, Ihr seid Israel?“ eine Frage, die Justin Veranlassung gibt, noch einmal diese seine Auffassung zu rechtfertigen. Aber diese Auffassung ist keine Sondermeinung Justins. Wie Augustins Wort: „ecclesia antiqua res est“ bis in die jüdischen und heidnischen Urzeiten hinabführt, so nimmt Eusebius, Meinungen seiner Vorgänger zusammenfassend, im ersten Band seiner Kirchengeschichte alle Gott wohlgefälligen Männer und Frauen in Israel für das Christentum in Anspruch. Für ihn scheint das eine Erhärtung der Tatsache, „daß wir, die wir uns Christen nennen, ein und dieselbe Lebensweise, ein und dieselbe Art der Gottesverehrung haben, wie die geliebten Männer der Vorzeit“. Eusebius glaubt damit den Beweis erbracht zu haben, „daß die von Christus gelehrt vollkommene Gottesverehrung keine neue und fremde sei, sondern die erste, einzige und wahre.“

Die neutestamentliche Schrift ist in ihrer Ganzheit ein Bericht darüber, wie die Apostelgeschichte sich ausdrückt, daß Gott zur Erfüllung gebracht hat, was er durch den Mund aller Propheten vorherverkündigt hat (3, 18). Die gleiche Auffassung vertritt das eigenartigste Schriftstück, das wir heute im corpus des NT haben, im besten Griechisch geschrieben, und das wegen des Eindrucks, den es auf die Christen des 2. Jahrhunderts machte, seit der Zeit „Brief an die Hebräer“ genannt wird. Schon der Eingangssatz ist hier richtungsweisend, wonach der gleiche Gott der Offenbarung es ist, der früher zu den Vätern durch die Propheten gesprochen, und dasselbe jetzt in der Endzeit uns durch seinen Sohn enthüllt hat.

Solche Gedankengänge und Wahrheiten schließen die verpflichtende Erkenntnis in sich, daß der in seiner Gesamt-Offenbarung den Menschen anredende Gott die Christen wie an Christus, so in ihm zugleich an die alte Schrift bindet. Gleichzeitig bindet er sie damit als eine neue Schöpfung, als echte Abrahamskinder (Röm. 4, 11 f. vgl. Mt. 3, 9) an den Stammvater der Verheißung, in dem alle Heidenvölker gesegnet werden sollen (Gal 3, 6—9). So weist er uns Kinder der Verheißung wie Isaak (Gal 4, 29), zugleich auf das Vorbild des Hinhorchens auf seine Weisung hin und des ihr Gehorchens, auf das Exemplum jedweden Glaubensgehorsams, an unseren Patriarchen Abraham und durch ihn an alle, die wie er, unsere Väter sind (1 Kor 10, 1—6). Die „katholischen“ Briefe des NT verraten es nicht nur in ihren Überschriften (Jak 1, 1; 1. P. 1, 1), daß nach ihrer Auffassung die Christen Erben des Zwölfstämme-Volkes sind. In solcher Erkenntnis, aber auch in solcher Verpflichtung wurzelt das neutestamentlich begründete Wort von der Kirche als dem wahren Israel. Es ist auffällig, wie immer noch die Kirche — um nur an diesem Beispiel das Gesagte zu erläutern — in den Gebeten und Weihungen, den Segnungen und Salbungen, den Sakramenten und Geschehnissen ihrer Liturgie ganz und gar in die Sprache und die Symbolik des Alten Testamentes eintaucht. Denken wir etwa nur an den kirchlichen Initiationsritus der feierlichen Taufspendung in der Osternacht mit den Prophetien und Lesungen und der Taufwasserweihe, wo diese Verbindung mit dem AT hell aufleuchtet.

Bezeichnend daß hier, wo ein mündiger Mensch, aus göttlicher Zeugung und menschlichem Erzeugnis, aus beidem zugleich, Zeichen einer echten Partnerschaft des Berufenwerdens und der Nachfolge — der Kirche als echtes Glied inkorporiert wird, diese sich ihm in unvergeßlicher Symbolik und Sprache als das wahre Israel darstellt. Wo immer die betende, weihe, verwandelnde Kirche ihrer Bestimmung „ut consecraretur mundus“ nachkommt, wo sie mit dem frommen Judentum den ersten Glaubensartikel, das Bekenntnis zum Schöpfer Himmels und der Erde, auch in jedweder Neuschöpfung festhält, dort vor allem auch, wo die Kirche vom und zum Menschen spricht, dessen Bild bei ihr Züge aufweist, die auch dem biblisch orientierten Israeliten vertraut sind, wo immer endlich sie in ihrer Sprache fürbittend nicht nur die „rebellantes Judaei“ erwähnt, sondern erst recht unserer, der Christen, „nutantia corda“, ja unserer „rebelles voluntates“ gedenkt, immer stellt sie uns damit letztthin vor den Gott, der allein alles schafft oder durch sein belebendes Pneuma erneuert, hier und in vielem anderen ihres Betens und Tuns sich erweisend als die dankbare Erbin und Hüterin Israels.

In der vom Judentum den Christen überlieferten Vorstellung von Jerusalem als der heiligen Stadt verdichtet sich vieles, was mit der bildhaften Aussage von der Kirche als dem wahren Israel inhaltlich gemeint ist. Das hängt zunächst damit zusammen, daß auch in der Zeit des NT Jerusalem anfangs der Ort der Heilsgeschichte bleibt. Der Bericht über die Sendung der Taten der Apostel beginnt mit dem Auftrag des Herrn an sie, Jerusalem nicht zu verlassen, bis die Verheißungen Gottes sich erfüllt haben, die die ihnen zugedachte Weltaufgabe erst ermöglichen. So wird Jerusalem Ort des Pfingstereignisses, Ausgangspunkt und lange Zeit Zentrum der christlichen Missionstätigkeit. Auch was Kreuz und Glorie ihres Herrn bedeutet, knüpft sich für die ersten Christen weithin an Jerusalem. Darunter vor allem jene Beziehung zwischen Kreuz und Judentum, die später in unbiblicher Weise zu einer einseitigen Schuldbelastung für die Juden und zur Begründung frevelhafter Prozesse und Exzesse gegen sie führte. Die Beziehung der Juden in Jerusalem zum Kreuzestod des Herrn hat hier jene einzig eines Christen würdige Darlegung in der Petrusrede am Pfingsttag gefunden, wonach die Auslieferung Jesu an die Heiden, die durch ihre Kreuzigung ihn aus dem Weg geschafft haben, auf feststehenden göttlichen Ratschluß und Vorherwissen zurückgeführt wird (Apg 2, 23), während den jüdischen Brüdern mit Bestimmtheit gesagt wird, daß sie, wie ihre Vorsteher, aus Unwissenheit gehandelt haben, Gott aber so erfüllt habe, was er durch die Propheten vorausgesagt, daß nämlich Christus zu leiden berufen sei. (3, 17—18). Geht an dieser Stelle der biblische Text, wie so oft, zu einer eschatologischen Betrachtung über „auf die Zeit der Wiederherstellung aller Dinge“, so knüpft sich auch diese christliche Grundhoffnung der Parusie an die bildhafte Vorstellung vom neuen Jerusalem. Jerusalem bleibt in der Kirche die Sehnsucht aller auf den Herrn Wartenden und zu seiner Stadt Pilgernden. Als Symbol der Neuschöpfung und Neuordnung ist Jerusalem auch für die Kirche Symbol für die Erwählung. Brautsymbol des seine Braut mit ewiger Liebe umfassenden und heimführenden Gottkönigs. So schaut das letzte Buch der Heiligen Schrift der Christen, die „Offenbarung“, das eintertierte neue Jerusalem. Von den Gesängen, Liedern und Akklamationen der

Apokalypse auf dieses Jerusalem sind viele Visionen der Väter, sind Hymnen der Kirche und manche Lieder der Christenheit bestimmt worden; immer lebt darin die Hoffnung fort, daß das alte Jerusalem einmal das neue sein wird. Gelten *diesem* Jerusalem die Verheißungsworte Gottes, daß ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen werde, daß neue Schöpfung sein wird, so ist es damit zugleich der ihm anvertrauten Verheißung sicher. Denn auch hier gilt, daß die Untreue der Braut und alle Unehre die man ihr antut, die Treue Gottes nimmermehr zunichte macht. (Röm 3, 2)

*Das zugleich grundlegend erste
und entscheidend letzte Wort
eines Christen an Christen über Israel.*

Wie der ganze Römerbrief Gottes gerechtes Heilswalten darlegt, so zeigen die Kapitel 9—11 dieser neutestamentlichen Schrift, daß Gott, der sich selbst treu bleibt, damit auch seinem Verhältnis zu Israel und der ihm gegebenen Verheißung treu bleibt. Die Ausführungen dieses Abschnittes des Römerbriefes kommen mehr als andere aus dem liebenden Herzen des Apostels, der versichert, daß er um seine Brüder große Trauer trage und unaufhörlichen Kummer. Wünscht er doch, selbst „von Christus getrennt zu werden um seiner Brüder willen, die dem Fleische nach ihm stammverwandt sind. (Röm 9, 3). Zugleich kommen die Ausführungen an dieser Stelle aus der Erkenntnis und Anerkennung der besonderen Vorzüge, die dem Volke Israel eigen sind. Und zwar eigen sind nicht auf Grund angeborener oder erworbener glückhafter Eigenarten, sondern einzig auf Grund der besonderen Wahl Gottes, die auch Paulus nicht aufheben kann und darf. Denn „sie sind Israeliten; ihnen gehört die Sohnschaft, Gottes Herrlichkeit, mit ihnen hat Gott die verschiedenen Bünde geschlossen, ihnen gelten seine Gesetzgebung, der Gottesdienst, die Verheißungen; ihnen gehören die Väter an, von denen Christus dem Fleische nach stammt.“ (Röm 9, 4). Anschließend werden Wahl und Walten Gottes, des bis zum Telos alles Vollendenden, sowie das allezeit und unbedingt geltende Recht göttlichen Heilrathschlusses an einzelnen Beispielen im geschichtlichen Heilsvollzug exemplifiziert (9, 6—29). In diesem Zusammenhang wird weiter festgestellt, was unter diesem heilsgeschichtlichen Aspekt jener „Heilige Rest“ bedeutet, der, stellvertretend für ganz Israel, den Auftrag Gottes erfüllt, nämlich jenen Auftrag göttlicher Liebeswahl, daß Israel das seinem Herrn und König geweihte Volk bleibt. (9, 27—30). Soweit dieses Israel, verglichen mit den Heiden, die gar nicht auf das rechte Leben aus waren, aber nun doch das „Gerechtessein aus dem Glauben“ erlangten, „Schuld“ hat, besteht diese darin, daß es nicht immer und jeweils aus dem Glauben lebte zu der Gerechtigkeit hin, die Gott schafft, aber eigenes Wollen und Bestimmen, trotz allen Eifers für Gott, nicht herstellen kann. Man muß sich lebensmäßig, auf sein Heil hin, Gott unterwerfen, der den, den er anruft, zum Gehorsam ruft,

und den, den er erwählt, restlos anfordert (9, 30 bis 10, 21).

Dieser Schuld werden auch die Christen erliegen, wenn sie ihr Heil anders erstreben, als in dem jeweiligen Leben aus dem Glauben. Sie haben keinen Grund, sich über Israel zu erheben, oder mit ihm zu rechten. Das ist die oft übersehene Mahnung, die allen paulinischen Aussagen im 11. Kapitel des Römerbriefes zugrunde liegt. Hier wird die These aufgestellt, und mit glühendem Herzen verfochten: „Gott hat sein Volk, das er erwählt hat, nicht verstoßen“. Im Gegenteil, gerade an Israel erweist sich und zwar nicht nur für Israel selbst, sondern durch es wiederum stellvertretend auch für die Heiden, daß allein Gottes wunderbares und geheimnisvolles Heilswalten, das keine menschliche Kraft ergründen kann, maßgebend und richtungsweisend ist. Sein hoheitsvolles Erbarmen allein erreicht sein Heilsziel auch für ganz Israel. Denn unwiderruflich sind Gottes Heilsplan, Gnadengeschenk und Anruf, seine Güte und seine Strenge. In diesem Kapitel stehen Sätze, die jenen und jeden Heidenchristen verstummen machen, der den traurigen Mut aufbrächte, gegen seinen älteren Bruder Vorwürfe irgendwelcher Art zu erheben, dem allein er es gutschreiben hat, daß der Vater ihn, den Jünger, in Liebe aufgenommen. Denn hier sagt Paulus (mit messianisch eschatologischer Ausrichtung) von den Christen, die aus dem Heidentum kommen: Wie ihr einst Gott nicht gehorcht, aber Erbarmen gefunden habt, durch den Ungehorsam der Juden, so sind auch diese jetzt Gott ungehorsam (faktisch, nicht bösen Willens), während ihr Erbarmen gefunden, damit auch sie jetzt Erbarmung finden sollen (11, 30). Und selbst dieser Ungehorsam ist ja als eine Teilverhärtung über Israel gekommen ist bis daß die Vollzahl der Heiden eingegangen ist. Dann wird Israel sein Heil erlangen (11, 26). Nur um eurer willen, so heißt es hier, sind sie im Hinblick auf das euch geschenkte Evangelium in ihrer Stellung zu dieser Heilsbotschaft, wovon ihr den Vorteil habt, Feinde, im Hinblick auf die Erwählung aber, nach Gottes ursprünglicher Absicht, sind sie um der Väter willen Gottes Lieblinge (11, 28—29).

In der Betrachtung des Römerbriefes über Gottes wirksames und unwirksames Heilswalten — letzteres in dem Sinne, daß das erwählte Heilsvolk in seiner Glaubenslosigkeit dem Evangelium gegenüber nach Pauli Auffassung aus der Verbindung mit Gott herausgetreten ist — stellte sich der ersten Christenheit eine Frage, unter der sie gelitten hat. Paulus versucht ihrer Lösung im Briefe nach Rom näherzukommen in Richtung seiner Überzeugung: „Gott hat alle, Heiden und Juden, in den Ungehorsam eingeschlossen, damit er sich aller erbarme“ (11, 32). Sein und unser Trost in dem Leid um das Verhältnis von Israel und Kirche ist das geduldige Erbarmen, ist die große Liebe unseres Gottes zu uns allen. Es ist nur so, wie der Barnabasbrief meint, daß Gott Israel über alle Maßen geliebt hat (5, 9), sondern daß er es, wie Paulus sagt, immer liebt, daß seine Liebe zu ihm nie aufhört.

RUPERT VON DEUTZ an den 'getrennten Bruder':

„Ich für mein Teil schmähe dich nicht, sondern bringe dir wie ein Bruder die Worte der Wahrheit nahe . . . Ich und du, wir sind ja jene beiden Söhne; denn ein Gott hat uns geschaffen, ein Adam uns beide erzeugt.“

(Aus dem 'Annulus' MPL 170, 578)

2. Der ältere Bruder

(Kurzreferat von Prof. Dr. Karl Thieme aus Arbeitsgemeinschaft 9 des Berliner Katholikentages:
„Wo ist Dein Bruder?“)

Wir alle kennen das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das uns der Evangelist Lukas (15, 11—32) überliefert hat. Seit der Väterzeit ist es anerkannt, daß mit dem Verlorenen, der die Schweine hütet, in besonderer Weise der Heide gemeint ist, der vor dem gesetzlich unreinen Schweinefleisch als Speise nicht zurückschreckt; mit dem älteren Bruder aber, der sich auf seine Gesetzeserfüllung beruft, ist eben so deutlich der Jude gemeint, der sich nicht mit dem ins Haus des göttlichen Vaters heimgekehrten Heiden an den Tisch des Herrn setzen mag.

Fast unbeachtet jedoch blieb von der Christenheit das Wort des Vaters zu diesem älteren Bruder des Verlorenen: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles das Meinige ist dein!“ Was aber hier im Gleichnis von unserm Herrn selbst im Hinblick auf den Juden gemeint ist, das spricht Gottes Wort durch St. Paulus ganz unverhüllt im Römerbrief aus, wo er über die noch von ihrem Herrn und Heiland getrennten Juden klagt, „die da *sind* Israeliten, deren die Annahme an Sohnesstatt *ist*, und die Herrlichkeit und die Bundesvermächtnisse und die Gesetzgebung und der Gottesdienst und die Verheißungen, deren die Väter (sind) und aus denen der Messias (ist), dem Fleische nach, der da ist über allem, Gott hochgelobt in Ewigkeit Amen.“ In demselben Mittelstück des Römerbriefs, zu dessen Auftakt diese Feststellungen gehören (9, 4 f.), verkündet am Abschluß Paulus das ‚Mysterium‘, es sei „dem Israel eine Teilverhärtung geschehen, bis daß die Fülle der Heiden eingetreten sei und so ganz Israel gerettet werden wird.“ (11, 25 f.) Fragen wir: Wie denn? —, dann finden wir die Antwort wieder in demselben Zusammenhang, nämlich da, wo Paulus erklärt hat, er wolle seine *Diakonia* unter den Heiden verherrlichen, um dadurch die Juden zu heilsamer Eifersucht zu reizen und so das Werk der Rettung an ihnen einzuleiten (11, 14 f.), sowie an den weiteren Stellen der Apostelgeschichte (11, 29 f.; 20, 4, 22 ff; 21, 19; 24, 17) und der *Paulusbriefe* (Röm. 15, 26 ff; 1. Kor. 16, 1 ff; 2. Kor. 8-9; Gal. 2, 10), aus denen hervorgeht, daß es die Großzügigkeit der apostolisch verordneten Dankesspende der Heidenchristen nach Jerusalem für die von dort empfangenen geistlichen Güter ist, was in erster Linie unter der Verherrlichung der Paulusdiakonie zu verstehen ist. Dieses Tatzeugnis der Verbundenheit des Neuen Gottesvolkes mit dem Alten ist die überwiegend aus

Heidenvölkern rekrutierte Christenheit der Judentum seit jener Martyriumsreise Pauli nach Jerusalem fast 1900 Jahre hindurch schuldig geblieben; aber im Erwägen der Konsequenzen der von uns allen miterlebten heilsgeschichtlich ersten gemeinsamen Verfolgung von Juden und Christen durch ein entfesseltes postchristliches Neuheidentum ist sich zunächst einmal ein winziger Vortrupp in der Christenheit dieser unbeglichenen Schuld bewußt geworden und hat sich zu fragen begonnen, in welcher Form wir hier und heute die uns von Gottes Wort gebotene Diakonie an Jerusalem leisten können.

Ohne auf diese Frage schon im einzelnen näher eingehen zu können, dürfen wir den Ausblick, den ihre gewissenhafte Beantwortung eröffnet, vielleicht durch eine Fortsetzung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn und seinem älteren Bruder andeuten: Auf des Vaters inständige Einladung zum Freudenmahl für den heimgekehrten verlorenen Bruder gab der ältere Sohn keine Antwort, sondern er ging hin und vermauerte die Tür zwischen den ihm vom Vater zugewiesenen Wohnräumen und den übrigen des Gehöfts, zäunte einen Teil der Felder ab und mied inskünftig das gesamte übrige Gelände. Beide Brüder heirateten und hausten nebeneinander; aber die Fremdheit zwischen ihnen wurde immer mehr zu gehässiger Feindschaft. Und da die Sippe des einst Verlorenen weit stärker anwuchs, als die des Älteren, zog sich diese stets scheuer zurück; jene aber vergaß allmählich das Verwandtschaftsverhältnis und kannte zuletzt nur noch Verachtung für die andern, die sie mit dem Stammvater völlig verfeindet hielt. — So kam es, daß eines Tages der jüngste Sohn des Verlorengewesenen einen der kleinen Vettern, von denen er so viel Böses gehört, in einem blinden Wutanfall erschlug — wie einst Kain den Abel.

Der greise Vater erhob sich bei dieser Nachricht, trat in die Tür des Hauses und rief mit lauter Stimme: *Wo ist dein Bruder?* — Da ging ein Schauer durch die Sippe des einst Verlorenen; sie kehrte um, begann durch Liebe um die Liebe ihrer getrennten Brüder zu werben; und am Ende der Tage versöhnte sich die ganze Familie und vereinte sich zu dem vollkommenen Freudenmahl, welches kein Ende nimmt in alle Ewigkeit. Amen.

3. „Die weiße Rose“ und die Juden

In ihrem Bericht über die Münchener Studenten-Widerstandsbewegung „Die weiße Rose“ (vgl. unten S. 34) erwähnt Inge Scholl an drei Stellen ihre Reaktion und die ihrer später hingerichteten Geschwister auf Hitlers „Lösung der Judenfrage“. Wir geben im folgenden diese Dokumente unverbildeten Gewissens bester deutscher Jugend im wesentlichen ungekürzt wieder.

a) Inge Scholl im BDM . . . „Wir glaubten Mitglieder einer großen, wohlgegliederten Organisation zu sein, die alle umfaßte und jeden würdigte, vom zehnjährigen Jungen bis zum erwachsenen Mann. Wir fühlten uns beteiligt an einem Prozeß, an einer

Bewegung, die aus der Masse Volk schuf. Manches, was uns anödete oder einen schalen Geschmack verursachte, würde sich schon geben, — so glaubten wir. Einmal sagte eine fünfzehnjährige Kameradin im Zelt, als wir uns nach einer langen Radtour unter einem weiten Sternenhimmel zur Ruhe gelegt hatten, ziemlich unvermittelt: „Alles wäre so schön, — nur die Sache mit den Juden, die will mir nicht hinunter.“ Die Führerin sagte, daß Hitler schon wisse, was er tue und man müsse um der großen Sache willen manches Schwere und Unbegreifliche akzeptieren. Das Mädchen jedoch war mit dieser

Antwort nie ganz zufrieden, andere stimmten ihr bei, und man hörte plötzlich die Elternhäuser aus ihnen reden..." (S. 12)

b) *Hans Scholl im Osten*... Sie hatten während des Transportes an einer polnischen Station einige Minuten Aufenthalt gehabt. Am Bahndamm sah er junge Frauen und Mädchen gebückt, die mit Eisenhacken in den Händen schwere Männerarbeit taten. Sie trugen den gelben Zionsstern an der Brust. Hans schwang sich aus dem Fenster seines Wagens und ging auf die Frauen zu. Die erste in der Reihe war ein junges, abgezeichnetes Mädchen, mit schmalen Händen und einem schönen, intelligenten Gesicht, in dem eine unsägliche Trauer stand. Hatte er denn nichts bei sich, was er ihr schenken konnte? Da fiel ihm seine „Eiserne Ration“ ein, ein Gemisch von Schokolade, Weinbeeren und Nüssen, und er steckte es ihr zu. Das Mädchen bückte sich blitzschnell und warf es ihm mit einer gehetzten, aber unendlich stolzen Gebärde vor die Füße. Er hob es auf, lächelte ihr ins Gesicht und sagte: „Ich hätte Ihnen so gern eine kleine Freude gemacht.“ Dann bückte er sich, pflückte eine Margerite und legte sie ihr samt Päckchen mit einer leichten Verneigung zu Füßen. Aber schon rollte der Zug an, und mit ein paar langen Sätzen sprang Hans auf. Vom Fenster aus sah er, daß das Mädchen dastand und dem Zug nachblickte, die weiße Margerite im Haar.“ (S. 48 f.)

c) *Aus dem zweiten Flugblatt der „weißen Rose“ (Frühjahr 1942)*

„Nicht über die Judenfrage wollen wir in diesem Blatte schreiben, keine Verteidigungsrede verfassen — nein, nur als Beispiel wollen wir die Tatsache kurz anführen, die Tatsache, daß seit der Eroberung Polens drei hunderttausend Juden in diesem Land auf bestialischste Art ermordet worden sind. Hier sehen wir das fürchterlichste Verbrechen an der Würde des Menschen, ein Verbrechen, dem sich kein ähnliches in der ganzen Menschheitsgeschichte an die Seite stellen kann. Auch die Juden sind doch Menschen — man mag sich zur Judenfrage stellen wie man will —, und an Menschen wurde solches verübt. Vielleicht sagt jemand, die Juden hätten ein solches Schicksal verdient; diese Behauptung wäre eine ungeheure Anmaßung; aber ange-

nommen, es sagte jemand dies, wie stellt er sich zu der Tatsache, daß die gesamte polnische adelige Jugend vernichtet worden ist (gebe Gott, daß sie es noch nicht ist!)? Auf welche Art, fragen Sie, ist solches geschehen? Alle männlichen Sproßlinge aus adeligen Geschlechtern zwischen 15 und 20 Jahren wurden in Konzentrationslager nach Deutschland zu Zwangsarbeit, alle Mädchen gleichen Alters nach Norwegen in die Bordelle der SS verschleppt. Wozu wir Ihnen dies alles erzählen, da sie es schon selber wissen, wenn nicht diese, dann andere gleich schwere Verbrechen des fürchterlichen Untermenschentums? Weil hier eine Frage berührt wird, die uns alle zutiefst angeht und allen zu denken geben muß. Warum verhält sich das deutsche Volk angesichts all dieser scheußlichsten, menschenunwürdigsten Verbrechen so apathisch? Kaum irgend jemand macht sich Gedanken darüber. Die Tatsache wird als solche hingenommen und ad acta gelegt. Und wieder schläft das deutsche Volk in seinem stumpfen, blöden Schlaf weiter und gibt diesen faschistischen Verbrechern Mut und Gelegenheit, weiter zu wüten und diese tun es. Sollte dies ein Zeichen dafür sein, daß die Deutschen in ihren primitivsten menschlichsten Gefühlen verroht sind, daß keine Saite in ihnen schrill aufschreit im Angesichte solcher Taten, daß sie in einen tödlichen Schlaf versunken sind, aus dem es kein Erwachen mehr gibt, nie, niemals? Es scheint so und ist es bestimmt, wenn der Deutsche nicht endlich aus dieser Dumpfheit auffährt, wenn er nicht protestiert, wo immer er nur kann gegen diese Verbrecherclique, wenn er mit diesen Hunderttausenden von Opfern nicht mitleidet. Und nicht nur Mitleid muß er empfinden, nein, noch viel mehr: *Mitschuld*. Denn er gibt durch sein apathisches Verhalten diesen dunklen Menschen erst die Möglichkeit, so zu handeln, er leidet diese „Regierung“, die eine so unendliche Schuld auf sich geladen hat, ja, er ist doch selbst schuld daran, daß sie überhaupt entstehen konnte! Ein jeder will sich von einer solchen Mitschuld freisprechen, ein jeder tut es und schläft dann wieder mit ruhigstem, bestem Gewissen. Aber er kann sich nicht freisprechen, ein jeder ist *schuldig, schuldig, schuldig!* (S. 91—93).“ (Aus Inge Scholl: *Die weiße Rose*. Verlag der Frankfurter Hefte. 1952).

4. a) Die Erklärung Bundeskanzlers Dr. Adenauers vom November 1952

Abkommen mit Israel wird unter allen Umständen realisiert

Am 12. November 1952 gab Dr. Adenauer die Erklärung ab, daß die Bundesregierung am Israel-Abkommen festhalten wird. „Ich habe das Abkommen unterzeichnet und stehe zu meinem Wort.“ Ein arabischer Boykott könne nur allen Beteiligten schaden und sei außerdem politisch wirkungslos. Die Bundesrepublik habe den ehrlichen Wunsch nach friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den arabischen Staaten. Bei den Verhandlungen mit Israel seien die arabischen Belange auch keineswegs vergessen worden. „Aber wir konnten nicht anders handeln als wir gehandelt haben.“ Zur Wiedergutmachung habe nichts mehr gezwungen als die *Forderung des eigenen Gewissens*. Es wäre beschämend, in diesem Entschluß schwankend zu werden, nur weil wirtschaftliche Nachteile angedroht würden. „Es gibt Höheres als gute Geschäfte; denn wir wollen ein anderes Deutschland als das Deutschland Hitlers.“ Es sei zu hoffen, daß das deutsche Volk, insbesondere die deutsche Wirtschaft sich dieser

Einsicht nicht verschließen werde. Den arabischen Vorwurf der Neutralitätsverletzung könne man nicht gelten lassen. Deutschland greife nicht in den arabisch-israelischen Konflikt ein, weil keine kriegswichtigen Güter nach Israel geliefert würden. Dafür seien den arabischen Staaten umfassende Garantien angeboten worden. Für ein wirtschaftliches Gleichgewicht wäre es am nützlichsten, wenn die arabischen Staaten entsprechende Handelsabkommen mit der Bundesrepublik abschließen. Die arabischen Staaten wollten umfangreiche Aufbaupläne verwirklichen, und die Bundesrepublik sei in der Lage durch Materiallieferungen und durch deutsche Ingenieure und Fachpersonal an Ort und Stelle zu helfen. Die arabische Liga sei über diese Möglichkeit im Bilde. „Ein Aufschub der Ratifizierung des Israel-Abkommens ist moralisch und rechtlich nicht zulässig.“

In: (DieNeue Zeitung 8. (Frankfurt/M. 13. 11. 52.) 208.)

b) Brief des Freiburger Rundbriefkreises an Dr. Adenauer

Freiburg i. Br., den 29. November 1952

An den

Herrn Bundeskanzler
Dr. Konrad Adenauer

Bonn / Rhein
Koblenzerstr. 141

Hochverehrter Herr Bundeskanzler!

Der weitgespannte deutsche Freundeskreis des Freiburger Rundbriefs ist Ihnen für die Erklärung dankbar, die Sie, sehr verehrter Herr Bundeskanzler, zu dem Einspruch der arabischen Liga gegen die Ratifizierung des Wiedergutmachungsvertrages mit Israel abgegeben haben, und dafür, daß Sie und die Bundesregierung die endgültige Durchführung dieses bedeutsamen Werkes zu sichern bestrebt sind. Wir erwarten zuversichtlich, daß nun die Ratifizierung durch den Bundestag bald vorgenommen werden kann.

Mit verehrungsvoller Begrüßung

Die Herausgeber des Freiburger Rundbriefs:

gez. Dr. Gertrud Luckner
Dr. Rupert Gießler
Msgr. Kuno Joerger
Karlheinz Schmidhüs
Prof. Dr. Karl Thieme

gez. Prof. Dr. Rupert Angermair, Kathol. Theol. Hochschule, Freising
Ministerialrat Prof. Dr. Josef Antz, Bonn
Prof. Dr. theol. Franz Xaver Arnold, Universität Tübingen
Prof. Dr. phil. Clemens Bauer, Universität Freiburg/Br.
Mathilde Beckers, Bundesführerin der Deutschen Katholischen Frauenjugend, Altenberg
Pfarrer Dr. Alfons Beil, Stadtdekan, Heidelberg
Msgr. Rektor Bockel, Leiter des Erzbischöflichen Missionsinstituts für die Erzdiözese Freiburg/Br.
Dr. Karl Borgmann, Schriftleiter der „Caritas“, Freiburg/Br.
Prof. Dr. med. Franz Büchner, Universität Freiburg
Walter Dirks, Frankfurt M.
Prälat Alois Eckert, Präsident des Deutschen Caritasverbandes
Prof. Dr. theol. Richard Egenter, Universität München

P. Paulus Engelhardt, O.P. Freiburg/Br.
Prof. Dr. Heinz Fieckenstein, Rektor der Kathol. Theol. Hochschule, Regensburg
Stadtdchant Pfarrer Dr. Grosche, St. Gereon, Köln
Prof. Dr. theol. Hauser, Universität Heidelberg
P. Prof. Dr. H. Hirschmann S.J., Kathol. Theol. Hochschule St. Georgen
Prof. Dr. Josef Höfer, Direktor des Collegium Leoninum Paderborn
Prof. P. Theo Hoffmann, S.J., Berlin
Prof. Dr. theol. Fritz Hofmann, Universität Würzburg
Prof. Dr. Eugen Kogon, Darmstadt Frankfurt a. M.
Ferdinand Kolbe, Direktor der Bischöflichen Anstalt Haus Hall, Gescher i. W.
Prof. Dr. theol. Nikolaus Monzel, Universität Bonn
Prof. Dr. theol. Wilhelm Neuß, Universität Bonn
Prof. Dr. Ernst Rösser, Herausgeber des Kleruskalenders Würzburg
Dr. phil. Angela Rozumek, Freiburg/Br.
Prälat Dr. Rüde, Stadtdekan Karlsruhe
Prof. Dr. Solzbacher, Direktor der Bischöflichen Arbeitsstelle für Schule und Erziehung, Köln
Msgr. Dr. Hermann Jos. Schmitt, Kettelerhaus Köln
D Dr. B. Stasiewski, Leiter des Kathol. Bildungswerkes, Berlin
Dr. Hugo Stenzel, Verleger, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. theol. F. Stummer, Universität München
Prälat Prof. D Dr. Johannes Vincke, Universität Freiburg/Br.
Pfarrer Eugen Walter, Freiburg/Br.

Dem Schreiben des Freiburger Rundbriefkreises vom 29. November 1952 an den Herrn Bundeskanzler schließen sich die folgenden Unterzeichneten an:

gez. Pastor Lothar Ahne, Beienrode/Harz
Dr. Marie Baum, Oberreg.-Rätin a. D., Heidelberg
Prof. Dr. Lic. Helmut Gollwitzer, Universität Bonn
Ingenieur Happe, Hannover
Kreisdekan Prof. Pfarrer D. Hof, Freiburg/Br.
Dr. Barbara Just-Dahmann, Staatsanwältin, Freiburg
Richard Knobel, Leiter der Bezirksstelle Baden
Deutscher Gewerkschaftsbund, Freiburg/Br.
Dr. Ed. Lais, Wirtschaftsminister a. D., Freiburg/Br.
Pfarrer Benjamin G. Locher, Wuppertal-Elberfeld
Kreisdekan Dr. Hermann Maas, Heidelberg
Prof. Dr. phil. F. Oehlkers, Universität Freiburg/Br.
Dr. Wilhelm Utermann, Dortmund
Graf York von Wartenburg, Baden-Baden.

c) Appell der Aktion „Friede mit Israel“

Die Aktion „Friede mit Israel“ hat am 10. November an den Herrn Bundeskanzler Dr. Adenauer, an den Präsidenten des Deutschen Bundestages, Ehlers, und an den Herrn Präsidenten des Deutschen Bundesrates, Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier, das nachstehende Fernschreiben gerichtet:

„Im Namen der nach hunderttausenden zählenden Anhänger unserer Bewegung, gestützt auf die uns zugegangenen Willenskundgebungen deutscher Studenten und breiter Schichten der Arbeiterjugend, richtet die Aktion „Friede mit Israel“ die beschwörende Bitte an den Bundeskanzler Dr. Adenauer, an die Bundesregierung, an den Bundestag und an den Bundesrat, mit der Ratifizierung des deutsch-israelisch-jüdischen Wiedergutmachungsvertrages nicht länger zu säumen.

Dieses Wiedergutmachungswerk ist nach seiner Unterzeichnung in der Weltöffentlichkeit als die bisher positivste politisch-ethische Entscheidung der jungen Bundesrepublik anerkannt worden. Würden

wir von diesem freiwilligen Entschluß zurücktreten, so würde das kaum gewonnene Vertrauen der Welt zu uns erneut in Frage gestellt.

Bei ernstem Studium des Vertrages werden auch die arabischen Völker feststellen können, daß der deutsch-israelisch-jüdische Wiedergutmachungsvertrag aus lauterer Motiven hervorgegangen ist. Er ist ein Beispiel dafür, wie die Folgen furchtbarer Geschehnisse der Vergangenheit durch gute Taten gemildert werden können. Sind die arabischen Gefühle für Deutschland echt und wird diese Sympathie von wirklichem Verständnis für die moralischen und materiellen Verpflichtungen Deutschlands begleitet, dann müßte auch der Wiedergutmachungsvertrag zwischen Bonn, Tel-Aviv und den jüdischen Welt-Organisationen das Verständnis der Araber finden.

Aus dem klaren Wortlaut des Vertrages ergibt sich, daß die vorgesehenen Warenlieferungen Deutschlands eine notwendige und in vollem Umfang ge-

rechtfertigte Gegenleistung für den Schaden darstellen, der Hunderttausenden von israelischen Staatsbürgern und in andere Teile der Welt geflüchteten jüdischen Mitmenschen durch das nationalsozialistische Regime zugefügt worden ist. Der Staat Israel hat für durch Hitler aus den besetzten Ländern Europas vertriebene israelische Neubürger unabsehbare menschliche und soziale Hilfe leisten müssen, eine Hilfe, für die einzutreten eine historische, politische und sittliche Verpflichtung des sich moralisch wiedererhebenden deutschen Volkes ist.

Die deutsche Bundesrepublik hat durch ihre seitens der Bundesregierung und der Bundestagsfraktionen am 27. September 1951 bekundete Wiedergutmachungsbereitschaft moralischen Kredit gewonnen.

Dieser moralische Kredit ist die Grundlage für die gute Zusammenarbeit zwischen Deutschland und der gesamten freien Welt, er darf dem Gesichtspunkt arabisch - israelischer Spannungen nicht geopfert werden. Ohne Frieden mit Israel kann Deutschland selber keinen Frieden finden. Wir dürfen mit der Verwirklichung dieses Friedens nicht mehr zögern. Das Wiedergutmachungsabkommen soll nicht zuletzt auch namenlose Not unter den Überlebenden der großen Judenverfolgungen lindern, helfen. Jede Verzögerung der Abwicklung des Wiedergutmachungsvertrages würde angesichts der Not der Überlebenden neue Schuld schaffen und die Leiden Unschuldiger verlängern.

Aktion „FRIEDE MIT ISRAEL“

d) Brief des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit

Frankfurt, am 16. November 1952

An den
Herrn Bundeskanzler
Dr. Konrad Adenauer
B o n n
Haus des Bundeskanzlers

Hochverehrter Herr Bundeskanzler!

Der Deutsche Koordinierungsrat begrüßt die Erklärung, die Sie, hochverehrter Herr Bundeskanzler, zu dem Einspruch der arabischen Liga gegen die Ratifizierung des Wiedergutmachungsvertrages mit Israel abgegeben haben, und stellt sich geschlossen hinter die von der Bundesregierung erfolgte Politik des Wiedergutmachungswillens und der Vertragstreue. Da der Wiedergutmachungsvertrag mit Israel ein Werk des Friedens ist, da die im Vertrag vorgesehenen deutschen Leistungen nach den Bestimmungen des Vertrages nur friedlichen Zwecken dienen dürfen, und da ferner sowohl die Bundesregierung als auch die Regierung des Staates Israel bereit sind, mit arabischen Staaten über Kontrollen zu verhandeln, die gewährleisten sollen, daß das Friedenswerk der Wiedergutmachung nicht kriegerischen Zwecken dienstbar gemacht wird, ist nach der Auffassung des Deutschen Koordinierungsrates alles geschehen, was die arabischen Staaten billigerweise von uns verlangen können.

Sollten die arabischen Staaten trotzdem darauf bestehen, daß der Wiedergutmachungsvertrag nicht ratifiziert oder nicht erfüllt wird, so kann dem nur die Absicht zugrunde liegen, die Bundesrepublik in den Dienst einer Politik zu stellen, die das Recht des Staates Israel, innerhalb seiner heutigen Grenzen in Palästina zu existieren, verneint und die darauf abzielt, diesem Staat die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten abzuschneiden. Die Bundesrepublik soll daran verhindert werden, von dem Staat Israel die schweren wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Schäden abzuwenden, die diesem Staat dadurch entstanden sind, daß er binnen weniger Jahre eine halbe Million von Flüchtlingen aufgenommen hat, die von Hitler aus ihrer Heimat ver-

trieben worden sind, oder denen Hitler den Aufenthalt in ihrer bisherigen Heimat unerträglich gemacht hat. Im Dienste des arabischen Interesses an einer wirtschaftlichen und politischen Erdrosselung des Staates Israel soll die Bundesrepublik auf eine Wiedergutmachung an Israel überhaupt verzichten und das von ihrer Regierung gegebene Wort brechen. Der Deutsche Koordinierungsrat ist der Meinung, daß wir Deutsche diese Forderung nach göttlichem und menschlichem Recht ablehnen müssen. Wir würden uns in neue schwere Schuld verstricken und unser Gesicht verlieren, wenn wir anders handelten. Wenn die Ablehnung dieses unbilligen Anspruchs zur Folge haben sollte, daß arabische Staaten die wirtschaftlichen oder gar die diplomatischen Beziehungen mit der Bundesrepublik abbrechen und den Boykott deutscher Waren anordnen, so würde das gleichbedeutend sein mit der Eröffnung eines kalten Krieges mit dem Ziel, uns gegen unser Gewissen und die Gebote der Rechtlichkeit zu einer für uns verderblichen, unser nicht würdigen Handlung zu zwingen. Der Deutsche Koordinierungsrat protestiert in aller Feierlichkeit gegen die Stimmen derjenigen, die behaupten, daß die Schwere der angeordneten Nachteile für uns keine andere Wahl übrig lasse, als die Unterwerfung. Eine solche Behauptung ist für unser aufrechtes Staatsgefühl demütigend und sie ist außerdem nicht redlich.

Der Deutsche Koordinierungsrat würde jede Abweichung von der Haltung, die von der Bundesregierung bisher eingenommen worden ist, für ein schweres nationales Unglück halten. Er bittet Sie, sehr verehrter Herr Bundeskanzler, alles zu unternehmen, was von Seiten der Bundesregierung veranlaßt werden kann, um die Ratifizierung der Luxemburger Verträge zu beschleunigen.
Mit dem Ausdruck

unserer vorzüglichen Hochachtung

Der Vorstand:
gez. Max C. Cahn
gez. Dr. A. Freudenberg
gez. Dr. J. M. Nielsen.

5. a) Das Recht zu sühnen. Rechtsgrundsätzliches zum arabischen Einspruch gegen das Israel-Abkommen

Rundfunkrede von Rechtsanwalt Dr. Otto Küster, Stuttgart vom 17. November 1952

Das Israel-Abkommen wird von arabischer Seite auch vom Rechtsstandpunkt angegriffen. Seine Verteidiger müssen sich hüten, unhaltbare Positionen zu beziehen.

Zwei Dinge insbesondere müssen eingeräumt werden:

1. Die Bundesrepublik hat dem Staat Israel eine Leistung zugesagt, zu der sie ihm nicht verpflichtet war.
2. Wenn ein Staat einem kriegführenden Staat Leistungen macht, zu denen er nicht verpflichtet ist und für die er keinen Gegenwert erhält, so ist das eine Kriegshilfe, die mit strikter Neutralität nicht vereinbar ist.

Dennoch ist die deutsche Leistung vor dem Völkerrecht in Ordnung und die arabische Beschwerde unbegründet. Wieso?

In der modernen Rechtsentwicklung ist ein Gedanke erstaunlich in den Hintergrund getreten, der die alten Rechtsordnungen, insbesondere des germanischen Abendlands, aber auch des Morgenlands mächtig und lebendig durchwaltete — der Gedanke der Genugtuung. Verdrängt wurde er von den beiden rationalen Rechtsinstituten der Strafe und des Schadenersatzes. Wer heute etwas begangen hat, muß dem Geschädigten den Schaden ersetzen — dem Geschädigten, niemandem sonst, genau den Schaden, nicht mehr, noch weniger, noch etwas anderes. Hat er sich dabei so gegen die Rechtsordnung vergangen, daß dieser Frevel als solcher noch der Sühne bedarf, so hat er überdies Strafe zu erdulden. Zu erdulden!, das moderne Recht kennt keine Möglichkeit, aus der die Strafe erwartenden Passivität herauszugelangen zu eigenem sühnenden Handeln. Reue und Einsicht und der Wille, spontan zu sühnen, mögen noch so groß sein, es gibt keine zuvorkommende aktive Sühne, sondern das Erwarten und Erdulden der Strafe — mit anderen Worten: es gibt nicht mehr die Genugtuung.

Für unsere Vorfahren wäre dies unerträglich gewesen. Jäh und hochgemut, wie ihr führendes Menschenbild war, entsprach ihm ein weiter Bereich unbesonnenen Handelns, so daß nach geschehener und bereuter Tat Genugtuung zu leisten und anzunehmen

war. Strafe traf nur den, der verstockt die Genugtuung verweigerte.

Nicht die regierenden Verbrecher, wohl aber das deutsche Volk kann sagen, es habe in Unbesonnenheit gehandelt und zugeesehen, als das Grauenhafte geschah; es bitte, zur Genugtuung zugelassen zu werden. Die Sprecher des Volkes Israel haben die Hand zur Genugtuung geboten. Deutschland hat sich mit-Recht beeilt, sie anzunehmen. Alle arabischen Vorwürfe behandeln unsere Leistungen an Israel, als wollten sie Schadenersatz sein. Dann hätten sie Recht damit, daß der Staat Israel nicht der Gläubiger einer deutschen Schadenersatzschuld sei; sie hätten ebenso Recht damit, daß unsere Leistung ja die Ansiedlungskosten für eine halbe Million Einwanderer decken solle, und daß dies mit dem Schaden, den wir verursacht haben, durchaus nicht identisch sei. Aber unsere Leistung ist nicht Schadenersatz, sondern Genugtuung. Sie zu empfangen ist der Träger des verfolgten Namens, ist der Staat, der den Entehrten und Entwurzelten wieder Boden unter die Füße, der ihnen Selbstbewußtsein und Lebenssinn gewährt, ist das Haus Israel eindeutig legitimiert.

„Die Genugtuung empfängt das Haus als Ganzes“, lesen wir schon bei Tacitus. Sie, die Genugtuung, nicht etwa als irgendein düsteres Kopfgeid zu errechnen, sondern sie ihrem Zweck und ihrer Höhe nach so zu bestimmen, daß damit eine in die Zukunft weisende, friedliche Aufbauarbeit dem jungen Staat ermöglicht wird, das war der Vorschlag eines schöpferischen Rechtssinns, auf den zu unserem Heil die Phantasie unseres führenden Politikers nachhaltig angesprochen hat. Er hat auch Recht damit, daß es in einer Epoche des sich gefährlich regenden Völkerstrafrechts an der Zeit war, ein Beispiel der Sühne durch Genugtuung zu geben.

Tiefer gesehen ist das arabische Nachspiel nicht zu bedauern; dank seiner kann vollends klar werden, wozu es bei dieser dankwürdigen Leistung geht. Und daß uns die Leistung nun noch ein wenig saurer wird, als sie uns bloß im Hinblick auf steuerliche Aufbringung und Transfer geworden wäre, mindert die verbliebenen Zweifel, ob sie dem, was zu sühnen ist, wirklich genügt. Wer an Söhne und Enkel, wer an die einstigen Erben des deutschen Namens denkt, muß es begrüßen, daß wir um unser Recht, von uns aus zu sühnen, nun erst noch zu kämpfen haben.

b) Der Wiedergutmachungsvertrag und die arabischen Staaten

Rundfunksendung von Prof. Dr. Franz Böhm, Frankfurt a. M. vom 18. November 1952

Meine lieben Hörer und Hörerinnen!

Um was geht es eigentlich bei den arabischen Protesten gegen unseren Wiedergutmachungsvertrag mit Israel?

Ganz klar ist es nicht; die Dinge gehen etwas durcheinander. Aber wenn man genau zusieht, dann kann man drei Gruppen von Forderungen unterscheiden: Erste Gruppe: Da z. Zt. formell noch Kriege zwischen den arabischen Staaten und Israel bestehen, könnten die deutschen Vertragslieferungen von Israel zu

Kriegszwecken verwendet werden. Hiergegen fordern die Araber wirksame Garantien.

Zweite Gruppe: Die deutschen Vertragslieferungen werden dem Staat Israel wirtschaftlich stärken. Es liegt aber nicht im Interesse der arabischen Staaten, daß Israel wirtschaftlich erstarkt. Deshalb protestieren die arabischen Staaten dagegen, daß der Wiedergutmachungsvertrag ratifiziert und erfüllt wird. Dritte Gruppe: Die arabischen Staaten erwarten von der Bundesrepublik größtmögliche Hilfe für ihren eigenen industriellen Aufbau.

Betrachten wir jede dieser Forderungen für sich.

1) Das Interesse der arabischen Staaten daran, daß der Wiedergutmachungsvertrag nicht zu Kriegszwecken mißbraucht wird, ist ein berechtigtes Interesse. Schon bei den Vertragsverhandlungen in Den Haag haben beide Teile größten Wert darauf gelegt, auf dieses berechnete arabische Interesse alle nur mögliche Rücksicht zu nehmen. Im Vertrag ist vereinbart worden, daß die deutschen Leistungen nur zu friedlichen Zwecken verwendet werden dürfen. In die vereinbarten Warenlisten sind keinerlei Rüstungsgüter aufgenommen worden. Neuerdings hat sich die Bundesregierung bereit erklärt, im Einverständnis mit der israelischen Regierung über geeignete Kontrollen friedlicher Verwendung zu verhandeln. In dieser Frage gibt es also keine Meinungsverschiedenheiten. Auch die Einigung über technische Einzelheiten dürfte kaum Schwierigkeiten bereiten.

Nur noch ein Wort über den sogenannten Krieg zwischen den arabischen Staaten und Israel. Wenn man die arabischen Äußerungen hört, dann könnte man denken, es gehe in Israel zu wie in Korea. Das stimmt aber ja garnicht. Seit Jahr und Tag wird dort von den streitenden Parteien kein Krieg mehr geführt. Es besteht seit langem Waffenstillstand; die Vereinten Nationen haben sich ins Mittel gelegt, sie wünschen eine Fortsetzung des Krieges nicht; alle Bestrebungen sind darauf gerichtet, Friedensverhandlungen anzubahnen. Auch Israel wünscht den Frieden. Niemand in der Welt glaubt, daß der Friede an Israel scheitern wird und daß die Feindseligkeiten wieder aufleben. Wenn es also wirklich nur darum ginge, die arabischen Staaten dagegen zu sichern, daß Israel wieder losschlägt, dann wäre die ganze Aufregung der letzten Wochen überflüssig gewesen.

2) Nun zur zweiten arabischen Forderung. Über sie ist keine Einigung erzielt worden und ist auch keine möglich.

Diese Forderung hat garnichts mehr mit dem sogenannten Krieg da unten zu tun. Vielmehr fühlen sich die arabischen Staaten, ganz gleichgültig, ob Krieg oder Frieden herrscht, durch die bloße Existenz des Staates Israel, vor allem aber durch die bloße Möglichkeit bedroht, daß Israel ein wirtschaftlich blühendes Staatswesen werden könnte. In diesem Zusammenhang ist es deshalb auch ganz gleichgültig, ob wir Kriegsgüter oder Friedensgüter liefern. Die arabischen Staaten wünschen nicht, daß wir überhaupt etwas liefern, was von Israel nicht bezahlt zu werden braucht. Die Unentgeltlichkeit der Lieferungen ist es, die von den arabischen Staaten beanstandet wird. Der Gedanke ist: wenn die Deutschen Wiedergutmachung leisten, dann spart Israel Geld, und dieses ersparte Geld kann Israel gebrauchen, wie es will, also auch zur Aufrüstung. Deshalb verlangen die arabischen Staaten von uns, daß wir überhaupt keine Wiedergutmachung leisten, daß wir den von unserer Regierung abgeschlossenen Wiedergutmachungsvertrag nicht ratifizieren und vor allem nicht erfüllen. Eine seltsame Rechtsauffassung! Wenn das rechtens wäre, dann würde sich z. B. jemand der Neutralitätsverletzung oder des Freundschaftsbruches schuldig machen, der einen anderen mit dem Auto überfahren hat und ihm sodann den Schaden ersetzt. Denn dadurch würde der Verletzte Arztkosten ersparen und sich mit dem ersparten Geld vielleicht eine Pistole anschaffen können.

Diese Forderung läuft darauf hinaus, daß die arabischen Staaten die Frage der deutschen Wiedergutmachung, die eine Frage der Moral und des Rechts

ist, und nur den Verletzer und den Verletzten etwas angeht, mit ihrer eigenen Israelpolitik vermengen und die Bundesrepublik in eine politische Streitfrage hineinzerren wollen, die schon seit 34 Jahren, seit dem Ende des ersten Weltkriegs schwebt und vielleicht noch lange in der Schwebe bleiben wird. Wir sollen es unterlassen, eine Schuld an Israel zu bezahlen, weil die arabischen Staaten der Ansicht sind, daß der Staat Israel auf palästinischem Boden kein Existenzrecht besitzt. Das ist der von den arabischen Staaten entwickelte Neutralitäts- und Freundschaftsbegriff.

Wenn man die Sache so betrachtet, dann muß man sich allerdings fragen; warum haben die arabischen Staaten nicht gegen die nationalsozialistische Judenvernichtungspolitik protestiert? Denn dieser Politik verdanken sie es doch, daß Israel heute ein überbevölkerter Staat ist, während es im andern Falle ein Staat mit verhältnismäßig kleiner Bevölkerung geblieben wäre. Offenbar verübeln uns aber die arabischen Staaten eine Verletzung ihrer Interessen nicht, wenn wir damit zugleich auch Israel einen Schaden zufügen. Israel mag selbst zusehen, wie es mit der halben Million von Einwanderern fertig wird, die letztlich wir Deutsche gegen alles Recht und gegen alle Menschlichkeit aus ihren Heimatländern vertrieben haben.

Grundsätze der Moral und des höheren Rechts verpflichten uns zur Wiedergutmachung an Israel und zur Ratifizierung und Erfüllung des abgeschlossenen Vertrages. Würden wir anders handeln, so würden wir eine neue schwere Schuld auf uns laden. Wir würden uns nachträglich zu den Verbrechen Hitlers bekennen. Die Forderung, das zu tun, ist eine unbillige Forderung. Sie kann nicht erfüllt werden und sie wird nicht erfüllt werden.

Noch ein weiteres ist unbillig und unerträglich.

Bekanntlich haben auch andere Staaten, vor allem die Vereinigten Staaten an Israel binnen weniger Jahre Zuwendungen von erstaunlicher Höhe gemacht. Und zwar zu einer Zeit, in der der arabisch-israelische Krieg noch ein heißer Krieg war. Und diese Staaten schulden dem Staat Israel keine Wiedergutmachung wie wir. Warum, so fragen wir, richten die arabischen Staaten ihre Proteste und Drohungen nur gegen die Bundesrepublik?

Dafür gibt es nur zwei Erklärungen:

Die eine lautet: weil es die arabischen Staaten für riskant halten, anderen Staaten zu drohen, aber nicht uns Deutschen.

Und die andere lautet: weil die Araber nicht glauben, bei den anderen Staaten etwas erreichen zu können, wohl aber bei uns Deutschen. Warum? Weil ihnen irgendwer erzählt hat, daß das deutsche Volk oder doch einflußreiche Schichten in Deutschland die Wiedergutmachungspolitik der Bundesregierung nicht billigen, und daß es nur eines arabischen Protestes bedarf, um den innerdeutschen Widerstand gegen die Luxemburger Verträge aufflammen zu lassen. Der ägyptische Staatschef, General Naguib, hat vor kurzem erklärt, er wisse, daß das deutsche Volk über den Israel-Vertrag genau so denke, wie das arabische Volk — sprich: wie die arabischen Regierungen. Wenn aber ein Regierungschef und Politiker wie General Naguib etwas derartiges glaubt und auf diesen Glauben hin handelt, dann hat er sich das nicht aus den Fingern gesogen, sondern dann besitzt er Informationen, die er für seriös halten darf. (S. u. Seite 13 f. Anm. der Red.)

3) Wenn die arabischen Staaten befürchten, daß ein volkreicher und wirtschaftlich blühender israelischer Industriestaat eine Lebensbedrohung für sie sei, dann gibt es eine schlechte und eine gute Politik des Schutzes gegen eine solche Gefahr. Die schlechte Politik besteht darin, daß man es darauf anlegt, die wirtschaftliche Lebens- und Entwicklungskraft des Rivalen zu zerrütten. Und die gute Politik besteht darin, daß man den eigenen Staat zu einem wirtschaftlich blühenden Staat macht. Die Bundesrepublik hat es abgelehnt, sich an der schlechten Politik zu beteiligen. Dagegen hat sie während dieser ganzen letzten Wochen unermüdlich ihre Bereitschaft erklärt, Handelsabkommen mit den arabischen Staaten abzuschließen und ihnen die größtmögliche materielle Hilfe für den industriellen Aufbau sowie die Entsendung von Ingenieuren und anderen technischen Fachkräften angeboten. Und wir wissen nicht erst seit heute, daß Israel uns diese Mitwirkung an der wirtschaftlichen Entwicklung der arabischen Staaten nicht verübeln und nicht von Neutralitätsbruch sprechen wird.

Hier, bei dieser dritten Gruppe von Maßnahmen liegt die Lösung des Konfliktes. Eine konstruktive und zugleich eine friedensverheißende Lösung. Unlust zur Wiedergutmachung, Vertragsbruch, Drosselung fremder Wirtschaftskraft, Boykott, sind Mittel des kalten Krieges, und der Krieg ernährt den Krieg. Die Teilnahme aber am wetteifernden wirtschaftlichen und sozialen Aufbau der Völker ist ein Geschäft des Friedens und trägt dazu bei, daß alle nebeneinander in Wohlstand und Frieden leben können. Das ist auch der einzige Weg, der sich mit der arabisch-deutschen Freundschaft verträgt. Sein Ziel ist: Freundschaft zwischen Deutschland und den arabischen Staaten, Freundschaft zwischen Israel und dem deutschen Volk.

Anhang: Schacht treibt private Außenpolitik

Von Prof. Dr. Franz Böhm

Nach einer Zeitungsmitteilung vom 15. Dezember hat Herr Schacht, der frühere Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident, in Damaskus folgendes erklärt: Die Bundesrepublik sei durch ausländische Besetzung gelähmt. Sie sei nicht frei in ihren Entschlüssen gewesen, als sie das Wiedergutmachungsabkommen mit Israel unterzeichnete.

Dazu ist zu fragen: Wer hat Herrn Schacht ermächtigt, etwas Derartiges zu erklären? — Daß Schacht nicht im Einverständnis mit der Bundesregierung gehandelt hat, versteht sich am Rande. Herr Schacht kann auch nicht annehmen, daß ihm die Bundesregierung *insgeheim* zugestimmt hat. Dr. Adenauer pflegt sicherlich keineswegs alles zu sagen, was er denkt; aber gerade in diesem wichtigen Punkte hat er bisher niemals mit seiner Meinung hinter dem Berg gehalten. Vor allem weiß Herr Schacht, daß die Alliierten zwar Wiedergutmachungsgesetze auf westdeutschem Boden erlassen und daß sie auch auf die deutsche Landes- und Bundesgesetzgebung in Wiedergutmachungsfragen Einfluß genommen haben — zuletzt im Deutschlandvertrag —, daß sich aber ihre Einflußnahme auf diese eine Seite des Wiedergutmachungsproblems beschränkt hat. Mehr als diese gesetzliche *Mindestwiedergutmachung* haben die Alliierten nicht von uns verlangt.

Nun war aber die Bundesregierung der Meinung, daß diese von den Alliierten gewünschte Mindestwiedergutmachung nicht ausreichte, daß vielmehr Gewissen, Ehre und Menschlichkeit uns Deutschen

gebieten, mehr zu tun. Der gleichen Ansicht waren der Bundestag und der Bundesrat. Natürlich haben uns die Besatzungsmächte nicht behindert. Aber sie waren doch nicht immer frei von Sorge, ob wir mit unserer Wiedergutmachungspolitik vielleicht nicht doch zuviel tun und etwa geliehene Gelder zur Wiedergutmachung verwenden würden.

Als der Staat Israel im März 1951 bei den vier Besatzungsmächten eine Entschädigungsforderung gegen West- und Ostdeutschland anmeldete, haben die Besatzungsmächte es abgelehnt, irgendwelche Schritte in dieser Hinsicht bei der Bundesregierung zu unternehmen. Ja sie haben die israelische Note nicht einmal an die Bundesregierung weitergeleitet, so daß die Deutsche Delegation im Frühjahr dieses Jahres zu den Verhandlungen im Haag fahren mußte, ohne dieses Schriftstück zu besitzen und es zu kennen. Wenn es irgendwelche Verträge gegeben hat, die unsere Regierung in voller Entschließungsfreiheit abgeschlossen hat, dann waren es die luxemburger Wiedergutmachungsverträge.

Das alles weiß Herr Schacht so gut wie wir. Weshalb hat er dann in Damaskus die Unwahrheit gesagt? Und wer hat ihn dazu legitimiert, so zu handeln?

Der Verdacht ist sicherlich nicht unbegründet, daß Herr Schacht den Anschein erwecken wollte, als handle er im *geheimen* Einverständnis mit der Bundesregierung. Denn alle Welt nimmt natürlich an, daß er gut informiert ist. Die Leute sollten glauben, die Bundesregierung bediene sich des Herrn Schacht, um den erzürnten Arabern jenes Beschwichtigende zu sagen, was sie selbst nicht gut sagen konnte.

Natürlich hat Herr Schacht die Erklärung im eigenen Namen abgegeben. Er hat in Damaskus *Außenpolitik auf eigene Faust* gemacht. Als Privatmann? Kein Mensch hält ihn dafür. Dann also vielleicht als der kommende Mann, Repräsentant des „nicht gelähmten“ Deutschlands, das frei in seinen Entschlüssen sein wird? Diese Rolle würde ihm sicherlich liegen. Aber wer soll ihm wohl auf dieses Mondschloß hin eine Erklärung abkaufen und irgendwelchen politischen Kredit einräumen?

Man wird die Wahrheit genau finden, wenn man annimmt, daß Schacht auch nicht im Namen einer künftigen, von ihm selbst zu leitenden Regierung seine Erklärung abgegeben hat, wohl aber im Namen einer bereits schon wirksamen „*Nebenregierung*“, die versucht, eine der amtlichen Außenpolitik entgegengesetzte Außenpolitik zu betreiben, die Außenpolitik einer bestimmten Wirtschaftsschicht, die zwar nicht die legitime, wohl aber die tatsächliche Macht in der Hand zu haben glaubt. Im Namen eines hinter ihm stehenden imaginären Teiles des deutschen Volkes hat er in Damaskus dem arabischen Boykottwillen den Nacken gesteuft und zwischen den Zeilen die Nichtratifizierung oder doch die Nichterfüllung des Wiedergutmachungsvertrags mit Israel als das Programm seiner Außenpolitik in Aussicht gestellt. So wurde die Damaskus-Erklärung die erste außenpolitische Machtprobe der alten und neuen deutschen Feinde der Bundesrepublik.

Natürlich hat die Damaskuserklärung eine Vorgeschichte: Herr Schacht betreibt seine Arabien-Politik auf eigene Faust. Und natürlich ist Herr Schacht nicht der einzige Deutsche, der seine Finger in diesem Spiel hat; aber er ist der prominenteste unter ihnen und ihr Paradepony. Ein ganz bestimmter Umstand spricht dafür, daß die Initiative bei diesem Spiel bei Herrn Schacht und seinen Freunden liegt:

nämlich die Tatsache, daß die arabischen Staaten gegen die Anbahnung der Verhandlungen mit Israel (im September 1951 und März 1952) keinen Einspruch erhoben, daß sie monatelang den Verhandlungen im Haag untätig zugeschaut haben und mit ihren Protesten erst dann hervortraten, als die entscheidenden Deutschen Angebote bereits formuliert waren und die Bundesrepublik ehrenvoll nicht mehr zurück konnte. Die brüste Rücksichtslosigkeit und Unfairness dieses Vorgehens trägt nicht arabisches, wohl aber das typische Gepräge „deutscher Opposition“ vom Schlage der Harzburger Front, der Nationalsozialisten und des Herrn Schacht...

(Aus: Frankfurter Rundschau 8. (Frankfurt/M., 19. 12. 52) 294.)

Zu dem Auftreten Schachts in den arabischen Staaten ist auch ein Bericht der „Welt am Sonntag“ von ihrem Korrespondenten in Kairo interessant, der zeigt, daß deutsche Nationalsozialisten bei den deutsch-arabischen Spannungen eine bedenkliche Rolle spielen. Wir geben den Bericht nachstehend wieder:

„Zu den arabisch-deutschen Spannungen, die sich in letzter Zeit in zunehmendem Maße verschärft haben, werden jetzt Einzelheiten bekannt, die geeignet sind, die Hintergründe aufzuzeigen. Während die Arabische Liga von den amerikanischen und britischen Lieferungen an den Staat Israel keine Notiz zu nehmen scheint, versteift sich ihre Ablichnung gegenüber der Bundesrepublik mit der Begründung des deutsch-israelischen Abkommens. Offenbar sind Kräfte am Werk, die ein Interesse daran haben, die Beziehungen der Bundesrepublik zum Vorderen Orient zu stören.

Dabei spielt ein großer Teil der nach den arabischen Staaten im Laufe der letzten Jahre ausgewanderten

ehemaligen deutschen Experten eine Rolle, der nicht ohne Einfluß auf die Entschlüsse der Teilnehmerstaaten der Arabischen Liga, insbesondere Ägyptens, gewesen ist, wozu jetzt Näheres bekannt wird. Am einflussreichsten ist eine Gruppe, die mit dem Großinhaber von Jerusalem in Verbindung ist. Zu ihr gehören der frühere Polizeichef in Galizien, SS-Brigadeführer Katzmann, der frühere SS-Brigadeführer Dirlwanger, der Führer der SS-Straf- und Bewährungseinheiten und der SS-Obersturmbannführer Eichmann, bekannt geworden durch die ihm anvertraute „Endlösung der Judenfrage“. Ferner gehört zu ihr der SS-Standartenführer Dollmann, vor kurzem wegen Paßvergehens mit einer geringfügigen Strafe bedacht, vorher unter falschem Namen in Lugano ansässig. Schließlich der frühere deutsche Botschafter in Madrid, Eberhard von Stohrer, vormals Landesgruppenleiter der Auslandsorganisation in Kairo, und Dr. Spakler, wohnhaft in Rom, Via Chiaparelli Nr. 1.

Die wichtigsten Fäden dieser Männer in andere arabische Länder laufen über das Presse- und Informationsbüro der Arabischen Liga, das unter dem Namen Agarthis in Madrid, Tanger, Rom, Buenos Aires und Kairo ansässig ist. Sein Leiter, Jean-Maurice Bauverd, unterhält Kontakte in Westeuropa und hat sich, was seine Tätigkeit beleuchtet, mit Erfolg bemüht, Kopien der Nazifilme „Ohm Krüger“, „Jud Süß“ und andere aufzukaufen. Erst vor kurzem wurde von offiziöser Bonner Seite gemeldet, daß die Sowexportfilm sich um dieselben Filme mit antisemitischer Tendenz bemüht, um die Unruhen im Vorderen Orient für Moskau nutzbar zu machen.“

(In: Welt am Sonntag. 5. (Hamburg, 23. 11. 52) 47.)

c) 4000 deutsche Firmen wollen nach Israel liefern

Aktion „Friede mit Israel“ Hamburg 23 — Blumenau 27

3. Januar 1953

Wie die Aktion „Friede mit Israel“ aus amtlichen israelischen Kreisen erfährt, haben sich bereits 4000 deutsche Firmen um Lieferungen nach Israel beworben. Diese Lieferungen sollen nach Ratifizierung des deutsch-israelischen Wiedergutmachungsvertrages beginnen. Besonders stark ist das Interesse der Berliner Industrie. Unter den sich bewerbenden Firmen befinden sich aber auch zahlreiche Unternehmungen der Industrie und des Exporthandels aus dem Bundesgebiet und aus Hamburg.

Interessant sind israelitische Berichte und Meinungsäußerungen, die zum angedrohten Boykott der arabischen Liga gegen Deutschland Stellung nehmen. Darin heißt es: Vor der Proklamierung des Staates Israel kündigte die arabische Liga an, daß sie über jeden Staat, der Israel anerkennen würde den Boykott verhängen würde. Inzwischen ist der Staat Israel von 40 Mitgliedsstaaten der UNO anerkannt worden, ohne daß die Arabische Liga ihre Boykott-demonstration realisiert habe. Auch der angedrohte Austritt der arabischen Staaten aus der UNO ist nicht verwirklicht worden. Im Gegenteil haben die arabischen Staaten die UNO erfreulicherweise als sachliches Forum für ihre Auseinandersetzung mit Israel benutzt. Selbst der gegen Israel verhängte Wirtschaftsboykott Ägyptens wird nur teilweise durchgeführt. Die ägyptische Baumwollwirtschaft,

die für den Fall eines Wirtschaftsboykotts gegen Deutschland ihren deutschen Markt an südamerikanische und andere Produktionsländer zu verlieren fürchtet, organisiert über Italien und andere Mittelmeerländer „indirekte“ Lieferungen nach Israel. Arabische Nachbarn des Staates Israel führen in einem erheblichen Umfange illegale Lieferungen auf dem Schmuggelwege durch. Die Mehrzahl der Grenzscharmützel in Palästina sind auch keineswegs militärische Aktionen, sondern Zusammenstöße mit gut organisierten Schmugglern.

In Israel ist man verwundert darüber, daß arabische Politiker wie der Presse-Attaché des Ägyptischen Generalkonsulats in Frankfurt, Dr. Kamal Eldin Galal, in Deutschland Pressekonferenzen organisiert, in denen er nicht nur über die Entwicklung Ägyptens, sondern auch über politische Angelegenheiten seines Gastlandes referiert. Eine entsprechende Pressekampagne des Presse-Attachés der Deutschen Mission in Kairo würde aller Voraussicht nach sofort die diplomatischen Beziehungen Ägyptens zur Bundesrepublik gefährden.

Die Deutsche Aktion „Friede mit Israel“ fühlt sich verpflichtet, diese Feststellungen der deutschen Öffentlichkeit zu unterbreiten. Sie würde einen raschen Friedensschluß zwischen den arabischen

Staaten und dem Staate Israel wärmstens begrüßen. Da der ägyptische Diplomat Dr. Galal in Deutschland ebenso wie andere ägyptische Politiker die Ansprüche Ägyptens auf den Sudan durch Hinweise auf die Pharaonenzeit historisch zu begründen suchen, sollte es den arabischen Staaten um so leichter fallen, den jüdischen Anspruch auf das Land ihrer

Väter, der historisch noch tiefer in der Vorgeschichte der Menschheit verankert ist, anzuerkennen. Während in Deutschland nur echte Wiedergutmachung zum Frieden mit Israel führen kann, bedarf es auf arabischer Seite nur der Gerechtigkeit und eines vernünftigen Ausgleichs, um gleichfalls zu einem dauerhaften Frieden mit Israel zu gelangen.

d) Die arabischen Flüchtlinge

Als am 29. September 1947 die Vereinigten Nationen der Teilung Palästinas zustimmten, rechnete man mit einer jüdischen Staat mit einer arabischen Minderheit von 397 000, gleich 42,6 Prozent. Die jüdischen Führer des neuen Staates hatten einer solchen Lösung zugestimmt, aber der Ablauf der folgenden Geschehnisse warf diese Berechnungen über den Haufen.

Bereits am 30. November 1947 wurden 8 Juden in der Nähe von Natanya ermordet, und die Straßen nach Jerusalem wurden blockiert. Während die ausgesprochenen Unruhen sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat gesteigerten und sich zu regelrechten Kriegshandlungen entwickelten, appellierten die jüdischen Führer an die arabische Bevölkerung, zur friedlichen Ausübung ihres privaten und beruflichen Lebens zurückzukehren und damit ihren Anteil an der Ausübung gleicher Rechte und Pflichten in dem neuen Staate zu leisten.

Die britische Mandatsmacht hat in zwei Berichten vom 26. und 28. April 1948 — beide von Haifa — erklärt: „Die Juden machen noch immer jede Anstrengung, die arabische Bevölkerung davon zu überzeugen, in ihrer gegenwärtigen Residenz zu bleiben und ihr normales Leben wieder aufzunehmen.“ Es gab keine Anzeichen dafür, daß die Juden die arabische Bevölkerung in irgendeiner Weise behelligten. Man muß drei Phasen des Auszuges der Araber aus Palästina unterscheiden. Die erste begann im November 1947, als 30 000 begüterte Araber von Jerusalem, Haifa und Jaffa das Land verließen. Die zweite Phase fing im März 1948 an, als 10 000 Araber, die in dem Küstengürtel zwischen Tel Aviv und Hadera lebten, „flüchteten“. Sechstausend Araber verließen ihr Heim in Tiberias (18. April 1948), 60 000 Haifa (22. April 1948) und 65 000 bis 70 000 Jaffa (25. bis 29. April 1948). Der dritte und dramatischste Auszug begann nach dem 15. Mai 1948, als der Staat Israel proklamiert worden war. Hunderttausende Araber flüchteten, und ihre Flucht wurde nur durch den zeitweiligen Waffenstillstand Mitte Oktober 1948 unterbrochen, aber nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten setzte der Auszug von neuem ein.

War diese Flucht notwendig und durch Ereignisse diktiert, die sich auf dem jetzigen Gebiet von Israel vollzogen? Daß wohlhabende Familien die Territorien der Unruhen verließen, war an sich, besonders in Palästina nichts Neues. Während der arabischen Aufstände zwischen 1936 und 1939 zum Beispiel verließen 40 000 wohlhabende Araber diese Gebiete. Diesmal aber ging die Flucht weit über das sonst Normale hinaus. Als Gründe kann man die künstlich erzeugte Furchtpsychose und den von den arabischen Führern beföhlenen Auszug für entscheidend ansehen.

Die britischen Behörden, die am 14. Mai 1948 Palästina verließen, gaben zu, daß alle Nachrichten von

beabsichtigtem jüdischem Terror nicht mit den Tatsachen übereinstimmten. Aus der Unmenge von Nachrichten haben die Engländer „nicht die geringste Spur eines Beweises“ für die Schreckensgeschichten seitens der Araber gefunden. Vielmehr wurde immer klarer, daß die Araber in ihrem Bestreben, Geschichte rückgängig zu machen, die bedauernswerten Flüchtlinge als politischen Spielball betrachteten.

Die arabischen Flüchtlingszahlen erschienen aufgebauscht, was aus verschiedenen Umständen erklärt werden kann, die inzwischen bekannt geworden sind. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die arabischen Menschen in den verschiedenen Ländern unter ärmlichsten Verhältnissen leben, und viele von ihnen nahmen die Gelegenheit wahr, ihr niedriges Existenzminimum zu verbessern, indem sie sich als Flüchtlinge ausgaben. Der amerikanische Richter beim Obersten Gerichtshof, William O. Douglas, der diese Gebiete im Jahre 1948 bereiste, erzählt in seinem Buche „Strange Lands and Friendly People“ (Seltsame Länder aber freundliche Menschen) z. B. die Geschichte von 100 Beduinen, die sich immer erneut bei dem damaligen Roten Kreuz als Flüchtlinge meldeten, bis man darauf kam, daß dieses Stück aus „Tausend und eine Nacht“ eine geschickte Täuschung der amerikanischen Sozialarbeiter war. (Nachzulesen auf S. 254/255 der englischen Ausgabe des obigen Buches.)

Die ersten Ziffern der aus Palästina geflüchteten Araber wurden zunächst auf 1 Million, dann auf 860 000 geschätzt, aber genauere Untersuchungen ergaben, daß etwa 610 000 unterstützungsbedürftige Flüchtlinge vorhanden sind, zugleich weitere 147 000, die sich aus eigenen Mitteln ernähren. Obwohl niemand eine exakte Ziffer nennen kann, glaubt man sagen zu dürfen, daß 774 000 die höchste Ziffer für die arabischen Flüchtlinge gewesen ist.

726 000 Flüchtlinge aus Palästina sind wie folgt verteilt: In dem von Jordanien verwalteten Gebiet Palästinas leben 280 000 Flüchtlinge, in Jordan selbst 70 000. In dem von Ägypten verwalteten Gaza-Territorium finden wir ungefähr 190 000, in Libanon 100 000, in Syrien 75 000, in Ägypten 7000 und in Irak 4000 arabische Flüchtlinge aus Palästina.

Zwischen bona fide Flüchtlingen und unterstützungsbedürftigen Flüchtlingen zu unterscheiden, ist bis in die Gegenwart ein dauernder Kopfschmerz für die U.N. Relief and Work Agency, welche die Unterstützungsarbeit in diesen Gebieten im Auftrag der Vereinigten Nationen durchführt.

Leider wurde die bedauernswerte Lage der arabischen Flüchtlinge ein Politikum ersten Ranges. Das arabische Hochkomitee war für soziale Lösungen nicht zugänglich, sondern verlangte nicht weniger als die Repatriierung aller dieser Menschen in das enge Gebiet Israels, in das inzwischen hunderttausende jüdische Flüchtlinge, aus Europa strömten, die

nach 1945 in Ländern wie Deutschland, Polen, Belgien, Frankreich, interimistisch gelebt hatten. Man wird sich erinnern, daß etwa 100 000 jüdische Flüchtlinge polnischer Nationalität, die während des Krieges in Rußland lebten, 1946 nach Deutschland kamen mit dem Entschluß, nach Palästina auszuwandern. Abgesehen von der wirtschaftlichen Unmöglichkeit für Israel, mehr als 610 000 entwurzelte arabische Flüchtlinge aufzunehmen, nachdem 40 Millionen Araber versucht hatten, die Entscheidung der Vereinigten Nationen durch Gewalt unmöglich zu machen, waren auch militärische Sicherheitsüberlegungen maßgebend, einer solchen „alles oder nichts“ Repatriierungsmaßnahme zuzustimmen. In verschiedenen arabischen Publikationen wurde die beabsichtigte Repatriierung der arabischen Flüchtlinge unverblümt als die „trojanische Pferde“ charakterisiert, die den jungen Staat von innen her torpedieren sollten. (Zum Beispiel: Al Sayad, 7. Feb. 1949; Al Misri, ein führendes ägyptisches Regierungsblatt, in dem der damalige ägyptische Außenminister die Rückkehr der arabischen Flüchtlinge als „Herren des Landes“ Israel verlangte.) Im Al Mayat, das von dem früheren syrischen Nazi, Kamel Mrouch, herausgegeben wird, erschien noch am 25. September 1951 ein Artikel mit der Überschrift „Die Zweite Runde kommt“, in dem die militärische Ausbildung der Flüchtlinge für diese zweite Runde verlangt wird.

Korrespondenten der New York Times und N.Y. Herald Tribune bestätigen die Gefahr, die dem Frieden durch eine wahllose Repatriierung im Nahen Osten entstehen könnte. Darüber hinaus hatten die geheimen Agenten, die über die arabisch-israelische Grenze geschmuggelt wurden, bereits versucht, Sabotage-Akte zu verüben und Morde zu begehen. Soweit die illegal infiltrierenden Araber bona fide Flüchtlinge waren, erhielten 3000 von ihnen die Erlaubnis, dauernd in Israel zu bleiben, während weitere 18 000 im Prozeß der Legalisierung sind.

Ein protestantischer Geistlicher, J. Henry Carpenter, Exekutiv-Direktor der Brooklyn-Abteilung des protestantischen Rates von New York, schrieb nach einer langen Studienreise durch diese Gebiete einen Artikel, den er im „Christian Century“ am 23. Juni 1951 in New York veröffentlichte: „Es gibt keine Rückkehr irgendeiner beträchtlichen Anzahl arabischer Flüchtlinge nach Israel. Wer immer eine solche Rückkehr ermutigt, tut diesen Menschen wahrlich keinen Gefallen... Die beste Hilfe, die man ihnen leisten kann, würde sein, offen und ehrlich auszusprechen, daß die Araber nicht zu ihren alten Wohnstätten zurückkehren können. Carpenters Gründe werden von vielen anderen objektiven Beobachtern, wie z. B. Clarence Pickett von den Quäkern, bestätigt. Die Heime der Araber sind durch den Krieg zerstört, das Land hat seinen Besitzer gewechselt und hat in diesen vier Jahren ein vollkommen anderes Gesicht erhalten. Es ist unmöglich für ein junges Land, welches mit maßlosen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, dieses große Problem zu lösen, indem es die Masse der verarmten arabischen Flüchtlinge zurücknimmt.

Es darf in dieser Verbindung darauf hingewiesen werden, daß nicht das erste Mal in der Geschichte ein Bevölkerungsaustausch stattgefunden hat, und wie schmerzlich derselbe auch immer für die Betroffenen war, hat er zur Beruhigung von latenten Konfliktsherden geführt. Ich darf an den großen Bevölkerungsaustausch nach dem 1. Weltkriege von etwa 2 Millionen Menschen erinnern, der die Türkei, Griechenland und Bulgarien betraf. Während des zweiten Weltkrieges wurden nicht weniger als 52 Volksgruppen mit mehr als 900 000 Menschen ausgetauscht. Solange Geschichte geschrieben wird, wissen wir, daß bestimmte Ereignisse Menschen dazu trieben, den Wanderstab zu ergreifen und nur 25 Prozent der Bevölkerung in einer Generation bleibt sesshaft.

Kurt R. Grossmann

e) Araber in Israel

Palästina hatte Ende 1947 etwa 1 300 000 Araber, von denen 1 170 000 Mohamedaner und 130 000 Christen waren. Davon lebten 700 000 in dem Gebiet, das jetzt den Staat Israel darstellt.

Von den Arabern Palästinas wohnten 850 000 in Dörfern, 400 000 in Städten und 50 000 bis 60 000 waren Nomaden- und Halbnomaden (Beduinen).

Der durchschnittliche Lebensstandard der palästinensischen Araber war im Vergleich mit den benachbarten arabischen Ländern relativ hoch. Ihre Dörfer waren wohlhabend. Ihre Citrus- und andere Fruchtplantagen dehnten sich von Jahr zu Jahr aus. Sogar die Wirtschaft der gewöhnlichen Fellachen hatte einen gewissen Grad einer Modernisierung erreicht. Der arabische Handel war voll entwickelt und auch die Industrie wies einen bedeutsamen Fortschritt auf. Die Gesundheitsverhältnisse verbesserten sich ständig. Die Kindersterblichkeit war von 186 pro Tausend im Jahre 1922 auf 90 im Jahre 1946 zurückgegangen. Die allgemeine Sterblichkeitsziffer nahm ebenso ab. Der Gesundheitsdienst der Regierung war besser entwickelt als in den umliegenden arabischen Ländern. Der allgemeine Fortschritt zeigte sich auch auf dem Gebiet der Erzie-

hung. Das Analphabetentum nahm von Jahr zu Jahr ab.

Dieser bemerkenswerte Fortschritt war in einem beträchtlichen Grad in dem umfassenden Aufstieg begründet, den das Land unter dem Einfluß der jüdischen Aufbaubestrebungen machte. Die Juden hatten über sechs Jahrzehnte lang Energie, Geschicklichkeit und Hilfskräfte zum Wiederaufbau ihres alten Landes eingesetzt. Die Wirkung war eine Umwandlung, für die es im Mittleren Osten keine Parallele gibt. Die jüdische Neubesiedlung des Landes schuf einen wachsenden Inlandmarkt für die Produkte der Araber und brachte den Fellachen, die die Masse der Bevölkerung bildeten, Wohlstand. Das Beispiel der jüdischen Siedler und ihrer modernen Methoden wirkte sich auf die arabische Bauernwirtschaft anregend aus. Zu gleicher Zeit brachte die jüdische Citruskultur, ihre Industrie und der Import für die arabische Arbeitskraft Nutzen und hob den Standard der arabischen Arbeiterbevölkerung. Die bemerkenswerten Bestrebungen der jüdischen Arbeiterbewegung wirkten nacheifernswert auf die arabische Gewerkschaftsbewegung. Der große jüdische Beitrag für das Steuereinkommen ermöglichte der Regierung, der arabischen Fellachenbevölke-

rung beträchtliche Steuererleichterungen zu gewähren und den Gesundheitsdienst, die Erziehung und die Wohlfahrt des Landes auszudehnen. Infolgedessen vermehrte sich die arabische Bevölkerung ständig: während der dreißig Jahre des Mandates nahm sie um mehr als 100 Prozent zu.

Der bedeutsame wirtschaftliche und kulturelle Fortschritt der arabischen Bevölkerung während der Mandatszeit, die diese der jüdischen Einwanderung verdankte, minderte jedoch in keiner Weise ihre bittere Feindschaft ihr gegenüber.

Die politische Kontrolle war schließlich in den Händen des arabischen hohen Komitees konzentriert, das die unbestrittene Autorität unter den Arabern in Palästina hatte und die Unterstützung der Liga nach außen. Der Vorsitz des Komitees wurde für den abwesenden „Führer“ reserviert, den Ex-Mufti von Jerusalem, Haj Amin al Husseini, der ein alter Mitarbeiter Hitlers im Kriege war.

Dies war die Lage der Araber in Palästina, als die Generalversammlung der Vereinten Nationen durch ihre Resolution vom 29. 11. 1947 die Errichtung von zwei unabhängigen Staaten, einem jüdischen und einem arabischen, in Palästina empfahl.

Die Araber wenden sich heute gegen die Entscheidung der Vereinten Nationen, welche Israel ermöglicht hat, aber sie vergessen, daß ihre heute existierenden Staaten ohne die Vereinten Nationen bzw. ohne die Zustimmung der Siegermächte nicht möglich gewesen wären. Schließlich existieren diese Staaten erst seit den letzten dreißig Jahren. Hätten die Araber 1947 einfach zugestimmt, so würden sie sich die Souveränität über die Hälfte des Landes gesichert haben. Sie hätten also in ihren Heimen bleiben können und einen großen Anteil an der materiellen Wohlfahrt erhalten, die aus der vorgeschlagenen wirtschaftlichen Union mit dem jüdischen Staat erwachsen wäre.

Es kam eben anders. Kaum hatte die Generalversammlung der Vereinten Nationen diesen Anschluß verkündet, zogen sich die Araber zurück und erhoben ihre Waffen gegen ihre jetzigen Nachbarn. Als Folge des arabischen Krieges gegen Israel und des Auszugs von einem großen Teil der arabischen Bevölkerung hat sich die Struktur des arabischen Lebens im Lande Israel weitgehend verändert. Die großen Landeigentümer und wohlhabenden Bauern, die das Rückgrat der halb-feudalen arabischen Gesellschaft auf dem Lande waren, verließen das Land. Die Veränderung in den Städten war noch tiefgreifender. Landherren verloren ihre Pächter, Bank- und Geschäftsleute ihre Kunden, Angestellte und Regierungsbeamte ihre Stellungen. Die alten Parteien, Clubs und Zeitungen verschwanden über Nacht. In der Tat fiel das gesamte soziale Gebilde arabischen Lebens völlig. Alle politischen und kommunalen Führer verschwanden praktisch von der öffentlichen Bühne, und es gab niemanden, der ihren Platz hätte einnehmen können. Die Aufgabe einer Reorganisation arabischen Lebens, vor die sich die Regierung gestellt sah, wurde außerdem noch durch einen fast völligen Mangel an ausgebildeten Kräften für Erziehung, Gesundheit und Wohlfahrt erschwert.

Trotz dieser Schwierigkeit ist in den vergangenen drei Jahren, bei der Wiederherstellung des wirtschaftlichen Lebens der arabischen Fellachen ein beachtlicher Fortschritt erreicht worden, man hat den Lohnstandard arabischer Arbeiter in den Städten erhöht und auf den Gebieten der Gesundheit, Erziehung, der sozialen Wohlfahrt und des religiösen

Lebens für die Bedürfnisse der arabischen Bevölkerung Sorge getragen.

Die arabische Bevölkerung nimmt am öffentlichen und politischen Leben aktiven Anteil. Arabisch ist jetzt praktisch als offizielle Sprache in Israel anerkannt, Münzen, Briefmarken und Banknoten tragen arabische Inschriften, der Staatsanzeiger erscheint auf arabisch wie auf hebräisch und die arabische Sprache wird bei Gericht, in Verbindung mit Regierungsfällen und in Parlamentsdebatten völlig frei verwandt. In allen staatlichen arabischen Schulen ist das Arabische natürlich auch die Unterrichtssprache.

Im Jahre 1952 betrug die nicht-jüdische Bevölkerung in Israel ungefähr 170 000, davon waren 119 000 Mohamedaner, 35 000 Christen und 15 000 Drusen. Davon lebten ungefähr 32 000 in Städten, 120 000 in Dörfern und 18 000 führten ein Nomadendasein. Hinsichtlich der christlichen Araber weist die Statistik eine interessante Tatsache auf. Obwohl diese größtenteils Stadtbewohner waren, die sonst meist zuerst das Land verließen, wanderte jedoch ein weit geringerer Prozentsatz von christlichen Arabern aus als moslemische Araber. Daher wurde auch das Alltagsleben der christlichen Gemeinschaften von der allgemeinen großen Veränderung weniger betroffen als das des moslemischen Bevölkerungsteils. In ähnlicher Weise wurde auch das religiöse Leben der christlichen Araber durch den Krieg und den arabischen Auszug weniger betroffen, weil die meisten christlichen Kirchen stets ihre eigenen Leute und Einrichtungen unterhielten. Die Tatsache, daß eine Anzahl christlicher Konfessionen von einem nichtarabischen Klerus betreut wurde, hat die ununterbrochene Aufrechterhaltung der Gottesdienste sehr erleichtert.

Das Budget des Staates Israel kennt keine Unterscheidung zwischen jüdischen und arabischen Bevölkerungsteilen. Aber abgesehen von den allgemeinen Ausgaben, die allen Einwohnern des Landes gleicherweise zugute kommen, gibt es besondere Positionen für arabische Bedürfnisse im Budget.

Eine Anzahl von Arabern kehrt nach Israel zurück innerhalb der Aktion für die Wiedervereinigung getrennter Familien. Andere verlassen Israel, um in eines der Nachbarländer oder nach Übersee zu gehen.

Eine größere Wiedereinwanderung von Arabern nach Israel ist durch die wirtschaftliche und politische Lage nicht möglich.

Seit der arabischen Auswanderung hat das Land über 700 000 jüdische Auswanderer aufgenommen, (zu Beginn des Jahres 1952) von denen etwa 250 000 aus arabischen Ländern kamen und die meisten waren in einem sehr elenden Zustand.

Es wird Zeit brauchen, bis normale Verhältnisse geschaffen sind. Sehr erschwert wird dieser Prozeß durch die feindliche Einstellung der arabischen Regierungen und ihrer palästinensischen Mitarbeiter. Dieselben politischen Gruppen, die den verhängnisvollen Krieg gegen Israel mitentfachten, die die Masse der arabischen Bevölkerung durch falsche Versprechungen veranlaßten, das Land zu verlassen, und die die Lösung des arabischen Flüchtlingsproblems durch wirksame Siedlung hindern, und einen Friedensschluß mit Israel zurückweisen, hemmen auch die Normalisierung des Lebens in Israel. (Aus: The Arabs in Israel. Veröffentlicht durch die Regierung von Israel. Januar 1952.)

f) Aus dem Brief von Dr. Lilli Simon, einer in Israel als Gymnasial-Lehrerin lebenden Christin

... Ich als Christ wünsche mir wohl, wir „christlichen“ Kämpfer hatten in dem von uns, d. h. mit unserem eigenen Volk mitgeführten Krieg oder Frieden so nobel und human gehandelt an unseren Feinden und Bedrängern, wie die Juden an den Arabern in den Jahren 1947—1949 und späterhin. — Daß es leider Gottes bei uns und in jedem Krieg einige Kriegsgreuel gibt, — und daß man also wohl besser täte, sich überhaupt Kriege abzugewöhnen, das steht im allgemeinen fest und das trifft auch auf diesen besonderen Krieg zu, nach dem Sie fragen. — Ich persönlich war allerdings in diesem jüdisch-arabischen Kriege ungeheuer beeindruckt von der großen Gewissenhaftigkeit oder besser gesagt: Gewissenverhaftetheit, mit der diese Juden ihre rechte und gerechte Sache in solcher Disziplin und nie versagender Menschlichkeit ausgefochten haben. — ... Es ist hier nicht genug, zu verallgemeinern, sondern man sollte erzählen, wie es z. B. an der Südfont (dem Negev zu, wo ich selber es mitgesehen habe!) war, wie an der Nordfront, der Galiläisch-Syrischen usw. usf. Die „Geschichte“ lag nämlich jeweils sehr ver-

schieden, — und ich werde vielleicht einmal Authentisches, von mir eingeleitet und vorbereitet, dazu sagen oder schreiben. — Diese so wichtige und schwierig zu erklärende und gar zu „beweisende“ Sache schnell in einem Brief abzutun, das wäre nicht verantwortlich. Immer wieder, besonders *nochmals* bei meiner Reise durch Deutschland, bei der ich ja auch auf viel massive Unbußfertigkeit und tiefverwurzelte Barbarei gestoßen bin, — wie nicht anders zu erwarten war, — immer wieder habe ich mit Staunen und Respekt mich an die Tatsache erinnert, wie in Israel so viele gute tapfere Israelis davon noch bedrückt, fast skrupelhaft beunruhigt sind, daß eben hier und dort einmal dasselbe Unrecht von Juden verübt worden ist, für das sich gemeinhin kein Deutscher, kein Russe usw. je entschuldigen oder sich dessen schämen würde; — mit „kein“ meine ich den Durchschnittsdeutschen, — während eben der Durchschnittsjude sich da innerlich schwer zu schaffen macht und sein Gewissen ansprechbar ist und seine Empfindlichkeit ebenso groß, als dann, wenn ihm selber etwas angetan würde.

6. Zur Friedens-Frage

a) Israel und das deutsche Volk

... Dies ist die Weise der Geschichte: Sie gibt niemals und nirgends Antworten, sie stellt nur Fragen. Des Menschen Aufgabe ist es, auf die Fragen hinzuhören; alsdann: um die Antwort zu ringen; und darnach: mit der Antwort zu ringen, auf das schließlich sie „ihn segne“. Hier unterscheidet sich Geschichte, die Volksweg und Menschheitsweg in einem sein kann, von der Geschichtslosigkeit, dieser Ungeschichte, dieser Weg- und Menschheitslosigkeit. Die Geschichte hat nur Fragen, die Ungeschichte hat bloß Antworten. Sie hat für alle ihre fertigen Antworten und verbietet darum die Frage sowohl wie jede abweichende Antwort. Vor den Menschen, welcher Geschichte erlebt, tritt deren Frage hin als ein Gebot seines Lebens, für das er sich die Antwort erkämpfen muß. Dem Juden ist dieses zugleich ein Gebot von Gott. Er kann sich darum, um seiner Geschichte und um Gottes willen, nicht der Frage entziehen, ob und wie und wann ein Friede Israels mit dem deutschen Volk und dem deutschen Lande sein kann.

Dem Worte „Frieden“ muß hier sein reiner Ton, gewissermaßen seine Heiligkeit bewahrt werden. Wiedergutmachung und Entschädigung sind eine notwendige Voraussetzung, aber sie sind noch nicht der Frieden. Sie müssen geleistet werden, damit das Recht zurückgebracht werde und der Zerstörung des Rechtes nicht länger Raum gegeben sei. Nicht bloß um Zahlen und Zahlungen handelt es sich hier, es handelt sich um die Würde, um die der Zurückerstattenden sowohl wie um die des Empfängers. So verschieden die Richtungen und Anschauungen in der jüdischen Welt sein mögen, darin sind alle einig, daß hier die Moral des Rechtes, oder, wenn man lieber will, das Recht der Moral in Frage steht. Vielem mag der Mensch entsagen, und der Jude hat

oft entsagt, zornigen oder gelassenen Sinnes. Aber auf das Recht und die Moral kann er nirgends verzichten; das Nichts würde sich sonst unter ihm auf-tun. Doch so bedeutungsvoll und so bedeutsam auch dieses Wiedergutmachen sein mag, es ist noch nicht der Frieden. Man könnte, und fast müßte man heute bisweilen glauben, daß, nachdem dies getan sein wird, die beiden Parteien einander wieder den Rücken kehren werden, wie nach einem Prozeß, wenn der Spruch des Richters verkündet worden ist. Aber der Friede ist hier das Problem, und schon als Problem stellt er die Aufgabe, der nicht ausgewichen und von der nicht fortgesehen werden darf. Jede Aufgabe hat ihre Richtung und diese Richtung ist nicht leicht zu erfassen, weil innerhalb des jüdischen Volkes die Standpunkte und damit die Ausblicke so verschieden sind. Es ist erforderlich, von ihnen allen zu wissen, wenn ein Weg gefunden werden soll.

Zwei Arten der Betrachtung sind zuerst festzustellen. Sie stehen in einer Polarität zueinander, d. h.: in einer Gegensätzlichkeit bei wesenhafter Zusammengehörigkeit. Sachlich genommen ergänzen sie einander, geistig genommen sollen sie einander im Auge behalten.

Die eine ist die, die den meisten Juden, und auch vielen Christen, soweit sie in den anderen Ländern leben, notwendiger- und berechtigterweise eignet. Jahr um Jahr erfuhren sie, was geschah, und sie hörten dann später, daß die Wirklichkeit noch furchtbarer gewesen war als die Kunde, die zu ihnen drang. Aus der Ferne sahen sie das Schreckliche in seiner Ganzheit. Für sie konnte und kann es daher nur das deutsche Volk in seiner Gesamtheit geben. Hinter der einen großen Untat erblickten sie den einen großen Untäter — um das Wort des Buches

Daniel zu gebrauchen: den „schikküz schomém“, den „Greuel der Verwüstung“.

Eine andere Betrachtungsweise vertreten die, welche in den bösesten Jahren in Deutschland gewesen waren, bis auch sie fortgeschleppt wurden, um dann inmitten der Sterbenden und Gemordeten wie durch Zufall zu überleben. Sie hatten immer wieder die Treulosigkeit erfahren, ganz unmittelbar, die Unmenschlichkeit ganz an sich selbst erduldet, und in ihrem Herzen war immer neue Bitterkeit aufgestiegen. Aber sie hatten doch auch an so manchem Tage — und ihre Seele hätte sonst kaum leben können — das andere erfahren: eine tapfere Treue, eine tapfere Liebe von dem einen und vielleicht auch dem anderen, eine menschliche Anständigkeit von einem Gekannten und einem Unbekannten. Und als sie dann hinausgerissen wurden, haben sie wieder unter anderer Rohheit und Bosheit gelitten, deren Spur sie vielleicht noch an ihrem Körper tragen. Sie haben die einzelnen ausgesonnenen Untaten bestehen müssen. Doch immer haben sie an jene Treue einzelner und jenen Anstand einzelner gedacht. Und als sie zum Leben zurückkehrten, ist diese Erinnerung mit ihnen gegangen und zu einer Sehnsucht geworden, dankbar zu sein und zu bleiben.

Neben diesen beiden Einstellungen, bald ihnen nahe, bald ihnen fern, zeigen sich zwei andere. Die eine ist an denen zu beobachten, welche in den Monaten vor dem Kriegsbeginn „ausgewandert“ waren, die die Qual dieser sogenannten Auswanderung erduldet hatten. Sie hatten vorher so manches erlebt; das geistige Wuchern des großen Verrates, die Entweihung ihrer Gotteshäuser, die Verhaftung der Männer, die Zerreißung der Familien — die jüdischen Frauen hatten damals die größte Tapferkeit bewiesen —; sie hatten erlebt, wie ihre Kinder in den Schulen gemieden und dann aus den Schulen gewiesen wurden. Sie zogen nicht nur aus Deutschland fort, sondern kehrten ihm den Rücken für immer. In die Tiefe ihrer Dankbarkeit haben sie überall die neue Heimat aufgenommen, das Land, das sie in der Stunde der Not geborgen hat. In Deutschland spricht nur noch der alte Friedhof zu ihnen. Doch hatten sie auch ihre Bücher mitgeführt, viele deutsche Bücher; und diese Bücher sind wie ein großes wundersames Denkmal, und es spricht zu ihnen. Deutschland aber spricht zu ihnen nicht mehr. Es ist für sie im Grunde ein fremdes Land geworden mit fremden Menschen. Nicht der Gang der Zeit hat es so bewirkt, sondern eine Entscheidung des Geistes. Diese meint nicht die einzelnen Menschen — zu nicht wenigen von ihnen ziehen freundliche Ge-

danken hin —, aber sie meint Deutschland und das deutsche Volk.

In einer anderen Richtung bewegt sich das Denken der Überlebenden aus jenen Lagern, in welche die Juden aus den östlichen und südöstlichen Ländern Europas zusammengepfercht worden waren. Sie befanden sich nun in Deutschland oder kamen dorthin. Für sie bedeutete Deutschland nichts von dem, was es für die Ausgewanderten noch war; nichts aus der Welt der großen Dichter, Denker, Künstler und Musiker des Landes. Wenn sie das Wort Deutschland hörten, so hörten sie nur den Klang von Namen, in denen das Roheste, Sinnloseste, Niedrigste auf Erden sich zusammengefunden hatte — nur das und nichts anderes. Darum war dieses Land, in dem sie nun für Monate oder Jahre bleiben sollten, für sie nicht wie für den Ausgewanderten, ein fremdes Land mit fremden Menschen, sondern gewissermaßen ein Niemandsland. Ein Land aber, durch das sie entweder hindurchblicken, als wäre es nicht da, oder aus dem sie sich jetzt mit wendiger oder greifender Hand das zurückholen wollten, was ihnen geraubt worden war. Vielleicht war das noch die bestmögliche Einstellung. Vor einigen Jahren kam einer, der selber ein Lager erduldet hatte und nun in einem andern Land wohnte, in eines der befreiten Lager, um dort mit seinen Brüdern für einen Tag zusammen zu sein; er erfuhr in diesen Stunden die ganze seelische Güte und geistige Wärme, die dort wohnten. Im Gange der Unterhaltung erzählte er von seinen letzten Jahren in Deutschland und auch davon, wie da und dort, selbstlos und schlicht, ein Deutscher einem Juden geholfen hatte. Und er sagte dann, daß irgendeiner der Leute, denen die Menschen aus dem Lager heute oder morgen auf der Straße begegnen würden, möglicherweise einer dieser unbekannten Helfer sei, und alle hörten in achtungsvollem Schweigen zu. Tags darauf nahm er Abschied, und einige geleiteten ihn ein Stück Weges. Als ein Deutscher vorüberging, wandte sich dem Gaste eine leise Stimme zu: „Der unbekannte Helfer? Aber vielleicht ist er der unbekannte Mörder.“ Nur Schweigen konnte antworten. Fast alle diese Menschen sind weitergezogen, aber sie haben ihr Denken mitgenommen.

Dies sind die vier Betrachtungsweisen, die sich dem Versuche einer Diagnose anbieten, und sie meinen vier Fragen an den, der antworten will ...

Leo Baeck

Auszug aus: Israel und das deutsche Volk. In: Merkur VI. (Stuttgart, Oktober 1952, 10. S. 901 ff.)

b) Zuerst Wahrheit

Brief aus Jerusalem

Wenn drüben die Lichterbäume brennen und die Menschen das vertraute Lied von der stillen und heiligen Nacht singen, flammen auch in der dreimal heiligen Stadt Jerusalem die Lichter in den Fenstern auf. Während die Christenheit sich im Geiste den anbetenden Hirten an der Krippe von Bethlehem anschließt, denkt Israel zurück an die großen Heldentaten der Makkabäer.

Wer waren die Makkabäer? Sie stritten für das Vaterland und die Freiheit. Doch das taten andere auch. Aber sie stritten für mehr, wie der Bischof von Hippo, Aurelius Augustinus, erklärt: für die Wahrheit.

Das Kind in der Krippe war ein später Enkel der Makkabäer. Auch er, der Mann aus Nazareth in Galiläa, zog aus um der Wahrheit willen — und siegte unterliegend.

So gesehen, vereinigen sich die Lichter, die zu seinen Ehren in der stillen und heiligen Nacht angezündet werden, mit dem Lichte der Makkabäer, und miteinander könnten diese Lichter zu einer gewaltigen Flamme werden: für die Wahrheit.

Wo die Wahrheit nicht hervortreten darf, finden auch Gerechtigkeit und Liebe keinen Platz. Es ist noch nicht allzu lange her, da schämte man sich, solche Dinge zu sagen. Es gab, so verkündete man,

keine festen Tafeln der Werte mehr. Wir wissen, wohin der Weg ohne die festen Tafeln geführt hat. Wie viele Schuldige und Unschuldige in einem Meer von Blut und Tränen versinken mußten.

Eine Millionenzahl ist so leicht hingeschrieben. Je größer sie wird, desto unfäßlicher ist sie. Wir können uns den Einzelnen inmitten dieser Riesenanzahl nicht mehr vorstellen. Und doch war darunter ein Kind, mit großen, verwunderten Augen. Und es waren darunter eine junge Frau und ein alter Mann, der ein langes Leben mit seinen Nachbarn in der Eintracht gewohnt hatte.

Manch einer möchte nun von einer neuen Liebe sprechen und wünschte, es legte sich eine Schneedecke des Vergessens über diese Wahrheit.

Ich habe lange gezögert, ehe ich die Feder ansetzte, um das zu schreiben. Aber es kamen so viele Briefe aus Deutschland, und sie alle waren erfüllt von einer tiefen Sehnsucht nach Frieden. Neue, fremde Menschen schrieben mir. Christen, die ihr Leben unter den Stern von Bethlehem und das Kreuz von

Golgotha gestellt hatten. Aber auch Suchende, die keinen Stern haben, dem sie zu folgen vermögen, und einfach nach dem Bruder fragen in allen Völkern. Es war auch ein Mann darunter, der bot mir einen Gottesfrieden zwischen Deutschland und Israel an.

Nun, es wird vielleicht einen Frieden geben. Frieden, den die Mächte schließen, bleibt immer nur etwas Außerliches. Der echte Friede kann nur zwischen einzelnen emporwachsen. Viele fragten mich: Was können wir tun? Ich habe darauf nur die eine Antwort: Das Licht der Wahrheit anzünden. Es ist ein furchtbares Licht, und es leuchtet nicht traulich und heimelig, und man kann sich nicht daran wärmen. Und doch ist es dieses Licht, das zunächst angezündet werden muß, um weithin zu leuchten. Wenn wir einander in solchem Licht begegnen, und ihm standzuhalten vermögen und, zögernd und der ganzen Schwere der Stunde bewußt, die Hände erheben — so mögen sie zueinander finden.

Schalom Ben-Chorin

7. Paulinismus und Judentum

Ein Literaturbericht von Karl Thieme

Nachdem Pauli Durchbruch zum Quellpunkt seiner Lehre und seine Dialektik des Gesetzes im Lichte neuerer jüdischer und christlicher Publikationen betrachtet wurden (Nr. 17/18, S. 20), wollen wir nun die geschichtstheologische Spekulation des Apostels über die Sendung des Gottesvolkes und endlich (in Nr. 21) Pauli praktische Anstalten zu dessen Wiedervereinigung beleuchten.

3) Zu Pauli Geschichts-Theologie Israels

Angesichts von Pauli Thesen, daß 1. der Sinai-Bund, „welcher Hagar ist, zur Knechtschaft geboren hat“ (Gal. 4, 24), und daß 2. „damit voll werde die Sünde, das Gesetz sich einschlich“ (Röm. 5, 20; vgl. Gal. 3, 19 ff. und 2, 4: „die Eingeschlichenen“), findet Klausner, hier sei „nicht bloß die politische Seite des messianischen Glaubens aufgehoben, sondern auch der Gedanke der Auserwähltheit des jüdischen Volkes, den Paulus selbst eigentlich anerkennt“ (S. 494). In dem angehängten Relativsätzchen leuchtet für einen kurzen Moment auch die Lichtseite der paulinischen Israel-Verkündigung auf, um in allem weiteren wieder unbedenklich ignoriert zu werden, sodaß dann allerdings ganz selbstverständlich „der gesunde Instinkt des jüdischen Volkes“ gar nicht anders konnte, als „sich Paulus und seiner Lehre zu widersetzen“ (S. 495). Wird so vom „Historiker“ das wirkliche Problem wieder einmal durch Ausschließlichkeit setzen nur einer Seite eines paulinischen Doppelaspekts beiseite geschafft, so wird der scheinbare Widerspruch in diesem Falle auch beim Romanriener — Schalom Asch — mehr abgeschwächt als wirklich aufgelöst in seinen allzustark verkürzten Wiedergaben der Episteln an die Galater (S. 476) und an die Römer (S. 330 ff.). Was Paulus hier über die Juden sagt, ist mit gewagten Bildern („er verwundete sie, daß Blut floß, und küßte mit dem Munde das Blut weg“) und mit unpräzisen Allgemeinheiten („er wechselte zwischen Segnung und Fluch“) wirklich

weder zu referieren noch gar verständlich zu machen.

Und selbst Bubers subtile Text-Analyse versagt hier. Etwa wo es von Paulus bei ihm heißt: „... er läßt den Willen Gottes, Israel zu verstocken, am Sinai selber zu wirken beginnen, in der Stunde also, da es zu Israel und zu seinem Volke wird ...“ (S. 87) Und später: „Die Liebe Gottes, von der er spricht, hat kaum je einen anderen als einen eschatologischen Sinn, ist — mit Ausnahme etwa einer vereinzelten Erwähnung des um der Erzväter willen geliebten Israel (Röm. 11, 28), die aber ebenfalls eschatologisch intendiert ist — stets mit Christus als dem Herrn der endzeitlichen Gemeinde verbunden ... Aus dem Zeitenabgrund zwischen Erwählung und Erlösung sieht auch hier kein liebendes Gottesantlitz hervor.“ (S. 142; noch finsterer S. 91)! Bubers Paulus hat hier eine fatale Ähnlichkeit — nicht mit dem wirklichen Heidenapostel, dessen von Karl Barth (Dogmatik II/2, S. 335) mit Recht unterstrichene Feststellung, daß auch hier die noch ‚teilverhärteten‘ Juden schon „jetzt Erbarmen finden sollen“ (Röm. 11, 32 s. u.), in keiner unserer Übersetzungen mehr abgeschwächt werden dürfte, wohl aber — mit jenen Christen, die sich Neigung zu den Juden erst von dem Moment an vorstellen können, wo dieselben zu Jesus bekehrt sind (durch unsern Haß?), und die sich wohl gar nach ihrem eigenen Bilde das eines Gottes zurechtdichten, der für sein Volk andres empfinde als manchmal (Luk. 19, 41 ff; Zach. 14, 2 ff) bekümmerten Zorn und immer (Js. 62, 11 f.) suchende Liebe.

„An dieser Stelle zumal zeigt“, wie Schrenk (Judaica 3, 1, S. 19) treffend hervorhebt, Bubers „Referat eine gewisse Schwarz-Weiß-Malerei, die z. B. eine Äußerung wie die von der göttlichen ANOCHE (das ‚An-sichhalten‘ im Zorneswirken in Nachsicht, Langmut, Geduld) in Röm. 3, 25 f. die ausdrücklich Bezug hat auf die vorchristliche Zeit, nicht in Anrechnung bringt. Gerade sie zeigt, daß der Gott des Paulus

auch vor Christus kein nur Zürnender, sondern auch ein sich Erbarmender ist. An der Verzeichnung des Paulus, dessen Gott in der Phase vor Christus kein gnädiger, barmherziger, liebender Gott sein soll, ist einmal schuld eine Trennung von Zorn und Gnade, während beides dem Gottesbild des Paulus als immer vorhandene Synthese seines Wesens stets implicit ist, aber auch die Vekennung der Wesensart des Eschatologischen. Wenn, wie zugegeben wird, bei Paulus die Barmherzigkeit Ziel des Weltplans ist, so ist eben diese Barmherzigkeit nicht nur eschatologisch, denn das Eschatologische läßt das, was von jeher vorgezeichnet ist ... zur Vollendung gelangen. Es ist nicht etwas Urneues, am Ende der Zeiten aus den Wolken Fallendes, sondern die Vollführung des göttlichen Seins, Wollens und Handelns von jeher in krönender Endgestaltung."

Man kann diese Gedanken Schrenks als echt neutestamentliche, ja speziell paulinische Stellungnahme zum jüdischen Schicksal bis zu Jesus, aber auch seit Jesus, kaum genug durchdenken und beherrzigen und wird sie durch Barths Gedanken zu jenem zweiten „jetzt“ in Röm. 11, 32 ergänzen dürfen:

„... nicht zukünftig, sondern gegenwärtig ist ja das den Heiden erwiesene Erbarmen, und indem dieses und also das Mittel des göttlichen Erbarmens auch für die Juden schon Gegenwart ist, ist heimlich auch schon jene Aktion des Erbarmens Gottes den Juden gegenüber in Gang begriffen. Es ist (wer Ohren hat, zu hören, der höre!) das Abschieben der Judenfrage in die Eschatologie, das dem christlichen Antisemitismus durch dieses auffallende zweite ‚jetzt‘ unmöglich gemacht wird. Daß Israels Hoffnung wirklich seine und der Kirche Hoffnung und also Zukunft ist, ändert nichts daran, daß die Verantwortung der selber von Gottes Erbarmen lebenden Kirche Israel gegenüber schon volle Gegenwart ist.“ (Dogmatik II, 2 S. 335).

Noch verborgen und doch schon volle Gegenwart ist Gottes Erbarmen für Israel in jenem ‚jetzt‘, in den „Fristen der Heiden“, während deren „Jerusalem von den Heidenvölkern niedergetreten wird“ (Luk. 21, 24); bereits offenkundig (1. Kor. 10, 1 ff.; vgl. Hebr. 11, 29 f) und doch erst auf zukünftige eigentliche Erfüllung hin ausgerichtet (2. Kor. 3, 1; vgl. Hebr. 3, 3) hat eben dieses göttliche Erbarmen aber auch nach Paulus schon seit der Sinaizeit über Israel gewaltet.

„Was ist denn nun das überragende des Juden oder welches der Nutzen der Beschneidung? Viel in jeder Hinsicht, und zwar in erster Linie, daß ihnen die Offenbarungsworte Gottes anvertraut worden sind!“ (Röm. 3, 1 f.) Das geschah am Sinai, und das gilt für immer (Röm. 9, 4); „denn Gottes Gnadengaben und die Berufung sind unbereubar“ (Röm. 11, 29). Darum ist und bleibt der Juden-Name für Paulus (Röm. 2, 28 f.) wie für Johannes (Apk. 2, 9; 3, 9) Ehrenname und mag wohl um unwürdiger Träger willen gelästert werden wie ja auch der christliche (Jak. 2, 7) und der des beiden gemeinsamen einzigen Gottes (Röm. 2, 24), kann aber seine innerste Würde, den Charakter des Appells an jeden, der ihn trägt, und jeden, der ihn hört, nie verlieren; „sie erinnern uns an Gottes Gesetz“ (Innocenz III.) im weitesten Sinne des Wortes, das war und ist und bleibt ihre unverlierbare Sendung bis zum Jüngsten Tag, — paulinisch gesprochen.

Eben damit ist dann aber auch gesagt, daß die Aufreizungs- und ‚Verstockungs‘-Tendenz am Gesetz

(2.) allerdings wie schon im Urgebot von Eden: „Nicht sollt ihr essen ...“ (Gn. 2, 17) potenziert im breiter entfalteten Sinai-Gesetz aktiv wird: „Nicht sollst du begehren ...“ (Röm. 7, 7; vgl. Ex. 20, 17; Dt. 5, 21), gesagt auch, daß diese Tendenz je und je gottgewollt ist, „damit voll werde die Sünde“, also die Erlösung als Gnadengabe, nicht als Lohnanspruch erfahrbar.

Und insofern ist allerdings der Sinai-Bund: Hagar, die zur Knechtschaft, genauer: zur Erkenntnis der Sündenverknechtung führt; aber das Volk, das diesen Hagar-Bund passiert, heißt stets nur ‚Ismael‘, solange und soweit es sich aktuell ‚isaakwidrig‘ betätigt (Gal. 4, 28 f.; vgl. 1 Th. 2, 15 f.), bleibt aber über jede seiner gnädig an ihm heimgesuchten Verirrungen hinweg „das Würmlein Jakob“ (Is. 41, 14; vgl. 27, 9), das am Ende unumstößlich zum ‚Israel Gottes‘, Asrahams Erben, berufen ist. (Gal. 6, 16; vgl. Nr. 10/11, S. 35, Sp. 2 Mitte)

Es heißt also Paulus geradezu grotesk mißverstehen, wenn man wähnt, daß er diesem seinem Volke am Sinai „kein liebendes Gottesantlitz“ zugewendet sehe, da es der Vater in jene Zucht gibt (Gal. 3, 24), ohne die es doch gerade nach biblischer Offenbarung und Glaubenserfahrung keine wirkliche Liebe gibt (Ps. 94, 12; Prov. 13, 24; 19, 18; vgl. 2. Makk. 6, 13 ff.).¹⁾

Aber es ist ein nicht weniger unhaltbares — nur leider noch weiter verbreitetes — Mißverständnis Pauli zu verkennen, daß auch nach ihrer Verwerfung des apostolischen Auferstehungszeugnisses „die Juden“ für ihn Gottes Volk, „Israel“ sind und bleiben (Röm. 9, 4). Nur, daß er unter ihnen wieder einmal die prophetische Scheidung eingetreten sieht, zwischen jenem ‚heiligen Rest‘ unter ihnen, an dem die Begnadung schon stellvertretungsweise für die Gesamtheit — offenkundig ward (Röm. 11, 1 f. 5), auf der einen Seite und jenen ‚Übrigen‘ auf der andern (11, 7), derentwegen man sagen muß, daß „Verhärtung zum Teil dem Israel“ geschah (11, 25), bis es „ganz“ gerettet wird (11, 26); vgl. die weiteren Ausführungen in dieser Nummer, S. 26 f., im Kommentar zu Röm. 9—11, Nr. 7 und vielfach anderwärts, sodaß wir hier nicht ausführlicher werden zu müssen meinen.)

Diese paulinische Konzeption, die Buber in problematischer Einheitsfront mit dem von Barth bekämpften ‚christlichen Antisemitismus‘ als ‚nur‘ eschatologische Gottgeliebtheit seines Volkes in der Sicht des Apostels mißdeutet, wird heute auch im protestantischen Schrifttum meist richtiger gesehen, als die des (mit konfessioneller Polemik belasteten) ‚Gesetzes‘ (neuerlich etwa bei K. L. Schmidt, Die Judenfrage im Lichte der Kapitel 9—11 des Römerbriefes, Zürich 1943, und bei W. Vischer, vgl. Nr. 8/9, S. 31).

Aber was deutlich gesehen wird, findet darum noch keineswegs immer zutreffende Beurteilung. Holzner läßt hier plötzlich den Apostel „seine früheren schroffen Ausführungen über das Gesetz“ fast bedauern(!); „sein Nationalgefühl bäumt sich auf“ etc.

1) Daß auch ein überzeugter Jude dies begreifen und nachvollziehen kann, erweist das Beispiel von Max Brod, der in seinem Bekenntnisbuch „Heidentum, Christentum, Judentum“ (München 1921, II, S. 183) klar ausspricht: „das Bewußtsein der Sünde ist der erste Schritt zum Heil, das Gesetz also gibt den Juden einen gewissen Vorrang, weshalb ihnen (nach der paulinischen Auffassung: Röm. 1, 16; 3, 20) das Evangelium zuerst verkündigt worden ist.“ Auch sonst sieht der Jude Brod Pauli Gottes-Dank nicht an, wie wir sie unter 2) entwickelten, so daß wenigstens hier das, was er tatsächlich lehrte, christlich-jüdisches Einverständnis leichter sein sollte, als Buber und Schoeps oft vermuten lassen.

(S. 332); und auch Davies redet von „Nationalismus“, „Patriotismus“ und von Pauli Weigerung, „seine Nation der logischen Konsequenz aufzuopfern“ (S. 33); — so wenig begreifen diese Autoren, daß ja das Problem des jüdischen Volkes vom Apostel „nicht nur wegen einer natürlichen Zuneigung des Blutes, sondern vielmehr, weil es ein theologisches Problem ist,“ das der göttlichen Verheißungstreue nämlich, behandelt werden mußte (Wie Ricciotti S. 444, Anm. 5 treffend schreibt, um dann freilich S. 446 die Lösung durch an falscher Stelle eingetragene Lohngedanken gründlich zu verfehlen.) Wenn man also von den überwiegend verständnisvollen Kommentatoren des Römerbriefes absieht, von denen

hier nur Paul Althaus versagt, während zu den s. Zt. von uns beifällig zitierten katholischen Erklärern inzwischen Josef Kürzinger in der Echter-Bibel hinzugekommen ist (Echter Verlag, Würzburg 1951), muß man leider feststellen, daß in der eigentlichen Paulus-Literatur das Verständnis für des Apostels Deutung der Geschichte seines Volkes noch in den Kinderschuhen steckt; wie auf jüdischer so auch auf christlicher Seite; man wird mit Thomas von Aquin (Röm. 11, 25) sagen müssen: *ignorantia huius mysterii nobis damnosa fuit* (Thomas: esset) und wird fordern müssen, daß allerseits des Apostels Geschichts-Theologie Israels richtiger begriffen und dargestellt werde. (Schluß folgt)

8. „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk“

Evangelische Adventsandacht für Radio Bremen von Pastor Lothar Ahne, Beienrode a. H.

Wenn der Gott Israels gelobt sein soll, wird uns eine große Weite aufgetan. Gelobt, willkommen heißen, das will bedeuten: Gut von dem Gott Israels reden, und ihm recht geben in all seinen Wegen von Abraham bis auf den Messias Jesus von Nazareth, dessen Wegbereiter der greise Zacharias auf den Armen hält. Gott ist treu, denn seinen Bund mit Abraham: „In dir sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden“ — diesen Bund hat der Gott Israels eingehalten. Und er wird ihn einhalten um seiner Treue an Israel willen. Wer das in diesen Worten nicht mithört, der hört das Entscheidende nicht mehr. Wer nicht mit Zacharias sagen kann, daß der Herr als der Gott Israels seine Wege in der Geschichte der Menschheit gegangen ist, geht und gehen wird, der vernimmt nicht die Botschaft der Bibel. Im Advent öffnen sich unter dem Wort neue Türen. Ihn loben, Ihn benedeeien heißt: Diese Seine ewigen Wege in der Menschenzeit gutheißen, einfach darum, weil es seine Wege sind. Alles Reden und Handeln Gottes — bei ihm ist Reden und Handeln gleich — zielt auf das Eine, auf das Herz der Weltgeschichte: daß sein Volk besucht und erlöst würde. Wer so die Wege des Herrn aus der Bibel abliest und sie anerkennt, der lobt ihn, der spricht das Benedictus recht im Advent des kommenden Menschensohnes und Messias Israels. Denn dazu hat Gott der Herr der Welt sich die Juden, Israel, auserwählt, daß er sie in Jesus von Nazareth besuchte und erlöste, und darin und damit auch uns, die Heiden. Gott hat Israel zuerst gemeint und geliebt, und Er wird es zuletzt lieben — die Juden bleiben ihm lieb und wert, sie zu besuchen und endlich zu erlösen. Es gehört zum prophetischen Geheimnis des ganzen Lobgesanges, daß in ihm sich alle Zeiten treffen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hier ist ja auch Mitte, Anfang und Ende der Zeit. Aber diese unsere Menschenzeit bleibt gebunden an Israel um Gottes des Herrn, um Jesu willen! O du verarmte Christenheit! Die du einen abendländischen Advent und Weihnachtszauber ohne Israel aus der Treue Gottes gemacht hast! Die du in dem Geliebten Gottes, in seinem Augapfel, in dem und mit dem der benedeeite Gottesname sich verbindet, deinen Feind gesehen hast! Wie hast du Gottes Wort und Bund überhört und bist an dem Gott

Israels vorbeigegangen und so auch an Israel selbst, dem heimlichen Ursprung der Kirche, also deinem Ursprung bis heute. Gott ist unendlich treu bis zu diesem Tage. Er bleibt der Gott Israels, gerade weil Jesus es besucht und erlöst hat. Die Geschichte, in der wir noch leben, zielt gerade auf diese Treue, sie ist ihr geheimnisvoller Sinn, den wir im adventlichen Lobgesang erfahren, „auf daß wir erlöst von der Hand der Feinde, Ihm dienen — auf daß Er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes.“ Ach Israel, wer hat so tief in diesem Schatten gesessen wie du — um Gottes willen hast du dich herangelitten an die Schwelle der Welten. So redet der Prophet des Gottes Israel. O Israel, ältester Bruder der Kirche, mußt du noch immer im Schatten sitzen, solange Geschichte ist? Sie wird enden, Israel, wir erwarten es mit dir und für dich gerade im Advent, denn dein Gott, unser Herr, hat es gesagt, und du wirst deine Füße auf den Weg des Friedens richten. Gelobt sei der Gott Israels — wenn wir das Wort und die in ihm beschlossene Wirklichkeit, wenn wir die Geschichte dieses Gottes nachdenken, werden wir solches erkennen im Benedeeien des Herrn. Wie Blaise Pascal erkannte — man fand die Worte auf Papier im Rockfutter des Toten —: Gewißheit! Gewißheit! Nicht der Gott der Philosophen und Weisen..., der Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jacobs... Gott Jesu Christi..., dein Gott ist mein Gott!“ Gelobt sei der Gott Israels — Lukas, der Heide im Neuen Testament, hat es uns überliefert und vorgesprochen. Geliebt sei das Volk dieses Gottes, die andere Hälfte der Kirche, bis zum weltenwendenden Advent. So sind wir mit dem Lobgesang des Zacharias dem Geheimnis Gottes, auf der Spur — auch auf der Spur des Herrn in der Weltgeschichte. Laßt uns diese Spur der Treue mit Glaube und Hoffnung sehen und recht adventlich mit heißem Herzen darauf warten, daß der eine Advent des Wiederkommenden anbreche, der sichtbar macht, was wir geglaubt und erlöst haben, und der uns sagen läßt: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden — dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein!“

Amen.

9. Echo und Aussprache:

9a) Zuschriften auf Nr. 17/18, 4 (Das Judentum in den Augen junger Christen)

Ministerialrat Prof. Dr. Josef Antz schreibt aus Bonn: „... Es erfüllt mich mit Befriedigung, daß Sie die Rundbrief-Arbeit so unverzagt fortsetzen. Denn sie ist notwendig. Das kann kein aufmerksamer Beobachter der Zeitverhältnisse übersehen.

Vor kurzem schrieb mir noch einer der angesehensten Dichter Deutschlands, daß er auf einer Vortragsreise durch Deutschland immer wieder besorgniserregende Anzeichen jenes finsternen Ungeistes festgestellt habe, mit dem wir noch lange zu tun haben werden.

So halte ich denn für besonders wichtig, daß Sie den Lesern Ihres Rundbriefes solch handgreifliches Quellenmaterial bieten, wie es in Nr. 17/18 S. 7 ff und S. 9 ff. zu finden ist. Natürlich halte ich auch alle pädagogischen Anleitungen (z. B. S. 12 ff.) für sehr wertvoll...“

Oberrabbiner Dr. Leo Baeck (früher Berlin) schreibt aus London:

„... Erst verspätet, aber aufs herzlichste, danke ich Ihnen für den letzten Rundbrief. Er ist ganz besonders gut und hat mich in allen seinen Teilen sehr interessiert, nicht zum Mindesten die Nr. 4. Es ist doch notwendig zu sehen, was ist, um dann zu wissen, welchen Weg man einschlagen soll...“

9b) 1) Zur Friedensbitte und Ölbaumspende an Israel:

In Nr. 17/18 S. 28 ff. berichteten wir von Stimmen zur Ölbaumspende. Wir weisen darauf hin, daß die Ölbaumspende unverändert weitergeht, freuen uns, einen guten Anfang mitteilen zu können, und daß der Jüdische Nationalfonds den ersten Teilbetrag angenommen hat. Wir danken allen Spendern, Helfern. Insbesondere auch den Zeitschriften, die sich einsetzen und erbitten herzlich weitere Hilfe.

Der Vorstand des Jüdischen Nationalfonds (Keren Kajemeth Leisrael) hat Herrn Senatsdirektor Erich Lüth ein Dankschreiben für die Überweisung des ersten Teilbetrages von DM 30 000.— zur Anpflanzung von Öl bäumen im Herbst 1952 übermittelt. Darin heißt es u. a.: „Die von Ihnen ins Leben gerufene Aktion „Friede mit Israel“ hat durch Ihre so hervorragende Initiative bewiesen, daß es einen Weg und eine Möglichkeit gibt, das an dem jüdischen Volk begangene Unrecht zu mildern.

Der Jüdische Nationalfonds und weite Kreise unserer Glaubensgenossen im In- und Ausland sind davon überzeugt, daß Ihr unermüdliches Eintreten für eine kommende Entspannung doch eines Tages von Erfolg gekrönt sein wird.“

Viele Spenden sind auf Aufrufe in Zeitschriften zurückzuführen (u. a. insbesondere „Bekennende Kirche auf dem Wege“, „Der christliche Sonntag“, „Michael“, „Pax Christi“).

Besonders beteiligt haben sich wiederum: Studentengemeinden beider Konfessionen und Schulklassen.

9b) 2) Aus Postabschnitten mit Ölbaumspenden

zitieren wir einige weitere charakteristische Äußerungen:

„Ich las den Aufruf zur ‚Ölbaumspende‘ in ‚Bekennende Kirche auf dem Wege‘ und grüße Sie und Ihre Arbeit mit dem 122. Psalm („Bald sollen unsere Füße stehen, Jerusalem in deinen Toren.“ ... Bankangestellter. ... sendet DM 5.—.

„In ‚Pax Christi‘ Nr. 4 lese ich Ihren Aufruf zur Ölbaumspende. Ich bin von diesem Artikel zutiefst beeindruckt und sage dem Urheber dieses Gedankens sowie den Ausführenden Dank. Die seinerzeitigen ungerechten Maßnahmen gegen die Juden haben mich in ganzer Seele erschüttert...“ Inhaberin einer Schreibwarenhandlung sendet je DM 5.— von ihrer Familie und der Familie ihres Sohnes.

„Ölbaumspende übersendet mit Freuden und herzlichem Gruß Schwester ... Kinderheim...“ sendet DM 10.—.

„Diese Ölbaumspende wurde gestiftet von der Untersekunda des ... Gymnasiums in ... nachdem ich der Klasse unsere christlich-katholische Ausgabe in Bezug auf die Wiedergutmachung gegenüber den Juden eindringlich

vor Augen gestellt hatte. Religionslehrer ...“ sendet DM 5.—.

Ein Volksschullehrer schreibt: „Von Herzen gern benutze ich die Gelegenheit der Ölbaumspende zu einer kleinen Gabe. Ich überweise auf Ihr Konto DM 10.— und zwar sind DM 5.— von mir (ich bin Vertreibener aus Schlesien) und DM 5.— von meiner Schülerklasse, 7. Jahrg., der Schule ... Als ich die Kinder einen Gedanken zu dieser Spende niederschreiben ließ, war dessen Inhalt hauptsächlich ein Schuldbekenntnis, verbunden mit dem Wunsch zur Wiedergutmachung...“

Ein Pfarrer sandte innerhalb der Weihnachtszeit DM 20.— und nach einigen Tagen nochmals einen Betrag von DM 40.— („nochmals DM 40.— für 8 Öl bäume“).

Auf das Postscheckkonto der Ölbaumspende in Freiburg sind bis Ende Dezember 1952 DM 4300.— eingegangen.

9c) Der „Alte Bund“ im Neuen.

Nochmaliger Meinungsaustausch mit Prof. Dr. M. Meinertz, Münster

Unter der Überschrift „Vorhalle oder Heiligtum?“ veröffentlichten wir in Nr. 17/18 einen Briefwechsel mit H. H. Prof. Meinertz über die neutestamentliche Einordnung des Alten Testaments und des Judentums. Dankenswerterweise hat unser Gesprächspartner den Austausch hierüber im Rahmen eines Aufsatzes über „Recht und Pflicht zur Judenmission“ in der Zeitschrift: „Missionswissenschaft und Religionswissenschaft“ (1952, 4, S. 241—257) weitergeführt.

Wir möchten im Folgenden seine Argumentation zu den vier zwischen ihm und uns noch ungeklärten Punkten in derselben Reihenfolge wiedergeben, in der sie schon in Nr. 17/18 durchdiskutiert wurden; nur, daß wir diesmal einfachheitshalber auf H. H. Prof. Meinertz Gedanken gang jeweils sofort unsere Antwort folgen lassen. Dies soll dann auch noch in einem durch den genannten Aufsatz neu aufgeworfenen fünften und besonders wichtigen Punkte geschehen, nämlich zu der Frage: „Juden-Mission“ oder „Ökumenisches Gespräch“?

Vollkommen eins mit unserm Partner in dem Bestreben, „die neutestamentliche Linie im Verhältnis zum Volk der Juden möglichst klar herauszustellen“ (S. 257), sind wir uns durchaus dessen bewußt, daß dazu oft das Verlassen tiefeingewurzelter Denkgewohnheiten nötig ist. Wie wir selbst das nur schrittweise gelernt haben, so dürfen wir es auch bei andern nicht von einem Tag auf den andern erwarten — aber um so dankbarer sein, wenn uns offen geäußerte und begründete Einwände Gelegenheit geben, die eigenen Auslegungsergebnisse zu überprüfen, zum Teil zu korrigieren, zum Teil zu bekräftigen und weiterzuentwickeln.

1.) „Daß aus dem verborgenen (aber gegenwärtigen!) Allerheiligsten des Alten Bundes heraus als letzter Sinn eben dieses ‚Alten‘ Bundes der ‚Neue‘ offenbar geworden ist“ (gemäß Röm. 10, 4; Mt. 27, 51), blieb unserer Erwartung gemäß — unwidersprochen. (Vgl. aber zu 4. !)

2.) Zu unseren Argumenten aus Schrift und Tradition dafür, „daß der volle Gehalt der alttestamentlichen Frömmigkeit — die neutestamentliche Frömmigkeit ist, das wahrhaft Jüdischste das Christliche“, bemerkt H. H. Prof. Meinertz:

„Das alles wird aus solchen neutestamentlichen Worten gefoltert wie etwa Jo. 1, 47, wo Jesus den Nathanael in Wahrheit einen Israeliten nennt, an welchem kein Falsch ist. Ich halte das

für eine überspitzte Konsequenzmacherei, die die unberechtigte These zur logischen Voraussetzung hat, daß Christentum weiter nichts sei, als geläutertes Judentum. Ebenso überspitzt die Aussage, daß wir Christen Juden seien, ... gar zu nahe der übersteigerten These von Bultmann: Jesus war ein Jude und kein ‚Christ‘.

Wir erwidern:

Soweit Bultmanns These die Behauptung einschließt, daß Jesus sich nicht als Messias und einziger Sohn des lebendigen Gottes gewußt habe, ist sie nicht nur überspitzt, sondern auch und durch verkehrt, eine im Ernst nicht diskutabile Leugnung des Evangeliums. Damit ist aber nicht das Geringste gegen unsere Auslegung jener neutestamentlichen Stellen gesagt, die — wie Röm. 2, 28; Apk. 2, 9; 3, 9 — zwischen bloß nominellen Juden, die abgelehnt werden, und wahrhaften Juden unterscheiden, die anerkannt werden und zu denen (als ihre Adoptivbrüder, ‚miteingepropfte Ölzeige oder dergleichen‘) auch wir Christen uns, wenn wir wirklich solche sind, mit Ammonios von Alexandria rechnen dürfen und sollen. Nicht weil Christentum „geläutertes“ Nominal-Judentum wäre, nein, weil es erfülltes Real-Judentum im Sinne der recht verstandenen alt- und neutestamentlichen Offenbarung ist. Wir fühlen uns hierin dadurch bestätigt, daß unser Partner gar nicht einmal den Versuch macht, die von uns zitierten neutestamentlichen Stellen als solche zu entkräften, sondern sich darauf zurückzieht, uns angeblich „logische“ Voraussetzungen oder Konsequenzen zu stellen, deren Nichtvorliegen jeder einzelne unserer Rundbriefe breit dokumentiert.

Bei alledem handelt es sich ebensowenig um müßigen Wort-Streit wie bei der heutzutage immer häufiger vorkommenden Inanspruchnahme des ‚Katholischen‘ durch evangelische Christen. Jahrhunderte hindurch dachte der Protestant nicht daran, ‚Katholik‘ heißen zu wollen; er wollte höchstens möglichst viele Katholiken zu Protestanten machen. In den letzten Jahrzehnten aber ringt die evangelische Christenheit um ‚Katholizität‘; gewiß nicht immer auf Wegen, die uns zum Ziel zu führen scheinen; aber doch so, daß die unabweisliche Aufgegebenheit der ‚Una Sancta Catholica Ecclesia‘ immer entschiedener anerkannt wird. Noch unausweichlicher aber ist von Gott die schließliche Einung von Juden und Heiden im messianisch erneuerten Gottesvolke geheißt und verheißen. Wir helfen ihr den Weg bereiten, wenn wir in der katholischen Christenheit das Bewußtsein wachzurufen suchen, daß wahres Judentum gemäß der von diesem anerkannten — alttestamentlichen — Offenbarung nach deren (von uns geglaubtem) neutestamentlichen Verständnis seine Erfüllung im wahren Christentum gefunden hat; daß wir uns die einstige Vereinigung nimmermehr als einen ‚Selbstverrat des Judentums‘ vorstellen, sondern als dessen Heimkehr zu seiner eigentlichen Berufung; daß wir dieser — gemäß Pauli Mahnung (Röm. 11, 17 ff.) — nicht als überhebliche Besserwisser gegenüberstehen, sondern als demütig dankbare ‚jüngere Teilhaber‘.

3.) Aber was besagt das alles angesichts der revolutionären Haltung, die schon Jesus zur offenbarten Gottes-Weisung eingenommen haben soll, keineswegs nur nach H. H. Prof. Meinertz Ansicht? Wir geben ihm zunächst ausführlich das Wort zu diesem wichtigen Punkte:

„Eine Schwierigkeit liegt in der Wertung des alttestamentlichen Gesetzes. Denn Jesus hat zu einer Zeit gewirkt, da der Alte Bund mit allen seinen Ein-

richtungen noch legitim war, und eine einheitliche Formel über die Art der Weitergeltung des Gesetzes liegt nicht vor. Erst Paulus hat sich grundsätzlich, nachdem der Alte Bund mit dem Tode Jesu endgültig in den Neuen Bund übergegangen war, mit der Gesetzesfrage befaßt. Aber auch er hat sie nicht systematisch lehrhaft erörtert, selbst nicht im Römerbrief. Jedenfalls ist es sehr mißverständlich, zu sagen, daß Jesus „die uneingeschränkte Geltung des Gesetzes wiederhergestellt habe“. So positiv Jesus zum Gesetz steht, so geht seine „Erfüllung“ doch weit über den Wortlaut des Gesetzes hinaus, ja führt zur Zerbrechung der Schale. Wie souverän er über das Gesetz verfügt, sieht man besonders deutlich an seiner förmlichen Aufhebung der Bestimmung von der Ehescheidung. Wenn Jesus für die Unauflöslichkeit der Ehe auf das Gotteswort im Paradies nach dem Bericht der Genesis (2, 24) hinweist (Mt. 19, 5.8), so tut er dies zur Erläuterung seiner eigenen Machtvollkommenheit, man darf aber nicht sagen, daß eine ursprüngliche Gesetzesstelle eine spätere, einschränkende Gesetzesstelle ablöste. Das „Gesetz“, von dem hier und oft bei Paulus die Rede ist, ist vielmehr das durch Moses von der Gesetzgebung am Sinai an promulierte Gesetz. Die Paradiesesworte gehören nicht dazu. Die Redaktion des „Rundbriefes“ begegnet dieser Erwägung mit der Binsenwahrheit, daß auch die Genesis, in der die Paradiesesworte stehen, zur Thora gehöre. Allein der Begriff des „Gesetzes“ haftet im Neuen Testament an der Person des Moses, und zwar nicht an der Berichterstattung (wie in der Genesis), sondern an der Promulgierung (die natürlich im Namen Jahves erfolgte). Jo. 1, 17 sagt ausdrücklich: „Das Gesetz wurde durch Moses gegeben“, ja auch an der Stelle der Ehescheidung wird nur beim Wort aus dem Deuteronomium (24, 1), nicht aber beim Paradieseswort, auf Moses hingewiesen (Mt. 19, 7.8). Paulus nennt die Zeit „bis zum Gesetz“ die Zeit von Adam bis Moses (Röm. 5, 13.14). Wie wenig die Berichterstattung in der Genesis zu diesem „Gesetz“ gehört, zeigt die paulinische Wertung des Patriarchen Abraham. Auch von ihm berichtet die Genesis, und doch stellt Paulus ihn in betonten Gegensatz zum Gesetz. So wird etwa Gal. 3, 17 die Verheißung von Abraham, die er gläubig aufgenommen hat, dem „erst vierhundert Jahre später gekommenen Gesetz“ gegenüber gestellt, das diese Verheißung nicht umstoßen könnte. Darum ist die sonderbare Unterscheidung zwischen „spätmosaisch“ (= mosaische Gesetzgebung) und „urmosaisch“ (= Paradiesesworte) völlig unbrauchbar.“

Wir erwidern:

Es trifft nicht zu, wenn mit dem Anspruch auf ausnahmslose Geltung der Satz aufgestellt wird: „der Begriff des ‚Gesetzes‘ haftet im Neuen Testament an der Person des Moses, und zwar nicht an der Berichterstattung (wie in der Genesis), sondern an der Promulgierung...“ Ausgerechnet in seinem ‚gesetzesfeindlichsten‘, dem ‚Galater-Brief‘ fragt Paulus beispielsweise: „Sagt mir doch, die ihr unter dem Gesetze sein wollt, vernehmt ihr denn nicht das Gesetz“ (4, 21), — um dann aus der Abrahams-Geschichte, also der ‚Berichterstattung‘, zu zitieren; ja im 1. Korintherbrief (14, 34) führt er sogar ein Gotteswort aus dem Buche Genesis (3, 16) ausdrücklich mit der Wendung ein: „...wie das Gesetz sagt!“ Ganz und gar entsprechend nun hat Jesus sich auf das Gesetz (die Thora) im weiteren Sinne berufen, als er jene Genesis-Stelle (2, 24) zitierte, um das Gesetz im engeren Sinne, die wahrlich ‚spät-

mosaische', nämlich noch nicht im Bundesbuch vom Sinai, sondern erst im Deuteronomium (24, 1 ff.) auftauchende Scheidungserlaubnis als dem letzten Sinn des Gesetzes zuwiderlaufend zu erklären, also eben, „die uneingeschränkte Geltung des Gesetzes wiederherzustellen“, wie es seinem ausdrücklichen Programm (Mt. 5, 17) genau entsprach. Von irgendwelcher „Erläuterung seiner eigenen Machtvollkommenheit“ ist gerade hier keineswegs die Rede; und da, wo er sein majestätisches: „Ich aber sage euch...“ spricht, in der Bergpredigt, da stellt er sich nicht dem ‚Gesetz‘, sondern einer seinen Sinn verfälschenden Überlieferung entgegen, dem was „zu den Alten gesagt ward“ (Mt. 5, 21.27.33); auch der Scheidebrief taucht hier bezeichnenderweise als ein ‚Gesagtes‘ auf (5, 31), nicht als ein „Es ist geschrieben“. Wenn wir also wahrhaft neutestamentlich denken wollen, wie es Meinertz proklamiert, dann müssen wir uns die gewiß nicht immer geringe Mühe machen (mit der z. B. ‚Barnabas‘ kläglich gescheitert ist), die gesamte Offenbarung durch Jesus und seine Apostel als sinngemäße Erfüllung, Bestätigung und Wiederherstellung des Gesetzes im weiteren Sinn zu verstehen, d. h. der Gottesweisung in ihrer Totalität, wovon das überwiegend so genannte ‚Gesetz‘ im engeren Sinn, d. h. vom Sinai, nur einen durch die vorwegberichteten Gottesweisungen und -verheißungen von vornherein relativierten Teil darstellt. Sagt doch auch Paulus ausdrücklich im Römerbrief (3, 31): „...Entkräften wir nun das Gesetz durch den Glauben? Nimmermehr! Sondern wir bestätigen das Gesetz.“ (Vgl. Nr. 17/18, S. 22 ff. ‚Pauli Dialektik des Gesetzes‘!)

4. Entsprechendes gilt nun aber auch vom ‚Alten Bund‘ als ganzem, wozu wir zwei nach unserer Ansicht einander widersprechende Gedankengänge unseres Gesprächspartner getrennt behandeln wollen. Er schreibt:

„Gewiß ist es richtig, daß der Alte Bund im Neuen Bund erfüllt ist. Insofern geht eine einheitliche Linie von den alttestamentlichen Bundesschlüssen bis zum Neuen Bund. Dieser ist vom Gottessohn begründet worden, der eben der von den Propheten verheißene Messias ist. In dieser „Erfüllung“ liegt naturgemäß eine „Ablösung“, aber keine „Bestätigung“ des Alten Bundes, wie die Herausgeber des „Rundbriefes“ meinen. Eine Bestätigung ist nur insofern darin zu finden, als die Begründung des Alten Bundes durch Gott und seine Grundlage für den Neuen Bund anerkannt werden. Dieser „Alte Bund“ ist aber mit Christus in einen „Neuen Bund“ übergegangen, der mit all den Heilseinrichtungen und Segnungen ausgestattet ist, die der Alte Bund noch nicht kannte. Es ist kein Zufall, daß gerade bei der Einsetzung der Eucharistie vom „Neuen Bund“ die Rede ist (Lk. 22, 20), und Oepke hat völlig recht, wenn er sagt: „Nirgends entfernt sich Jesus — unter voller Aufrechterhaltung des Gottesvolk- und Bundesgedankens — so weit von der Synagoge wie hier.“ Man hat kein Recht, Hebr. 8, 13 abzuschwächen, wo es unter Hinweis auf den „Neuen Bund“ bei Jer. 31, 31 ff. heißt: „Wenn er von einem Neuen Bund spricht, dann hat er den früheren für veraltet erklärt.“ (S. 254/255)

Wir erwidern:

Wenn wir mit dem Römerbrief (3, 31; 9, 4; 11, 29) betonen, daß Gottes ‚Altes‘ Bundesvermächtnis ein für allemal unumstößlich und im ‚Neuen‘ bestätigt ist, H. H. Prof. Meinertz aber mit Hebr.

8, 13 durch den Neuen Bund „den früheren für veraltet erklärt“, dann muß angesichts der Unmöglichkeit eines Selbstwiderspruchs in Gottes Wort, gefragt werden, in welcher Hinsicht das Letztere gilt. Liest man dann bei dem neutralen Sachverständigen des Theol. Wörterbuchs zum Neuen Testament“ (IV, 1071), „daß der Hb nicht eigentlich thematisch nach dem Verhältnis von Gesetz und Evangelium fragt, sondern nach dem Verhältnis des altlichen Priesterdienstes zu Priesterdienst und Priestertum Jesu“, so bedeutet es daraufhin wahrhaftig kein ‚Abschwächen‘ des Hebräerbriefs, sondern ein Ernstnehmen seiner spezifischen Aussage, wenn man feststellt, wie wir taten, daß er „nur das fleischliche Praktizieren der im Alten Bund selbst als vorläufig offenbarten Liturgie“ als ‚veraltet‘ erklärt. Wir fügen bei, daß er dafür auch wieder die Thora selbst als Zeugin anruft, aus welcher er ja seine Beweisführung für das dem levitischen überlegene Priestertum Christi „nach der Ordnung des Melchisedek“ entnimmt. So gehört es eben zur Bestätigung und Erfüllung dieses erstaunlichen ‚Alten Bundes‘, daß er in bestimmten, von vornherein in ihm vorgesehenen Hinsichten (akzidentuell) „veraltet“ und dabei dennoch das unumstößliche Vermächtnis bleibt, das Gott „zuerst den Juden, dann den Heiden“ (als auch unter Einschuß dieser zu gewährenden ‚Neuen Bund‘) zugesagt hat, ohne Sich durch synagogales Mißverständnis dieses Bundes in seinem Heilsratschluß für alle beirren zu lassen; im Gegenteil, solches voraussehend und zum desto größeren Heil wendend. (Röm. 11, 27 ff.)

Wir freuen uns nun, daß H. H. Prof. Meinertz selbst im unmittelbaren Anschluß an den zuletzt von ihm zitierten Gedankengang mit Erwägungen fortfährt, die ganz in der Richtung unserer Erkenntnisse liegen, ja noch einen Schritt weiter gehen als bisher wir, worin wir ihm dankbar folgen. Nämlich, wenn er schreibt:

„Es ist unrichtig zu sagen, daß bei der Parusie nach Röm. 11 „die suspendierte Privilegierung der Juden“ wieder auflebe. Sie ist nämlich tatsächlich niemals suspendiert worden, wie besonders deutlich das „zuerst“ Röm. 1, 16 zeigt. Sie steckt in dem, was man den charakter indelebilis der Juden nennen kann. Bei der Parusie braucht daher diese Privilegierung der Juden nicht aufzuleben, sie wirkt sich vielmehr in der besonderen Fürsorge Gottes aus, so daß Israel in den Neuen Bund aufgenommen wird.“ (S. 255) Hiermit dürfte in der Tat das Wesentliche richtiger gesagt sein als mit unserem bisherigen Versuch, dasselbe mit dem Begriff der ‚suspendierten Privilegierung‘ auszudrücken; es ist gewissermaßen nur deren volle Nutznießung, was bis zur Vereinigung von Kirche und Synagoge der letzteren noch so wenig zufällt wie dem Erstanwärter auf einen gemeinsamen Erbesitz dessen Ertrag, solange er sein angestammtes Erbe nicht antritt. (Sich „dem eigenen Ölbaum“ noch nicht wieder einpfropfen läßt, sagt Paulus, Röm. 11, 24).

5. Damit sind wir nun bei dem neuen Diskussionspunkt angelangt, der erst durch H. H. Prof. Meinertz letzte Publikation zwischen ihm und uns aufgetaucht ist, der ihren Haupt-Gegenstand bildenden Frage nach ‚Recht und Pflicht zur Judenmission‘. In unmittelbarer Auseinandersetzung mit unserem Rundbrief schreibt er dazu:

„Man muß auch wohl zwischen Judenmission und Heidenmission unterscheiden. Schon die Heidenmis-

sion als solche hat kein einheitliches Aussehen, wenn man das Missionsobjekt in Rechnung stellt. Die Mission unter den Primitiven etwa der Südsee ist etwas ganz anderes als die Mission unter gebildeten Japanern oder Indern. Die jüdische Religion ist gegenüber jeder heidnischen Religion eine Offenbarungsreligion, das Alte Testament ist den gläubigen Juden und dem gläubigen Christen gemeinsam. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs (Mt. 22, 32) ist auch der Gott des Christentums. Aber die Grenzscheide ist der menschgewordene Gottessohn, der den vertieften Gottesgedanken verkündigt und demgemäß ein neues Verständnis des Alten Testaments gebracht hat. Darum kann man vom Missionsstandpunkt aus das Verhältnis zu den Juden mit dem zu den nichtkatholischen Christen nicht einfach parallelisieren, wie es Thieme tut. Man wird gerne mit Rupert von Deutz nach dem oben angeführten Zitat zum Juden sagen: „Ich bringe dir, wie ein Bruder dem Bruder, Worte der Wahrheit nahe“, aber es geht zu weit, wenn man erklärt, daß ähnlich wie Katholiken und Protestanten sich gegenseitig nicht „missionieren“, sondern sich als „getrennte Brüder“ respektieren, man nur auf dieser Basis mit den Juden das Gespräch um die Wahrheit führen dürfe.“ (S. 247)

Wir erwidern:

Weil „der menschgewordene Gottessohn... ein neues Verständnis des Alten Testaments gebracht hat“ (was richtig ist), sei es nötig, die Juden — anders als die Protestanten! — zu „missionieren“?

Wo soll da die Grenze liegen? Es gibt heute bewußte Juden — einen Schalom Asch, einen Franz Werfel — welche, rein dogmatisch betrachtet, dem katholischen christlichen Verständnis des Alten Testaments und der Person Jesu von Nazareth näher stehen, als Millionen von Protestanten liberaler oder „freikirchlicher“ Richtung. Aber davon ganz abgesehen: Entweder ist jeder „Missions-Objekt“, der außerhalb der sichtbaren Römisch-Katholischen Kirche steht, die das Heil allein verbürgt hat; oder wir unterscheiden zwischen solchen Außenstehenden, denen die Offenbarungs-Religion noch fremd ist, „Heiden“ als Objekten der „Mission“ im engeren Sinn des Wortes, auf der einen Seite und solchen Außenstehenden, denen die Offenbarungsreligion (wenn auch auseres Erachtens nicht integral) vertraut ist, auf der anderen, als Partnern des ökumenischen Gesprächs um die Wahrheit. Denn dem, der von dieser Offenbarungswahrheit noch gar nichts weiß, muß man sie (missionarisch) verkündigen; mit dem, der sie — als Jude schon viel länger als wir Christen! — anerkennt aber anders als wir verstehen zu müssen meint, mit dem muß man sich über sie zu verständigen suchen im Sinne der römischen Instruktion vom Dezember 1949. Bei der Mission geht es um die Gewinnung neuer, beim ökumenischen Gespräch um die Wiedervereinigung getrennter Brüder. Dies von uns Christen endlich wieder — wie in der apostolischen Zeit — anerkannt zu finden, dürfen die Juden mit Recht erwarten. (Wie wir gewiß von ihnen, zu verstehen, daß auch die Fürsprecher des „Missions“-Gedankens heutzutage keine „Zwangs-Konvertisseure“ mehr zu sein pflegen und etwas Zeit brauchen, um die gewohnten Denkeleise zu verlassen; vgl. auch S. 34, Sp. 1).

Aufs Ganze gesehen, können wir H. H. Prof. Meinertz nur aufrichtig danken, daß er uns zur teilwei-

sen Bekräftigung und teilweisen Berichtigung unserer Gedankengänge Anlaß gab, und hoffen, daß weitere Partner sich an dem für Kirche und Israel so entscheidend wichtigen Gespräch beteiligen werden. (Dies gilt auch für den folgenden Punkt).

G. Mit besonderer Dankbarkeit aber zitieren wir abschließend noch aus dem selben Aufsatz eine Stellungnahme H. H. Prof. Meinertz zu Msgr. Straubingers von uns ausdrücklich nur als Diskussionsbeitrag veröffentlichter Interpretation der israelischen Staatsgründung als anhebende buchstäbliche Erfüllung alttestamentlicher Prophetie. Obwohl die Aussage, die neutestamentliche Offenbarung kenne gar nichts dergleichen, im Lichte von Luk. 21, 24; Apk. 20, 8 anteführbar erscheinen mag, wie auch die These, daß der Staat Israel „ein rein weltliches Gebilde“ sei und durchwegs „von seinen führenden Schichten ganz ausdrücklich als solches aufgefaßt“ werde, feinerer Nuancierung bedürfte, erscheint uns angesichts unter der Oberfläche weit verbreiteten Fragens nach einem etwaigen heilsgeschichtlichen Sinn dieser Staatsgründung und von ihr veranlaßter vielfacher Tendenz zu kurzschlüssigem Chiliasmus der nachstehende Appell zur Nüchternheit äußerst beachtens- und für die Vertreter eines überwiegend buchstäblichen Prophetie-Verständnisses beherzigenswert.

„Für den Missionsgedanken ist eine eigenartige Lage durch die Gründung des Staates Israel entstanden. Da dieser Staat ein rein weltliches Gebilde ist und von seinen führenden Schichten ganz ausdrücklich als solches aufgefaßt wird, hat er mit der alttestamentlichen Theokratie, die ganz und gar auf dem Jahwe-Glauben aufbaut, grundsätzlich nichts zu tun. Darum können auch die prophetischen Worte des Alten Testaments von der Rückkehr der zerstreuten Juden in die Heimat zu einem geläuterten Dasein und einer neuen Gottesverehrung nicht auf den neuen Staat bezogen werden. Es liegt doch wohl sehr fern, die gegenwärtige Sammlung des Volkes Israel in Palästina als einen Anfang der Rückführung in das messianische Reich zu verstehen. Freilich gibt es heute Christen, die ihre Judenfreundlichkeit so weit ausdehnen, daß sie die messianischen Weissagungen, wenigstens zum Teil auf die nationale Wiederherstellung des Volkes Israel beziehen und den heutigen Staat Israel in das messianische Blickfeld hineinnehmen. Sie verlangen, daß die vielen überschwenglichen Worte des Propheten buchstäblich verstanden werden, und da sie in diesem Sinne noch nicht eingetroffen sind, müssen sie die Zukunft mit der Wiedervereinigung im Heiligen Land im Auge haben. Erst von hier aus könne man dann die volle Verwirklichung im messianischen Reiche annehmen. Eine solche Auslegung ist aus neutestamentlicher Sicht nicht tragbar. Denn einen „Vorsatz Gottes“, die Juden „als nationale Einheit zu bewahren“ (Wilkinton, a. a. O. 72) und ihnen als messianischer Gemeinde das Heilige Land wieder-zuschenken, kennt die neutestamentliche Offenbarung nicht. Auch Röm. 11 ist davon nicht die Rede. Wohl aber zeigt das Neue Testament, daß die messianischen Verheißungen im Neuen Gottesvolk in Erfüllung gehen.

Wenn auf die Wörtlichkeit so großer Nachdruck gelegt wird, um die jüdisch-nationale Erfüllung heraus-zulesen, dann muß man ihr auch völlig gerecht werden. Wenn z. B. Ez. 37, 21—25 den Israeliten die Rückkehr nach Palästina und sein dauernder Besitz versprochen wird, so ist nicht zu vergessen, daß hier auch von „einem König“ die Rede ist (v. 22), der

über sie herrschen wird, vom König David, der „Fürst auf ewig“ sein soll (v. 24.25). Und in der großen Tempelweissagung (Ez. 40—46) wird der neue Tempel mit allen seinen blutigen Opfern geschildert, ja Kap. 47 ist von einer Tempelquelle die Rede, die sich als ein immer größer werdender Strom nach Osten ergießt und schließlich das Salzwasser des

Toten Meeres in Süßwasser umwandelt. Kann man, ja darf man das alles wörtlich verstehen? Und ist es nicht fast erschreckend, daß man, wenn die Worte vom dauernden Besitz („bis in Ewigkeit“) auf die heutigen Verhältnisse bezogen werden, damit annehmen muß, daß die Dauer dieser Verhältnisse offenbarungsmäßig sicher sei?“

10. Rundschau

10/1) Zum Tode Chaim Weizmanns

Der erste Präsident des Staates Israel, Professor Dr. Chaim Weizmann starb am 9. November 1952, einen Monat vor Vollendung seines 78. Lebensjahres, in seinem Heim in Rehovot.

In den zahllosen Beileidskundgebungen und Nachrufen aus aller Welt kam die außerordentliche Bedeutung dieses großen Menschen und zugleich Staatsmannes zum Ausdruck. Der britische Premierminister Winston Churchill sagte in seinem Telegramm an den Premierminister von Israel, David Ben Gurion: „Ich bin tief erschüttert, den Tod meines alten Freundes Dr. Chaim Weizmann zu erfahren. Die Welt hat einen ihrer hervorragendsten Mitmenschen und Israel einen getreuen Sohn verloren...“

Auch die deutsche Presse würdigte Leben und Werk des ersten israelischen Staatspräsidenten in einem nachhaltigen Echo. Unter der Überschrift „Gelehrter, Prophet und Staatsmann“ schrieb der „Rheinische Merkur“: „Mit Präsident Weizmann, der dieser Tage, aufgerieben durch seine unermüdliche Arbeit für den Zionismus und bei seiner Wahl vor vier Jahren schon fast völlig erblindet, kurz vor Vollendung seines 78. Lebensjahres in Rehovot gestorben ist, geht ein großer Gelehrter, ein großer Staatsmann, ein großer Mensch und die bedeutendste Persönlichkeit der modernen jüdischen Geschichte dahin. Man hat ihn einmal so charakterisiert, daß er das Gesicht Lenins, aber die Seele Gandhis habe. Wie alle Bonmots ist auch dieses einseitig; aber man kann wohl sagen, daß Weizmann einer jener heute so selten gewordenen Charaktere war, die den Enthusiasmus für eine große Sache verbinden mit den Tugenden der Geduld, des Maßes, der Toleranz und der unbedingten Friedensliebe und die ihr Leben und ihre Taten stets vor das Angesicht Gottes stellen.“

10/2) Maßnahmen zur wirtschaftlichen Vernichtung der Juden in Deutschland 1933—1945

Mit freundlicher Erlaubnis des Bearbeiters bringen wir einige Auszüge aus einer wichtigen Zusammenstellung, die die Jewish Trust Corporation for Germany durch ihren Justiciar Dr. F. Mueller-Heim für die Bearbeitung von Rückerstattungssachen herausgegeben hat, die aber nicht im Buchhandel erschienen und unverkäuflich ist: Die gesetzlichen und außerrechtlichen Maßnahmen zur wirtschaftlichen Vernichtung der Juden in Deutschland, 1933—1945. Hamburg 1952).

„Nicht weniger als 400 Gesetze und Verordnungen, die sich ausschließlich oder in besonderem Maße gegen die Juden richteten, sind in der Zeit der Herrschaft des Nationalsozialismus ergangen. Viele von diesen Gesetzen und Verordnungen sind heute fast unbekannt, zumal die Quellen vielfach nicht leicht erreichbar sind.“ Diese Zusammenstellung schließt sich im wesentlichen an die in Nr. 17/18 S. 41 besprochene Schrift von Bruno Blau: „Das Ausnahmerecht für die Juden in den europäischen Ländern 1933/45“ an. „Sie ergibt ein anschauliches Bild von dem Fortschreiten der wirtschaftlichen Vernichtung der Juden von 1933 bis etwa 1943. Dieses Bild zeigt, daß die Entrechtung der Juden und ihre Ausschließung aus dem wirtschaftlichen Leben in Deutschland nicht, wie vielfach angenommen wird, erst mit der Nürnberger Gesetzgebung oder gar erst mit dem Novemberpogrom 1938 begonnen hat. Die wirtschaftliche Vernichtung der Juden hat mit der Machtübernahme begonnen, nur das Tempo ist im Laufe der Zeit immer mehr beschleunigt worden.“ Wir greifen nur einige Verordnungen heraus, die zeigen, wie lückenlos der Weg von 1933 bis in die endgültige Vernichtung „geregelt“ wurde und die u. a. für die zermürbenden Etappen in das Grauen kennzeichnend sind.

Ziffer 1 enthält das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. 4. 1933, das durch Ziffer 4 vom 28. 9. 1933 ergänzt wird: Juden und Jüdisch-Verheiratete werden von der Anstellung als Arbeiter und Angestellte bei Behörden ausgeschlossen. — Durch Rundverfügung des Reichskommissars für die Preuß. Justiz vom 1. 4. 1933 wird den jüdischen Notaren in Preußen die Amtstätigkeit untersagt (Ziff. 11). Diese wird durch Ziffer 12 ergänzt; die das Vertretungsverbot für die jüdischen Rechtsanwälte in Preußen bestimmt.

Am 22. 4. 1933 verbietet eine Verordnung Neuzulassung von Ärzten bei den Krankenkassen und entzieht ihnen die Zulassung (Ziff. 12). Dasselbe gilt für Zahnärzte und Zahntechniker. Nach der Reichsarzteordnung vom 13. 12. 1935 erhalten Juden nicht mehr die Approbation als Ärzte, die ihnen nach der 4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 3. 4. 1936 entzogen wird. Nach dem Schriftleitergesetz vom 4. 10. 1933 dürfen Juden nicht mehr Schriftleiter sein.

Über die Beschränkung der Aufnahme jüdischer Kinder und Studenten in deutsche Schulen und Hochschulen vom 25. 4. 1933 (Ziff. 101) führt der Weg über das Verbot von Privatunterricht am 30. 6. 1942 schließlich zur Schließung sämtlicher jüdischer Schulen (Ziff. 106), eine Maßnahme, die die schwerstgeprüften jüdischen Menschen aufs Tiefste traf. Die unter Abschnitt D Freie Berufe aufgeführten Verordnungen führten u. a. zur Ausschaltung für Steuerberater, Devisenberater, Bücherrevisor, auf dem Gebiet der Kunst, Literatur und Musik, zu dem Verbot von Erteilung von Privatunterricht. Ebenso lückenlos sind die Beschränkungen der kaufmännischen und gewerblichen Betätigung („Juden wird der Besuch der Börsen verboten“ Ziffer 64, vom 20. 6. 1938).

Einige Abschnitte bringen Sondersteuern und steuerliche Benachteiligung sowie Benachteiligung auf dem Gebiet der Sozialfürsorge. (z. B. Erlaß des Reichsarbeitsministers über Kleinrentnerfürsorge vom 20. 11. 1936, wonach diese praktisch für Juden aufhörte.)

Die Existenz wurde immer qualvoller, lebensnotwendige Sachen mußten abgeliefert werden. (Anordnung vom 13. 11. 1941 (Ziff. 155) Juden haben in ihrem Besitz befindliche elektrische Geräte anzumelden und nach einer Anordnung vom 19. 6. 1942 ebenso wie Fahrräder u. a. ohne Entschädigung abzuliefern. — Nach einer Anordnung vom 9. 6. 1942 haben sie entbehrliche Kleidungsstücke abzuliefern.)

Vom 5. 12. 1938 (Ziff. 121): Juden werden Führerscheine und Kraftwagen-zulassungs-bescheinigungen entzogen. Es wird ihnen gleichzeitig der Besuch von Kinos, Konzerten, Lesehallen, Museen, Ausstellungshallen, Badeanstalten etc. verboten. — Sie dürfen bestimmte Straßen in Berlin nicht betreten. Am 29. 7. 1940 werden gemäß einem Erlaß des Reichspostministers Juden mit wenigen Ausnahmen Fernsprechanrufe zum 30. 9. 1940 gekündigt (Ziff. 146). Aber auch die Benutzung öffentlicher Fernspreckstellen wird ihnen verboten nach einer Anordnung vom 26. 12. 1941 (Ziff. 162).

Kennzeichnend für den Vernichtungswillen, der den Menschen auch seelisch vernichten wollte und dies in unfabbarem Maße auszuklügeln bemüht war, ist Ziff. 137 vom 23. 9. 1939 mit einer Anordnung der örtlichen Polizeistellen: „Die Juden haben am Tage des Versöhnungsfestes, des höchsten jüdischen Feiertages ihre Rundfunkgeräte persönlich auf der Polizeistelle abzuliefern.“

Am 1. 9. 1941 bestimmt die Polizeiverordnung über die

Kennzeichnung der Juden (Ziff. 149), daß Juden den Judenstern zu tragen haben und ist ein weiterer Schritt auf dem Wege zur unmittelbaren Vernichtung. Bezeichnenderweise wird sie ergänzt durch Richtlinien vom 10. 10. 1941 mit Vorschriften über die Erlaubnis zum Verlassen des Bereichs ihrer Wohngemeinde und zum Benutzen von Verkehrsmitteln (Ziff. 150). Vom 24. 4. 1942 ergeht dann ein Benutzungsverbot zur Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel. Das bedeutete u. a., daß die zu schwerer Fabrikzwangsarbeit Verpflichteten, z. B. in Berlin, stundenlange Wege zu Fuß zurückzulegen hatten. „Das Ergebnis dieses Feldzuges, der am 1. April 1933, am Tage des Judenboykotts, in Deutschland zum erstenmal in Erscheinung trat, sich an den Pogromtagen im November 1938 klarer abzeichnete und schließlich in der Errichtung der Gasöfen und Tötungslager einen schaurigen Ausklang fand, war die praktische Vernichtung des jüdischen Bevölkerungsteiles in Ost-, Mittel- und Westeuropa.“ (Die Haager Vertragswerke S. 55.)

Der III. Abschnitt Auswanderung berichtet, daß „bereits im Jahre 1933 aus einer Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung von rund 500 000 etwa 50 000 Juden aus Deutschland auswanderten. Insgesamt kann die Zahl der während der Zeit des Nationalsozialismus aus Deutschland ausgewanderten Juden auf etwa eine Viertelmillion angenommen werden. Die Kosten der Auswanderung, besonderer Auswanderungsabgaben usw., sowie die großen Schwierigkeiten im Einwanderungsland haben für die Ausgewanderten eine auch heute noch vielfach herrschende Notlage zur Folge, die durch die Zwangslage verursacht ist, unter der sie sich nur durch Auswanderung retten konnten.“

10/3) Das Mahnmal

Aus der Ansprache von Dr. Nahum Goldmann bei der Weihe des Mahnmals in Bergen-Belsen am 30. Nov. 1952

Viele, die dem Judentum entfremdet waren, fanden den Weg zu ihrem Glauben und ihrem Volke zurück. Ihr tiefer Glaube an die Befreiung und Erlösung ihres Volkes, symbolisiert in der Hoffnung auf eine selbständige jüdische Nation in Palästina, gab ihnen den Mut, ihre Qualen und ihren Tod zu ertragen und wenn unmittelbar nach dieser tragischen Epoche unserer Geschichte der große Traum unseres Volkes sich verwirklichen und der Staat Israel entstehen konnte, so ist dies nicht nur ein chronologischer Zusammenhang. Auch ohne mystisch zu sein, mag einer davon überzeugt sein, daß die Hoffnungen und die Gebete dieser Märtyrer die Schaffung des Staates mit ermöglicht haben. Vielleicht mußte die Welt die Tragik der jüdischen Heimatlosigkeit an diesem grauenhaften Beispiel der Nazi-verfolgung erleben, um ihre Sympathie und ihre Zustimmung zu der Forderung nach einem jüdischen Staate zu geben. In diesem Sinne war das Leiden und Sterben dieser 6 Millionen nicht vergebens, auch sie haben gekämpft für die Schaffung des Judenstaates. Sie gehören posthum zu der jüdischen Armee, zusammen mit jenen, die in Israel den Kampf um den jüdischen Staat gekämpft haben. Uns Juden der heutigen Generation und allen künftigen Generationen wird das Beispiel ihres Mutes und ihrer Opferbereitschaft ewig vor Augen bleiben. Nichts hält ein Volk mehr zusammen und sichert seine Existenz, als das Wissen um seine großen Helden, als die Erinnerung an die Vorbilder seiner Vergangenheit und das Bewußtsein der moralischen Großtaten seiner Geschichte. In diesem Sinne gehören die sechs Millionen jüdischer Toten der Hitlerperiode zu den vielen heroischen Einzelnen und Geschlechtern der Vergangenheit, die unser Überleben als Volk gesichert haben und sichern werden. Dies gibt dem Sterben dieser Millionen ihren nachträglichen Sinn und verleiht ihnen ihre unvergängliche Würde. Wir denken an sie heute und immerdar nicht nur in Trauer und Schmerz, sondern in Bewunderung und Verehrung. Wir haben sie in der Gegenwart unserer Generation verloren, aber sie bleiben für uns Sicherer und Bauer der jüdischen Zukunft.

Kein Volk lebt für sich allein

Aber diese Tragödie unserer Toten ist nicht nur ein Kapitel der jüdischen Geschichte. Kein Volk lebt für sich allein, und die Ereignisse der Geschichte eines jeden Volkes haben allgemeine Bedeutung für die Menschheit. Vom Stand-

punkte des deutschen Volkes und der Menschheit gesehen, ist der Sinn dieses tragischen Kapitels, dem diese Feier gewidmet ist, der einer unvergänglichen Warnung. Dieses Kapitel hat die Welt gelehrt, was die Übersteigerung des Nationalismus und eine wahnwitzig gewordene Rassentheorie für Unheil in die Welt bringen kann. Was Hitler den Juden angetan hat, tat er auch in minderer Maße anderen Völkern an. Und wäre seinem Regime Dauer und Bestand gegeben worden, so wären wahrscheinlich manche andere Völker den Weg dieser jüdischen Opfer gegangen. Die permanente Bedrohung aller sittlichen Werte durch einen exzessiven Nationalismus, durch den teuflischen Rassedünkel wurde durch die Ausrottung der sechs Millionen Juden der Welt demonstriert wie noch nie zuvor. Es scheint so zu sein mit uns armen, unzulänglichen Menschen, daß wir nur lernen an wirklichen Geschehnissen, und auch dies nicht immer. Viele haben gewarnt vor den immanenten Gefahren eines zügellosen Nationalismus, einer unsinnigen und teuflischen Rassentheorie, aber vielleicht mußte Hitler kommen und uns Juden das antun, was er uns angetan hat, um der Welt zu demonstrieren, wohin solche Theorien führen können. Und wenn diese Millionen Opfer mit ihrem Tode etwas nicht nur für das jüdische Volk, sondern für die Menschheit getan haben sollen, dann wäre es diese unvergeßliche und grausige Warnung, die ihr Tod für alle Völker enthält.

Eine Warnung für Deutschland

Nichts wäre fürchterlicher, als wenn unsere heutige Generation diese Lehre und Warnung vergessen wollte. Sie ist eine Warnung vor allem für die Deutschen, aus deren Mitte das nationalsozialistische Regime entstanden ist. Ich weiß, daß es viele Deutsche gibt, symbolisiert durch den Präsidenten der Deutschen Bundesrepublik, der mit uns ist, und den Bundeskanzler, die diese Warnung voll verstehen und alles tun wollen, um ihrem Volke eine zweite Erfahrung wie es die Hitlerperiode war, zu ersparen. Aber es gibt leider auch Anzeichen dafür, daß es noch immer Teile des deutschen Volkes gibt, die diese Warnung nicht hören wollen, die die Augen verschließen wollen vor der grauenhaften Tatsache der Ausrottung der Juden. Und es gibt auch in allen andern Völkern Elemente, die bereit sind, den Irrlehren und Leidenschaften, dem Dünkel und der Arroganz eines schrankenlosen Nationalismus und einer sinnlosen Rassenverherrlichung zu verfallen. Für alle diese Elemente und Gruppen, deren Sieg das Ende unserer Zivilisation und die Rückkehr der Menschheit in einen Zustand animalischer Machttrier bedeuten würde, möge dieses Denkmal und diese Tafel, die wir einweihen, eine ewige und stündliche Warnung sein. Hitler hat nicht nur 6 Millionen Juden ausgerottet, er hat sechs Millionen Menschen vernichtet und viele Millionen nichtjüdischer Menschen dazu. Möge die Menschheit, die deutsche und die nichtdeutsche, von diesem grausigen Erlebnis lernen und den Schwur leisten, niemals wieder solches zuzulassen und abzuschwören den Leidenschaften, Ambitionen und Irrlehren des übertriebenen Nationalismus, und verstehen, daß ein Volk nur so viel Existenzberechtigung hat, wie es allen andern Völkern zubilligt, daß es keine Sonderrechte für Nationen gibt, und daß so legitim der Volksgedanke ist, hundertmal legitimer, größer und fruchtbarer der Menschheitsgedanke ist! Wir übergeben das Denkmal heute dem Schutze des deutschen Volkes. Die Art, wie dieses Denkmal gewahrt werden wird, wird ein Kriterium sein für die Stellung des deutschen Volkes zu diesem Volksgedanken...

Deutsche und Alliierte, Juden und Nichtjuden. Vieles trennt uns, aber was uns verbindet, ist sinnvoller und wichtiger. Als Sprecher des Volkes, das mehr als alle andern in der nationalsozialistischen Epoche gelitten hat, habe ich das Recht, den andern zu sagen: Wir haben mehr gelitten als ihr, und wir werden unser Leiden nie vergessen. Aber im Sinne der großen geistigen Figuren unserer Geschichte, die der Welt den Glauben an den einen Gott und die eine Menschheit gepredigt haben, richten wir dieses Wort der Mahnung an alle Völker: Den Sünden und Leidenschaften des Rassedünkels zu entsagen, Frieden zu wollen und Frieden zu schaffen und über alle legitimen Ansprüche eines sittlichen Volksbewußtseins, den Glauben an die eine Menschheit zu stellen, und als die einzige und wahre Sühne für die Verbrechen der vergangenen

Epoche, an der letzten Endes unsere ganze Generation schuld ist, alles zu tun, um diese Epoche endgültig innerlich zu überwinden und gemeinsam an einer besseren Zukunft für alle zu wirken.

Aus: Allgemeine Wochenzeitung der Juden VII. (Düsseldorf, 5. 12. 52) 35. S. 5).

In derselben Nummer der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden“ findet sich der volle Wortlaut der Ansprache des Bundespräsidenten Prof. Dr. Theodor Heuß.

10/4) Auerbach als Mahner

Im Gleichnis vom armen Lazarus erbittet der reiche Mann in seiner Höllenpein, Gott möge den seligen Lazarus zu den Brüdern des Gemeinigen senden, „damit er ihnen zum Zeugnisse sei, auf daß nicht auch sie an diesen Ort der Qual kommen“. Gott aber schlägt diese Bitte mit der Begründung ab, jene verstockten Brüder des Reichen würden nicht einmal einem Auferstandenen Glauben schenken, wenn sie doch nicht auf die Offenbarung hören wollten, die bereits längst durch Moses und die Propheten geschehen sei. Mit Bangen erinnert man sich dieses Gleichnisses, wenn man sich fragt, ob denn nicht einmal der Ausgang des Auerbach-Prozesses zu jener deutschen Umkehr gegenüber den Juden führen wird, wie sie längst überfällig gewesen wäre, von der Bundesregierung aus wenigstens angebahnt, von Erich Lüths Oibaumspendenauftrag jedem einzelnen nahegelegt worden, aber noch nicht entfernt im nötigen Ausmaß wirklich erfolgt ist. Worum geht es denn im „Falle Auerbach“?

Ein jüdischer Mensch von weit überdurchschnittlicher Begabung, aber auch überdurchschnittlicher Unausgeglichenheit des Temperaments, wie sie so leicht bei Angehörigen eines vielgeschmähten Volkes oder Standes (Klerus!) auftritt, überlebt Hitlers Mordmaschine und erhält eine eben so wichtige wie verantwortungsschwere Aufgabe: Die Wiedergutmachung des geschehenen unsagbaren Unrechts an seinen Leidensgefährten zu lenken.

Mitten in den chaotischen Verhältnissen der Zeit vor und nach der „Währungsreform“ leistet Philipp Auerbach auf diesem Gebiet Erstaunliches und damit dem Lande Bayern wertvolle Dienste; kein Geringerer als Ministerpräsident Ehard hat es vor Gericht anerkannt, einer der unantastbarsten deutschen Staatsmänner dieser zweiten Nachkriegszeit. Aber natürlich passieren auch ein paar formale Verstöße gegen irgendwelche Gesetzesparagrafen — wem wären solche nicht passiert in jenen Jahren? Wer hätte das „Recht“, den ersten Stein auf Auerbach zu werfen? — und es passiert sogar ein bedauerlicher Akt der unbeherrschten Geltungssucht — jene falsche eidesstattliche Erklärung über das angeblich abgelegte Abitur, ohne die es nicht möglich gewesen wäre, zur Doktorprüfung zugelassen zu werden, die dann ausgesprochen gut ausfällt; welche Ironie: das wahrscheinlich einzige wirkliche Vergehen des Juden Auerbach ist eine Tat unausrottbarer deutscher Sucht nach akademischen Ehrentiteln!

Aber natürlich hat sich der Vorsitzende des Bayrischen Landesentschädigungsamtes Feinde gemacht; zwei besonders fragwürdige unter ihnen verbünden sich: Der inzwischen mit unvergleichlich mehr Recht als Auerbach verurteilte Landesrabbiner Ohrenstein und der inzwischen zum Rücktritt genötigte Justizminister Josef Müller; dieser Koalition fällt Auerbach zum Opfer; er wird plötzlich verhaftet, über ein Jahr trotz schwerster Krankheit gefangengehalten, um dann doch noch vor der Urteilsverkündung freigelassen zu werden. Er wird in der Presse durch den Dreck gezerzt, z. T. im eigenen Lager „fallen gelassen“; in einem formal korrekten, menschlich (etwa in Form der Tonart des psychiatrischen Gutachtens) mehr als unerfreulichen Verfahren wird er zwar von den meisten gegen ihn erhobenen Anklagen völlig entlastet, aber trotzdem auf Grund vereinzelter bewiesener Inkorrektheiten und eines von zweifelhaften Mitangeklagten beeideten, von ihm selbst leidenschaftlich geleugneten Verbrechens (Bereicherung an Hitleropfern, — aber er starb so arm, wie er gewesen war!) zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, und zwar von einem Gericht, dessen Vorsitzender der Hitler-Funktionär war!

Da bricht Auerbach zusammen, seine vom Krankheitsschmerz seit Monaten gepeinigten Nerven halten die

neue unabsehbare Wartezeit nicht mehr aus, die bis zum Verfahren über die von ihm eingelegte Berufung verstreichen muß; mit der nochmaligen Beteuerung: „Ich bin unschuldig!“ flüchtet er vor den höheren Richter. Der ihm gnädig sein möge.

Was geht das uns an? — Wer so fragt, wer sich dabei beruhigt, daß noch kein Nachweis für formale Unrechtmäßigkeit des Auerbach-Urteils im Sinne des Gesetzbuchstabens vorliegt, der hat noch immer das Elementarste an der Situation zwischen Juden und Deutschen, zwischen Juden und Christen nach ihrer heimgesamten ersten gemeinsam erlittenen Verfolgung durch Hitler (und während beider wachsender Bedrängnis durch Stalin!) nicht verstanden. Wenn auch nur ein Fünkchen solchen Verständnisses bei den „zuständigen Behörden“ vorhanden gewesen wäre, dann würde dieser jüdische Mensch nicht verhaftet oder mindestens sehr viel früher haftentlassen worden sein; dann wäre der Prozeß anders geführt, dann wäre das seelenärztliche Gutachten nicht eine seelische Sektion bei lebendigem Leibe, sondern ein einziger großer Appell auf mildernde Umstände geworden, eine zu Herzen gehende Schilderung des persönlichen Schicksals dieses Juden im Rahmen des gemeinsamen Schicksals der Juden in Deutschland; dann hätte man daraufhin sogar für Leute Verständnis aufbringen müssen, die sich weit schlimmer verfeilt haben als Philipp Auerbach.

All das hätte beim Revisionsverfahren nachgeholt werden können, wenn Auerbach noch lebte; wenn ihn nicht die Angst vor Wiederholung der prozessualen Seelenfolter in den Tod getrieben hätte.

Ob dieser Tod nun endlich unsere steinernen Herzen — nach Ezechiels Prophetenwort — in solche aus Fleisch und Blut verwandelt? Ob dieser Tod, gerade jetzt, wo die Bundesregierung sich endlich zu materieller und hoffentlich auch zu geistiger Wiedergutmachung an die Juden anschickt, die Wende wirken hilft? Ohne sie muß eintreten, was Romano Guardini gerade eben hellseherisch gesagt hat: „Wenn eine Schuld der „res publica“ nicht anerkannt, verurteilt und in irgend einer Weise gesühnt wird, dann wird sie zur immer wiederkehrenden Form des Verhaltens und zerstört die politische Existenz.“

(In: „Michael“ 16 (Düsseldorf, 31. 8. 52). 35).

10/5) Und nun auch geistige Wiedergutmachung!

Der Präsident des „Niederländischen Katholischen Rats für Israel“ Msgr. Dr. A. Ramselaer, hat in „De Tijd“, der großen holländischen katholischen Tageszeitung, zu einigen dort aufgetauchten Fragen anläßlich der Unterzeichnung des deutsch-israelischen Wiedergutmachungsabkommens Stellung genommen (am 20. 9. 1952).

Unter Bezugnahme auf die erschütternden Umfrage-Ergebnisse, welche in diesem Rundbrief Nr. 17/18 unter dem Titel: „Das Judentum in den Augen junger Christen“ wiedergegeben waren, schreibt er:

„Wenn unter der geistlichen Elite — gewiß in guten Treuen — noch die größten Irrtümer über Juden und Judentum bestehen, dann liegt es auf der Hand, daß die jüdenfeindliche Gesinnung nicht eben sehr zurückgegangen ist. In dieser Lage macht sich jedermann schuldig, der nicht dazu beiträgt, jene irrigen Auffassungen und die aus ihnen notwendig hervorgehende Gesinnung nach bestem Können zu bekämpfen.“

Zu Recht kann man die Frage stellen: Wenn die deutsche Bundesregierung jetzt einige Milliarden auswirft für die materiellen Schäden, die von den Juden erlitten wurden, wieviel Millionen gibt sie dann aus, um dem deutschen Volke und der deutschen Jugend die Belehrung und die Erziehung zu geben, wodurch das Werk von Kirchen und Unterrichtsanstalten erst ermöglicht wird, auf die man hierfür zurückgreifen muß?

... Sollte nicht die Aufgabe der deutschen Bundesregierung sein, vor allem die schon in Gang befindliche Belehrungsarbeit zu stützen und verbreiten zu helfen, damit sie auf die öffentliche Meinung einwirken kann?

Msgr. Ramselaers Artikel schließt mit der Mahnung, auch in Holland sollte nach dem Rechten zu sehen. Daß seine vorstehend wiedergegebenen Anregungen nicht auf unfruchtbaren Boden getaillt sind, zeigt das Folgende.

10/6) Arbeitstagung zur Bekämpfung des Antisemitismus

Die erste nach der Hitler-Zeit von einer deutschen Regierungsstelle (der Bonner Bundeszentrale für Heimatdienst) einberufene Sachverständigen-Konferenz zur Überwindung der Judenfeindschaft, tagte am 2. und 3. Dezember 1952 im Godesberger Hotel Dreesen. Die vom Direktor der Bundeszentrale Dr. J. Franken eröffnete und geleitete Tagung galt den geschichtlichen Hintergründen, dem heutigen Stand und den Möglichkeiten der Bekämpfung des Antisemitismus.

Das Einleitungsreferat von Prof. Dr. K. Thieme skizzierte die Geschichte der Judenfeindschaft, wie sie durch vier einander z. T. überschneidende Phasen hindurch zunächst in der *Spätantike* (vom 2. vor- bis zum 1. nachchristlichen Jahrhundert), dann seitens der nachkonstantinischen *Reichs-Kirche* und ihren Auszweigungen (vom 4. bis zum 10. Jahrhundert), als *Pöbel-Reaktion* im Hoch-, Spät- und Nachmittelalter (d. h. zunächst vom 11. bis zum 16. Jahrhundert, im Osten so noch bis ins 20. Jahrhundert hinein) und als moderner *Rassen-Antisemitismus* seit der Emanzipationszeit (bzw. schon gegenüber den zwangsgetauften 'Marranen') immer wieder auftrat, wo die besondere, die einzigartige Sendung Israels nicht respektiert, vielmehr in ihm ein unerwünschter Fremdkörper und Objekt ungestrafter Plünderung gesehen wurde (wie Est. 3,8) oder die 'jüdische Kritik' an aller (wirklichen oder vermeintlichen) Kreaturvergötzung Haß weckte (wie Dan. 14, 27).

Vertiefend erinnerte Pfarrer Dr. A. Freudenberg an das Psalmwort: „Der im Himmel thronet, er lacht, der Herr, er spottet ihrer“ (2, 4), den göttlichen Spott, den wir so manches Mal hinter dem jüdischen zu hören haben. Prof. Dr. K. H. Rengstorf sprach über die Mitschuld auch der Kirche am Antisemitismus, in den der (ja primär auch 'selbstkritische') 'Anti-Judaismus' des Neuen Testaments allzu oft entartete. — Im Anschluß hieran wurde die heute unter Christen aller Konfessionen vordringende Sicht erörtert, auf Grund deren der Jude 'getrennter älterer Bruder' des Christen ist mit dem dieser das ökumenische Gespräch um die Wahrheit führt. (Als Katholik im Sinne der römischen Instruktion von Dezember 1949.) Prof. Dr. W. Maurer vervollständigte die uns aufgegebenen Fragestellung, indem er auf das Scheitern der von der Aufklärung (widerspruchsvoll) zugleich mit der Toleranz angestrebten Assimilation der Juden und die neue Komplikation des Problems durch das Entstehen des Staates Israel hinwies, wozu der Prager Prozeß die erschütternde Illustration lieferte. Landesrabbiner Dr. R. Geis bejahte aus religiöser Sicht die sich auch hier wieder stellende Sonder-Aufgabe des jüdischen Menschen inmitten der Völker.

Prof. Dr. M. Horkheimer begann mit der Ergänzung der primär theologischen durch die sozialpsychologischen Perspektiven: Der Druck der heutigen Massengesellschaft zwingt in früher nie dagewesenen Ausmaßen die Menschen zur äußeren 'Konformität', wobei gefährliche Reserven 'gebremster Wut' gestaut werden, die sich gegen wehrlose Minderheiten zu entladen neigen: „Die Juden sind eins mit allen Verfolgten“, solidarisch gefährdet, solidarisch zu behüten.

Ähnlich entwickelte Pdz. Dr. Heftler die Anfälligkeit des modernen pseudoreligiösen Nationalismus nicht nur für Juden-, sondern generell für Minoritäten-Feindschaft (Jesuiten, Freimaurer); Prof. Dr. E. Kogon zeigte, wie sich diese bei den verschiedenen Schichten (Aktivisten, Gefolgschaft, Beamte, Volk, Jugend) im Hitler-Reich abwandelte und weiterwirkte; Herr Neumann vom Allensbacher 'Institut für Demoskopie' illustrierte an Umfrageergebnissen, die von 1949 zu 1952 eine beunruhigende Entwicklung zeigen, obwohl die dezidierten, schamlosen Antisemiten nach wie vor unter 10 Prozent bleiben. Daß sie sich überhaupt noch ohne Scheu zu äußern wagen, erklärte Prof. Dr. F. Böhm mit der mangelnden Entschlossenheit des Widerstandes; den un-belehrbar auf einen irrationalen Komplex Versteiften imponiere nur der Mut, der sich ihnen stellt. „Das Herz entscheidet“; — was von Herrn Dr. Rosenberg (DGB), Frau Annedore Leber und Frau G. v. Eynern (in kritischem Rückblick auf den 'elfenbeinernen Turm' der 'Weimarzeit' und ihrer Intelligenz) unterstrichen wurde.

Den Übergang zur Erörterung dessen, was praktisch zu tun ist, bildeten Referate von Oberst a. D. Müller über die nicht zu unterschätzende Bedeutung der noch keineswegs verschwundenen okkultistischen 'Ariosophie' J. Lanz von Liebenfels und der 'Goldo-von-List-Gesellschaft' für die Hitler'sche Ideologie, von Dr. H. Kranich über die geplanten Akten-Publikationen des Münchner 'Institut für Zeitgeschichte', von Herrn H. Royce über das Problem einer demokratischen Propaganda, von Dr. A. Wiener über die vorhandene und die benötigte Literatur und von Dr. G. Luckner über das, was die Menschen Israels von Deutschland erwarten.

Aus den beiden letztgenannten Referaten ergab sich gleichermaßen, als vordringlich das Bedürfnis nach einer übersichtlichen und eindringlichen dokumentierten Darstellung dessen, was 1933—1945 den jüdischen Menschen in Deutschland und Europa angetan worden ist. Auch von Herrn E. Lüh wurde dieses Bedürfnis unterstrichen, weiter das nach einem knappen Nachschlagewerk, geeigneter Schul- und Jugendliteratur und — vor allem — der Bereitschaft von sachverständigen Persönlichkeiten, sich der fragenden jüngeren Generation — speziell unter Studenten und Lehrern — mit sachlicher Auskunft und herzhaftem Zeugnis zu stellen. Es ist zu hoffen, daß diese Anregungen und andere, wie sie sich in reicher Fülle aus der Haupt-Diskussion ergaben und nun geklärt durch das dazu lautgewordene Für und Wider schriftlich eingereicht werden sollen, der Bundeszentrale und dem ganzen Mitarbeiterkreis, den sie sich so für diese große Aufgabe zu gewinnen begann, dazu dienen werden, das Werk der materiellen Wiedergutmachung durch das der geistigen zu vervollständigen, wie es im Brief der 'Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz' an Bundeskanzler Dr. Adenauer (Nr. 17/18, S. 30 f.) und im 'Tijdschrift van Præsidenten des 'Niederländischen Katholischen Rats für Israel' angeregt worden ist.

10/7) Eine Lebensfrage für das deutsche Volk

In der von ca. 300 Teilnehmern besuchten erstmaligen Sonderveranstaltung des Deutschen Evangelischen Kirchentages 1952 in Stuttgart unter dem Motto „Dienst an Israel“ forderte Probst Dr. Grüber (Berlin) die Kirche auf, durch lebendige Zeugnisse dafür zu sorgen, daß an den Juden nicht allein politische und wirtschaftliche Wiedergutmachung geleistet wird, sondern auch der Geist der Buße und demütigen Hilfe dabei zu Wort komme.

Kreisdekan Dr. Hermann Maus (Heidelberg) bezeichnete es als eine Lebensfrage für das deutsche Volk, gelebte Zeugnisse gegenüber Israel zu geben. Nur so könne die Schuld getilgt werden, die durch sechs Millionen Tote zwischen den beiden Völkern stehe. Lebendiges Zeugnis zu geben, sei aber eine Gerichts- und Gottesfrage für die Kirche, die den Juden auch heute noch manchmal ein schlechter Bruder und den Judenchristen eine schlechte Heimat sei.

Pfarrer Dr. A. Freudenberg, Bad Vilbel erklärte, ohne innere Versöhnung mit Israel bleibe die christliche Verkündigung unvollkommen. Darum müßten die Gemeinden alle Ansätze eines christlichen Antisemitismus bei sich beseitigen.

Ailes und Neues Israel war das Thema einer Arbeitstagung der 'Evangelischen Akademie Berlin' auf Schwanenwerder vom 5. bis 8. Dezember 1952. Über 'Antisemitismus als christliche Schuld' sprach Superintendent Prof. Dr. G. Harder von der Kirchlichen Hochschule Berlin; über die gegenwärtige religiöse Lage des Judentums Prof. Dr. H. J. Schoeps, Erlangen; über das gemeinsame Offenbarungserbe von Juden, Christen und selbst Heiden (im Advent) Prof. Dr. E. Rosenstock-Huussy; über 'Geschichts- und Glaubensexistenz im heutigen Israel' Prof. Dr. S. Landshut, Hamburg, wesentlich ergänzt auf Grund an Ort und Stelle gemachter Erfahrung von Vikarin Dr. Lilli Simon.

(Laut Tagungsbericht in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ Nr. 290 vom 15. 12. 1952)

10/8) Nichtjüdische Studenten an der Hebräischen Universität

Zur Zeit studieren 14 nichtjüdische Studenten an der hebräischen Universität in Jerusalem, von denen die meisten Christen sind. Von ihnen sind 7 Araber, 3 Drusen,

2 Norweger, 1 Belgier, 1 Australier. Die Studenten wohnen den hebräischen Vorlesungsstunden bei und folgen ihnen...

(In: „Christian News from Israel“. Hrsg. von der Regierung Israel. Relig. Minist. III [Jerusalem, November 1952] 3—4 p. 8)

10/9) Pilgerfahrt nach Israel

Die Pilgerfahrten nach Israel haben in den Monaten Mai bis September im vergangenen Jahr beträchtlich zugenommen. Bis zum 15. September belief sich die Zahl der Pilger in dieser Zeit auf insgesamt 1534. In der ersten Septemberhälfte kamen 400. Die meisten Pilger kamen aus den Vereinigten Staaten, Venezuela, Mexiko und Frankreich. Aus Frankreich kamen in den ersten beiden Septemberwochen 164 Pilger. Die anderen kamen aus Schweden, Spanien, Guatemala, Holland, Australien und verschiedenen anderen Ländern.

Unter den kirchlichen Würdenträgern, die das Land in jener Zeit besuchten, waren der Erzbischof Paul Schulke aus den Vereinigten Staaten und der Päpstliche Nuntius Msgr. Armando Lombardi aus Venezuela.

Die ersten Gruppen kamen seit Bestehen des Staates Israel am 3. Januar 1950 in Israel an. Es folgten im Jahre 1950 weitere 27 organisierte Gruppen, 1951 40 Gruppen und 1952 62 Gruppen.

Msgr. Vergani, der römisch-katholische Patriarchatsvikar in Israel hat an das Auswärtige Ministerium folgenden Brief geschrieben: „... Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie zu der Einrichtung beglückwünschen, die Ihre Regierung im vergangenen Heiligen Jahr (1950) getroffen hat, damit christliche Pilger aus vielen Ländern in voller Sicherheit und im Geiste der Zusammenarbeit die Heiligen Stätten in Jerusalem und Nazareth besuchen konnten. Wir sind außerordentlich dankbar für die Möglichkeiten, die Ihre Regierung zum Besuch nach der Altstadt und der Rückkehr von dort gegeben hat.“

(In: „Christian News from Israel“. Hrsg. v. d. Reg. von Israel. Relig. Minist. III [Jerusalem, November 1952] p. 10 sq)

10/10) Zur religiösen Situation in Israel

In Zürich hielt der aus Zürich stammende Jerusalem Dozent Dr. Jacques Taubes einen Vortrag zu diesem Thema. Er wies darauf hin, daß in der heutigen Zeit kein eindeutiger Bezug zwischen Mensch und Gott sichtbar sei, das religiöse Leben sei gleichgültig geworden. Der Vortragende führte ferner aus:

Die Tragödie der religiösen Situation in Israel sei dadurch

bestimmt, daß die Heimkehr der Juden in ihr Land stattfinde zu einer Zeit, da der Jude aus seiner geistigen Heimat, dem Gesetz, auszieht und sich seiner eigenen Tradition entfremdet; der physische Einzug wird begleitet durch den geistigen Auszug aus dem Erbe der Väter. Im folgenden befaßte sich der Referent im besonderen mit zwei extremen Gruppen in Israel, denjenigen um die Zeitschrift „Aleph“, den „Futuristen“, welche kleine, aber im Kriege erprobte Gruppe am radikalsten den Auszug aus dem Erbe der Väter vollzieht und nur aus dem Augenblick heraus leben will, und jener der „naturei karta“, einer ebenfalls kleinen, aber sehr aktiven Gruppe der Orthodoxie, die im Staate Israel den leibhaftigen Satan sieht, weil sie einen jüdischen Staat, der die Thora nicht zum Staatsgesetz erhebt, als Revolte gegen den göttlichen König betrachtet.

Es wäre nach Dr. Taubes falsch, über diese beiden Gruppen hinwegzugehen; diese wie jene umfaßt Elitejugend des Landes, die letztere nicht weniger als 500 Jugendliche aus dem Kreise der Talmudhochschulen, die gewillt sind, bis zum äußersten zu gehen. Die Orthodoxie Israels sei, fuhr Dr. Taubes fort, nach Betrachtungen über die Aguda und den Misrachi, welche mit der Arbeiterpartei einen „Teufelsbund“ eingegangen seien, der die religiöse Situation des Landes aufs stärkste belaste und gefährde, in eminentem Maße darauf angewiesen, daß auch „die anderen“ da sind, die zum Beispiel am Sabbath die lebenswichtigen Funktionen erfüllen, die sie selber zwar nicht ausüben, auf die sie aber auch nicht verzichten wolle. Die Orthodoxie habe bisher kein konkretes Programm aufgestellt, sondern nur Vorrechte für ihre Mitglieder (Befreiung der religiösen Mädchen und der Talmudschüler vom Militärdienst) verlangt und erreicht, was verständliche Mißstimmung hervorruft, denn mehr als 80 Prozent der israelischen Bevölkerung sei nicht orthodox und fühle sich unter Vormundschaft der Orthodoxie. Eine Wende in der religiösen Situation Israels sieht der Referent nur darin möglich, daß man sich darauf besinne, daß das Gesetz Israel zu einem heiligen Volke prägen wolle. Weder ein säkularisiertes noch ein ausschließlich auf religiös-traditioneller Grundlage geformtes Leben könnten verhindern, daß Israel zu einem kleinen Levantevolk herabsinke. Die jüdische Lebensform müßte als eine Forderung der Heiligung an uns und in uns betrachtet werden.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52. [Zürich, 4. 7. 52] 27. S. 37.)

11. Kleine Nachrichten

11/1) Dr. Hans Ornstein †

Im sechzigsten Lebensjahr erlag am 5. Dezember 1952 einem in den letzten Monaten rasch verschlimmerten Krebsleiden der Zentralsekretär der „Christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz“, Dr. Hans Ornstein. Bis 1938 Rechtsanwalt in Wien, dann in Dachau, seit 1939 als Flüchtling in der Schweiz, war er in der Arbeitsgemeinschaft vom Tage ihrer Gründung an (28. April 1946) die eigentlich treibende Kraft und hat sich bis zum letzten möglichen Augenblick in ihrem Dienste verzehrt; dazu mitzuwirken, daß der Deutschland-Israel-Vertrag sich in jeder Hinsicht befriedend auswirke, war das letzte große Anliegen seines Lebens.

11/2) Es hängt sehr viel davon ab...

Der Pfarrer Hellstern vom Schweizer Ev. Hilfswerk warnte davor, daß Deutschland sich der Illusion hingebe, als ob man im Ausland alles, was in den Jahren 1933 bis 1945 in Deutschland und durch Deutschland geschehen sei, schon vergessen habe: „Die Völker sind noch nicht so weit, wie die Staatsmänner glauben, aus politischen Erwägungen heute sein zu müssen.“ Einen besonders starken Eindruck nicht nur in der Schweiz, sondern auch im übrigen Ausland habe das Abkommen mit Israel gemacht; es hänge viel davon ab, ob Deutschland an diesem Abkommen festhalte.

(In: „Der Christliche Sonntag“ IV. [Freiburg, 23. 12. 52] 52 S. 415)

11/3) Evangelischer Bischof warnt vor Schweigen

In einem Rundschreiben vom 25. 5. 1952 mahnt der Bischof der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Österreich, D. Gerhard May, seine Amtsbrüder, über die anvertrauten Seelen zu wachen, daß nicht unter dem Schweigen der Christen die schmachvolle rassische Diskriminierung wiederkomme mit all ihren grausigen Folgen. „Wir müssen bei gegebenen Anlässen ohne Rücksicht auf Gunst und Ungunst sagen und tun, was recht ist vor Gott.“ Auf den gleichzeitigen Aufruf zum „Evangelischen Dienst an Israel“ hin haben sich etwa ein Viertel der evangelischen Geistlichen Österreichs zur Verfügung gestellt.

(In: „Judaica“ 8 [Zürich, 1. 12. 52] 4. S. 222 f.)

11/4) Sühne eines Antisemiten-Exzesses in der Schweiz

Eine jüdische Schweizerin, die einen Kurgast wegen jüdenfeindlicher Bemerkungen zur Rede gestellt und, als er seinen Namen zu nennen verweigerte, „Feigling“ genannt hatte, war daraufhin blutig geschlagen worden. Wie die Tat gesühnt wurde, zeigt die folgende Notiz:

Das eidgenössische Militärdepartement hat Sanitätshauptmann F. Heer, Arzt in Zürich, der wegen Beschimpfung und Tätlichkeit gegenüber einer Frau von einem bündnerischen Kreisgericht zu 2000 Franken Buße, zu den Kosten des Verfahrens und zu einer Entschädigung von 400 Franken an die Klägerin verurteilt worden ist, zur Disposition gestellt, also seiner militärischen Funktion entzogen. Die Kaltstellung dieses Rottlings, der seine besondere Offiziersehre mit unflätigen und dummen Beschimpfungen

(„... schade, daß Hitler nicht mehr da ist!“) und blutigen Tötlichkeiten gegenüber einer älteren Frau, einer jüdischen Schweizerin, wahren zu müssen glaubte, war in der Tat fällig.

(In: „Basler Nachrichten“ (Basel, 15. 12. 52) 534)

11/5) Ein Mannheimer Bibliothekar rettete eine Sammlung wertvoller jüdischer Bücher

Oberst Henry Tavel, der jüdische Kaplan mit dem höchsten Rang in der amerikanischen Armee, hat der Bibliothek des Hebrew Union College (Jüdisches Religionsinstitut) in Cincinnati nach seiner Rückkehr aus Deutschland, wo er sich drei Jahre lang in dienstlichem Auftrag aufhielt, einige wertvolle Judaica-Bände übergeben, die von den jüdischen Bewohnern Mannheims im Verlauf etlicher Jahrhunderte gesammelt wurden und auf dramatische Weise vor der nazistischen Plünderung bewahrt werden konnten. Die Büchersammlung, die mehrere seltene Bände aus dem 16. Jahrhundert enthält, war von Hitlers Beauftragten in jüdischen Institutionen und bei jüdischen Familien beschlagnahmt und in einer zentralen Stelle zusammengetragen worden. Gestapobeamt forderten den Leiter der Stadtbücherei in Mannheim auf, Bücher allgemeinen Interesses für die städtische Bücherei auszusuchen. Der „Rest“ sollte den nazistischen Behörden zum Studium des Rassenproblems dienen.

Der Bibliothekar aber traf entgegen dem Befehl keine Auswahl, sondern teilte der Gestapo mit, daß er sämtliche Bände in seine Bücherei übernehmen werde. In Wirklichkeit sorgte er für die Aufbewahrung der vollständigen Sammlung. Während der Luftangriffe wurde sie zusammen mit anderen Kunstschatzen der Stadt eingegraben. Nach Kriegsende wurden die Bücher unbeschädigt an die 90 kranken Überlebenden der einst 10 000 Seelen umfassenden Mannheimer jüdischen Gemeinde zurückgegeben.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden VII (Düsseldorf, 19. 12. 52) 37. S. 2)

11/6 Zur Wiederherstellung jüdischer Friedhöfe

Das Bundes-Innenministerium hat bekanntgegeben, daß es im kommenden Finanzjahr für die Wiederherstellung jüdischer Friedhöfe 100 000 DM zur Verfügung stellen wird.

(In: „Association of Jewish Refugees“ VII (London, Nov. 1952, p. 6)

11/7) Deutsche Buchspende für die hebräische Universität

Die hebräische Universität soll jedes Jahr aus einem besonderen Fond, der von der westdeutschen Verleger-Vereinigung geschaffen wird, eine Anzahl wissenschaftlicher Bücher aus Deutschland erhalten.

Die deutschen Verleger entschlossen sich, diesen Fond zu stiften „zum Zeichen der Anerkennung des Unrechts, das dem jüdischen Volke von den Deutschen zugefügt wurde“. Das Auswärtige Amt in Israel hat keinen Einspruch erhoben.

(In: „The Jewish Agency's Digest“ 3 (Jerusalem, 31. 10. 52) 432. p. 68)

11/8) Konferenz der Landesrabbiner Deutschlands

In Frankfurt wurde die Konferenz der Landesrabbiner von Deutschland gegründet. Den Vorsitz führt einstweilen Rabbiner Dr. Z. H. Levy, Hebelstr. 15, Frankfurt/Main. Die Konferenz beschloß, daß zur Aufnahme ins Judentum und zu Ehescheidungen nur ein ordnungsgemäß zusammengesetztes „Beth Din“ berechtigt sei. Eheschließungen sollen nur von einem anerkannten Rabbiner vorgenommen werden.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52 (Zürich, 21. 11. 52) 47. S. 14)

11/9) Köln Sitz der israelischen Einkaufsgesellschaft

Köln wurde offiziell als der Sitz der israelischen Einkaufsgesellschaft in Deutschland von der Reparationsstelle in Tel Aviv bestätigt. Auf Vorschlag des israelischen Außenministeriums ist Dr. Yachil zum stellvertretenden Leiter der Einkaufsgesellschaft ernannt und bis zur Ernennung eines Generaldirektors mit der Führung der Einkaufsgesellschaft betraut worden. Dr. Yachil ist der bis 1949 beim amerikanischen Militärgouverneur in München tätig gewesene israelische Konsul.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“ VII (Düsseldorf, 7. 11. 52) 31. S. 1)

11/10) Dem unbekannten jüdischen Märtyrer

In Paris wurde im Oktober der Grundstein zu einem Grabmal des unbekannten jüdischen Märtyrers gelegt. Die Kosten für den Bau sollen aus Spenden aus allen Teilen der Welt aufgebracht werden.

(In: „Irqun Olef Merkaz Europa“ 20. (Tel Aviv, 19. 12. 52) 50. S. 4)

11/11) Christliche Organisationen unterstützen Agudistisches Memorandum bei UNESCO

Die Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten, sowie die internationale katholische Akademiker-Bewegung Pax Romana haben sich mit dem Vorschlag der Agudas Israel Weltorganisation, das Memorandum der UNESCO zum Schutze von Kulturgütern, im Falle eines bewaffneten Aufstandes, zu ergänzen, einverstanden erklärt. Das Memorandum wird bei der jetzt in Paris abgehaltenen Generalkonferenz der UNESCO behandelt.

Die Agudas Israel Weltorganisation hat vorgeschlagen, das Memorandum dahingehend zu ergänzen, daß auch „Häuser zur Abhaltung religiöser Gottesdienste“ in den Rahmen kultureller Güter einbegriffen werden.

Der Umstand, daß die Eröffnung der internationalen Konferenz der von UNESCO anerkannten Organisationen am Sabbath, dem 8. November, stattfand, verhinderte die agudistischen Vertreter an ihr teilzunehmen. Rev. Eastman, Vertreter des kirchlichen Weltrates, unterstützte das Verlangen der agudistischen Vertreter, daß die UNESCO Exekutive ihre Konferenzen künftighin auf andere Tage als Samstag einberuft. Auf Antrag des Vorsitzenden wurde einstimmig beschlossen, Konferenzsitzungen von Montag bis einschließlich Freitag abzuhalten.

Die Notwendigkeit, gebührende Berücksichtigung für religiöse Ansichten in der beantragten UNESCO-Veröffentlichung über die Geschichte der Weltkultur zu gewähren, wurde bei dieser Konferenz eingehend erörtert. Völlige Übereinstimmung herrschte zwischen den Mitgliedern der Vatikan-Delegation und Rabbi Dr. E. Munk und Mr. H. A. Goodman, daß Abschnitte, die sich mit religiösen Angelegenheiten befassen, von Sachverständigen der betroffenen Probleme entworfen werden.

(In: „Maccabi“ 11 (Zürich, Dez. 1952) 33/34)

11/12) Die Bevölkerung Israels

Nach den neuesten Fortschreibungen zählt die Bevölkerung Israels 1 629 000 Personen. Davon sind 1 450 000 Juden und 179 000 Nichtjuden. In den ersten 11 Monaten des vergangenen Jahres sind 22 500 Personen eingewandert und 12 500 haben das Land verlassen. Bisher haben in den letzten vier Jahren 39 000 Personen, oder sechs Prozent der Einwanderer, das Land verlassen.

Der Geburtenüberschuß betrug im Jahre 1950: 29 000 und im folgenden Jahre 35 000. Der Geburtenüberschuß wird noch lange anhalten, weil die älteren Jahrgänge mit Personen über 60 Jahren verhältnismäßig schwach besetzt sind.

Das Statistische Amt der Vereinigten Staaten hat berechnet, daß Israel eine der höchsten Geburtenraten und eine der niedersten Sterberaten habe.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52 (Zürich, 19. 12. 52) 51. S. 13)

11/13) Die Einwanderung in Israel

Während des vergangenen jüdischen Kalenderjahres wanderten 34 400 Einwanderer in Israel ein. Die entsprechende Zahl für das Jahr zuvor war 202 911 und vor 2 Jahren 172 639.

Die Mehrzahl der 34 400 Einwanderer, die 1951/52 einwanderten, kamen aus orientalischen Gemeinden. Aus Marocco, Tunis, Algier kamen 9 800, aus Libyen 3 800, aus Ägypten 1 350, aus Iran 5 800, aus dem Irak 1 000, aus der Türkei 650, aus Rumänien 6 800, aus Bulgarien 650, aus Polen 160, aus den Vereinigten Staaten 170.

(In: „The Jewish Agency's Digest“ V (Jerusalem, 10. 10. 52) 2. p. 37)

11/14) Akademie für Hebräische Sprache

Eine Akademie der hebräischen Sprache soll nach einem Beschluß der israelischen Regierung ins Leben gerufen werden. Einem Ministerkollegium ist der Auftrag zur Einbringung eines Gesetzentwurfes erteilt worden. Die Zahl

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“ VII [Düsseldorf, 2. 1. 53] 39, S. 5)

Eine Lehrerakademie zur Ausbildung arabischer Lehrer, die erste ihrer Art in Israel, wird in Kürze durch das Erziehungsministerium in Jaffa eröffnet werden. Die Kurse werden auch pädagogische und hebräische Fächer enthalten. Zu Beginn ist ein 3monatiger Kurs für 40 arabische Lehrer vorgesehen, die bereits im Schuldienst arbeiten und ihre Gehälter in der Ausbildungszeit weiter erhalten werden. Später werden arabische Volksschullehrer ausgebildet und es werden auch Möglichkeiten gegeben sein, um sich in einigen Fächern und im Unterrichten von Hebräisch zu spezialisieren.

(In: „Trusting and Telling on Israel's behalf.“ 53
[London, Nov.—Dez. 1952] 6, p. 87)

Kurz darauf ist die langjährige Koalition der Arbeiterpartei Ben Gurions mit den politischen Vertretern der Orthodoxie daran zerbrochen, daß deren Rabbinischer Rat beschloß, „jede Form nationaler Dienstleistung durch jüdische Mädchen, auch wenn der Dienst nicht im Rahmen der Armee erfolgte, zu verbieten“. Darauf schloß Ben Gurion die seit dem vorjährigen Wahlerfolg der wirtschaftsliberal gesinnten „Allgemeinen Zionisten“ erwartete Koalition mit diesen und den „Progressiven“, worin mindestens vorläufig auch die gemäßigt orthodoxe Misrachi-Partei verbleiben dürfte, so daß sich das neue Kabinett auf eine Dreiviertelmehrheit des Parlaments stützen dürfte.

(In: „Israelit. Wochenblatt“ 52 (Zürich, 19. 15. 52) 51, S. 8 f.)

Der israelische Außenminister Moshe Sharett äußerte in Tel Aviv auf einer Pressekonferenz „ernste Beunruhigung“ über Waffenlieferungen westlicher Länder an arabische Staaten. Er erwähnte eine Lieferung britischer Düsenflug-

Sharett betonte, derartige Waffenlieferungen seien eine Gefahr für die Sicherheit Israels und könnten ernstlich das Gleichgewicht auf dem Gebiet der Verteidigung zum Schaden Israels stören. Die israelische Regierung müsse vor einer solchen Politik warnen, die die Sicherheit des Landes und die Interessen des Friedens im Nahen Osten und in der ganzen Welt gefährde.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“ VII (Düsseldorf, 2. 1. 53) 39, S. 1)

Anlässlich seines 25jährigen Priesterjubiläums wurde Msgr. A. Vergani, der Patriarchat-Vikar von Galiläa und Vertreter des römisch-katholischen Patriarchats in Israel, zum Ehrenbürger von Nazareth durch die dortige Stadtverwaltung ernannt.

(In: „Christian News from Israel“. Hrsg. von der Regierung von Israel. Religions-Ministerium Jerusalem. III. [Jerusalem, November 1952] 3—4, p. 3)

Isfiya ist ein Dorf von ungefähr 2000 Einwohnern, von denen ein Viertel Christen und einige Drusen sind. Der Feierlichkeit wohnten kirchliche Würdenträger, Regierungsangehörige und Mitglieder der Gesandtschaft von Haifa bei. Die Kirche soll im Herbst 1953 fertig werden. Der Architekt ist Dr. Abraham Nemes, Ehrenkonsul für Finnland in Haifa.

(In: „Christian News from Israel, Governm. of Isaci“, 111.
[Jerusalem, November 1952] 3—4)

Die israelische Regierung gab bekannt, daß am 1. März 1953 mit der Freigabe des beschlagnahmten Vermögens der arabischen Flüchtlinge begonnen werde. Zu diesem Zeitpunkt werde eine Abschlagszahlung von einer Million israelischer Pfund getätigt werden, deren Kurs auf 1:1 beziffert wird.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“ VII
[Düsseldorf, 19. 12.52] 37, S. 1)

„Die Juden sind die Erbsprachen unter allen Völkern... Denn alles ist ihnen verheißen, und während sie darauf warten, tun sie Buße für die ganze Welt.“ (S. 274). Das ist das letzte Wort des glühend gläubigen katholischen Christen Leon Bloy über die Juden. Wenn er wider sie in vorangegangenen Teilen seines Werkes auch zornige Schmähungen ausgestoßen hatte, so ist für diese richtig, was er fälschlich verallgemeinert: „Der Krieg gegen die Juden war innerhalb der Kirche immer nur die fehlgeleitete Anstrengung eines großen Liebeseifers“ (S. 335). Der Trugschluß, mit dem jener „Krieg“ gegen die Juden begründet wurde, kommt in dem von Bloy vielfach abgewandten Satz zum Ausdruck: „Das Heil der Völker war durch ihre Bosheit im übertragenen wie im eigentlichen Sinne teuflisch suspendiert“ (S. 349); eine Meinung, die auch heute offen oder unausgesprochen von unzählbaren gläubigen Christen gehegt wird. Man folgerne aus der neutesamentlich verbürgten Gewißheit der Wiederkehr Jesu Christi im Moment der Umkehr seines Volkes zu ihm: Also hält der Juden-Nichtbekehrung die Vollendung unseres Heils auf. (Womöglich gar böswillig!) Die paulinische, d. h. die göttlich offenbarte, Lehre, zu der sich Bloy mit seinem eingangs zitierten Satze durchgerungen zu haben scheint, besagt aber letzten Endes etwas ganz anderes. Ja in gewisser Hinsicht das Entgegengesetzte: Um die Gnadenstunde, während welcher alle Völker noch zum Heil gelangen können, auszu-d-h-n-en, ist von Gott aus „Verstockung zu einem Teile dem Israel geworden“ (Röm. 11,25), so daß der Hidenapostel den Römern geradezu über die Juden schreiben kann: „Im Hinblick auf die Evangeliumsverkündigung war schon zu Paulus' Zeiten, was nachher Gottes Werk und Gnade war, zum Strafen Teilen“ (Röm. 11,28 und 2. Petr. 3,9), worer ihnen denn auch ausdrücklich den guten Willen, den – wenn auch

unbeleuchteten — subjektiven „Eifer für Gott“ bezeugt (10.2); erst die Verschleierung des Blicks der Synagoge hat der Kirche, soweit sie aus den Heiden stammt, jene Gnadenfrist verschafft, in der sie zum Vollmaß der Altersfülle Christi heranreifen soll (Eph. 4.13). Welch grauenhafte Kinderlei, die getrennten „vren Brüder“ mit tausendfacher Pein dafür „Buße tun“ zu lassen, — sie das Heil einer größeren Menge von Menschen aus allen Völkern zugänglich machten, indem sie seine unverhüllte und darum die „Entscheidungszeit der Heiden“ (Luk. 21,34) beendende Ankunft durch ihr vorläufiges Nein für einen längeren Zeitraum hinausschoben! Wir meinen damit das Nützlichste und zugleich das Wichtigste zu Leon Bloy's in diesem Sammelband erstmals deutsch vorgelegter außerordentlicher Schrift „Le salut par les juifs“ (Kunst zu haben. (Im übrigen ist sie — ebenso respektvoll wie kritisch — in Charles Journet, Destinées d'Israël, Paris 1945, gewürdigt.) Außerdem wird hier in neuer Auflage, wieder wie 1936 von Karl Flegler ausgezeichnet eingeführt, „Das Blut der Armen“ mit Bloy's ausgebreiteten Gedanken über Israel — „der Jude von Natur Proletarier nicht Kapitalist!“ — nochmals vorgelegt; dazu ein (als Kritik kurzschlüssiger christlicher Sozial-formen sehr bemerkenswertes) Vorwort von Georges Bernanos; schließlich von Raissa Martinain „Begegnung mit Leon Bloy“, Bericht aus dem eigenen und seinem Leben in beider gemeinsamer Durchdringung durch Werke der geistlichen und leblichen Barmherzigkeit aneinander. (Leider mit größten Überbaurungsmissverständnissen, etwa „Das 18. Kapitel handelt von der Genesis“, statt: „Es handelt sich um Gen. 18; S. 61; oder dreimalige Aufzählung eines ungeliebten Festes „des hl. Johannes der Älteren“, S. 14, statt: „wahrer vom dem St. Jakobus des Älteren“, der Bloy's Blos-Wendung — S. 101 — „nach der Jemen ...“ statt: „nach der Jemen ...“ in der Hand ihrer Zeitgenossen nicht zu verwechseln mit dem Enkel durch sie gewollt werden!) dürfte sich auf „den entsetzlichen Zorn

Herren beziehen, die den Armen durch hochbesteuerten jüdischen Wucher indirekt ausplünderten, dürfte also viel konkreter als von R.M.a.a.O. zu verstehen sein!) Auf die Gefahr hin, daß — hier wie überall von Bloys vulkanischem Temperament überhitzte — Einzelsätze außerhalb ihres Gesamtzusammenhangs kurzschlüssig oder gar böswillig mißbraucht werden können, wird man als nachdrucklichen „Anstoß“ zu vertiefter Meditation über das Mysterium Israels das Erscheinen dieses Werkes begrüßen und ihm Leser mit klarem Kopf und heißem Herzen wünschen müssen.

Annemarie von Puttkamer, Franz Werfel, Wort und Antwort. Würzburg 1952. Werkbund-Verlag. 175 Seiten. Der französischen Literatur gehört das Werk des Denkers an, der als christusgläubiger Jude unmittelbar vor der Tür der Kirche stehen blieb, der nicht die Taufe, nur das Begräbnis von ihr erbat und erhielt (wie einst Abraham von den angestammten Bewohnern des Gelobten Landes; Gen. 23!) **Henri Bergson**; der deutschen Literatur das Werk des Dichters, für den genau dasselbe galt: **Franz Werfel**.

Er erkannte, wie es im Vorwort zu A. v. Puttkamers schönem Büchlein über ihn heißt, stets unzweideutiger: „Der Mensch ist von Gott angeredet und ihm eine Antwort schuldig. Diese Antwort ist von seinen Anfängen an in wachsender Ausschließlichkeit das Thema von Werfels Dichtung gewesen. Der Ernst, mit dem er darum rang, mußte ihn als Juden notwendig vor die Glaubensentscheidung des Christentums führen; so wie jeder Christ notwendig nach seiner Stellung zum Judentum gefragt ist. Die Frage heißt nicht: Israel oder Christus, vielmehr: Israel und Christus — Christus und Israel. Für unsere Zeit hat sie schicksalhaftes Gewicht bekommen wie nie zuvor. Scheinbar hat Werfel die Frage nicht gelöst, zum mindesten gibt er keine fertige Lösung. Aber er führt in ihre innerste Mitte ... Dem Wunsch, dies zu verdeutlichen, verdankt das vorliegende Buch seine Entstehung.“

Tatsächlich ist es der Verfasserin auch sehr weitgehend geglückt, indem sie Werfels Weg durch seine Werke hindurch von Jugend an verfolgt, seinen bemerkenswerten Beitrag zu des Menschen Antwort auf Gottes Wort herauszuarbeiten. Dabei verdeutlicht sie auch, daß dieser Beitrag als jüdischer keineswegs schon ein „letztes Wort“ darstellt, indem sie die Möglichkeit betont, daß er in seiner nur kritischen Stellungnahme zum Zionismus als dem „eigenmächtigen Versuch Israels, die Zerstreuung aufzuheben, eine kleine Nation unter andern kleinen Nationen zu sein ... einem Trugschluß erlag“ (S. 163), weil es denkbar wäre, „daß von der staatlichen Sammlung dieses Volkes auf die Dauer ganz andere Kräfte ausgehen, als ein Teil seiner Begründung ursprünglich dachten.“ So verrät sich, daß hier nicht ein billiger Triumph über das Judentum auf Grund des Zeugnisses eines „Renegaten“ gesucht, sondern redlich „ökumenisch“ zu den getrennten Brüdern hinübergefragt wird. Und so wird auch Werfels Verzicht auf die Taufe zwar nicht unkritisch, aber mit respektvollem Verständnis für das ihm mit Paulus (Röm. 9,3) wie ja auch mit Bergson gemeinsame Solidaritäts-Motiv erörtert (S. 159 ff.) und nur mit größter Diskretion die Möglichkeit angedeutet, „daß im Tode die ‚Vollkommene Liebe‘ die Schranke hinweggeschmolzen hat; daß für ihn der ‚vorletzte Tag‘ zu Ende gegangen und schon sein letzter Tag angebrochen war“, welchem er ja die Vereinigung Israels mit der Christenheit nicht nur kollektiv, sondern auch für jeden einzelnen jüdischen Menschen vorbehalten glaubt hat.

Judentum und Christentum. Parallelen. Zürich 1952, Jüdischer Volksschriftenverlag. 34 Seiten.

Dieses Heftchen bietet aus dem Alten Testament und dem dieses auslegenden und weiterführenden jüdischen Schrifttum (vor allem des Talmud) eine Auswahl von Texten, in deren Zusammenstellung 1. die Forderungen der Bergpredigt als jüdisches Traditionsgut wiederkehren; 2. die Bitten des Vaterunsers, 3. das neutestamentliche Bild des göttlichen Vaters aller Menschen und des rechten Verhältnisses dieser zu ihm und zueinander.

Dies geschieht ausdrücklich zur Widerlegung der „Judenmission“, sofern diese vorgebe, „die Tochterreligion sei ... in ihrer Sittenlehre und ihrem Gottesbewußtsein der Mutterreligion bei weitem überlegen“. So lange auf unserer Seite zur Rechtfertigung der Mission noch behauptet wird, Jesus habe im Vergleich mit dem wirklich jüdischen „den vertieften Gottesgedanken verkündigt“, oder bestritten wird, daß er tatsächlich nicht bisher unbekannte Gesetze aufstellen, vielmehr die bekannten recht verstehen und vor allem wirklich erfüllen helfen wollte, hat solche jüdische Apologie natürlich leichtes Spiel. Denn die eigentliche christlich-jüdische Streitfrage, ob nicht, damit Gottes Geheiß und Verheißung aus dem Alten Bunde wahrhaft erfüllt werde, er selbst in Jesus Mensch werden, durch sein eignes Volk sterben, auferstehen und damit den verheißenen Neuen Bund stiften mußte, bleibt unerörtert, solange nur über Jesus als angeblichen Verbesserer der Thora statt als ihren Erfüller diskutiert wird.

Wenn das Vorwort betont, der Synagoge sei „jede Missionstätigkeit religionsgesetzlich verboten“, so ist nicht berücksichtigt, daß es heute bereits wieder Rabbiner gibt, die sich ausdrücklich zur jüdischen Mission unter Nichtjuden bekennen, wie sie auch zu Beginn unserer Zeitrechnung noch erfolgreich gepflegt wurde (Mt. 23,15): wer für alle rettende Wahrheit zu besitzen glaubt, schuldet sie allen; ob als neues verkündender „Missionar“ oder als um das rechte Verständnis beiderseits anerkannter Überlieferung ringsender „getrennter Bruder“, das hängt vom jeweiligen Gegenüber ab; und vom eignen Takt, ob als aufdringlicher „Prosyntemacher“ oder als geduldig auf des Partners Frage hin Rechenschaft gebender Freund (im Sinne von 1. Petr. 3,15 f.)

Martin Buber, An der Wende. Reden über das Judentum. Köln 1952. Jakob Hegner. 107 Seiten.

Diese Reden bieten eine kleine Summa dessen, was Buber über Judentum — und Christentum — heute zu sagen hat. Beider gegenseitliches gegenseitiges Verhältnis sieht er dadurch bestimmt.

„daß das Christentum seinen Ursprung in einer deformativen Spätphase des jüdischen Messianismus hatte, in der er sich die Geschichte nicht mehr erringen, sondern ihr in eine reinere Sphäre entzinnen wollte, daß es sich aber in einer Gruppe von Völkern niederließ, die eben auszuroden waren, sich die Geschichte zu erobern“ (S. 53). Stand man hier nun unter dem Gottes-Geheiß, „sein heiliges Volk zu werden“, so war dem Judentum „die Bewahrung mitten in der Geschichte“ versagt — „da sie heute auch ihm wieder möglich und geboten ward im Staate Israel. Den andern Staaten ähnlich zu werden freilich, „dem großen Wolfsrudel“, diese „nationalistische Assimilation“, wäre „die schlimmste und gefährlichste ... von allen Arten der Assimilation, die wir im Laufe unsrer Geschichte geübt haben“ (S. 24). Ob es gerade mit ihr zusammenhängt, wenn Buber feststellen muß, „daß in der Frühzeit der modernen Gesellschaft geistig wichtige Juden sich dem Christentum nicht als der christlichen Religion, sondern als der christlichen Kultur zugewandt haben, wogegen heute die bemerkenswertesten Sympathien geistiger jüdischer Menschen für das Christentum in einem Gefühl religiösen Verlangens wurzeln“? (S. 63, Unterstreichungen von uns!) Zu den beiden näher analysierten Beispielen hierfür bemerkt Buber treffend: „Bergson stand dem wirklichen Judentum ... nah. Simone Weil stand auch diesem fern“ (S. 75). Ihre unjüdische — und so ergänzen wir, unchristliche — Schöpfungs-Feindschaft gesellt sie dem Gnostizismus, in dem Buber mit Recht die alle Offenbarungsreligion tödlich bedrohende eigentliche Gefahr der Zukunft sieht (S. 30 f.). Sie zu bannen, den Juden-Haß zu vertilgen, sieht er einen einzigen Weg: „die Verwirklichung der Wahrheit. Hätten wir ihn beschritten und hätten Saul von Tarsos durch unsre Tat widerlegt, hätten wir den Völkern unmittelbar durch unsre Tat den Zugang zu einem besseren Leben auf Erden gezeigt, wir hätten aufgehört, ihnen ein Widerspruch und ein Entsetzen zu sein, und wären geworden, was wir in Wahrheit sind, ihr älterer Bruder“ (S. 28).

Karl Kraus. Die dritte Walpurgisnacht. München 1952. Kösel-Verlag. 309 Seiten.

Lotte Paepcke, Unter einem fremden Stern. Frankfurt 1952. Verlag der Frankfurter Hefte. 123 Seiten

Inge Scholl. Die weiße Rose. Frankfurt 1952. Verlag der Frankfurter Hefte. 110 Seiten.

Daß im Jahre des Deutschland-Israel-Vertrags in den Verlagen des „Hochland“ und der „Frankfurter Hefte“ diese drei Bücher (neben Guardinis nun auch als Broschüre vom Kösel-Verlag herausgebrachte Rede: „Verantwortung“ vgl. Nr. 17/18, S. 431) erscheinen konnten, das gehört zu den nicht eben zahlreichen ermutigenden Zeichen für unsere Arbeit.

Weit hinaus über die mit leichter Hand skizzierten satirischen, Hexensabbath und Gespenstertänze der „romantischen“ und der „klassischen Walpurgisnacht“ in Goethes „Faust“ hat der einsame Groß unter den Satirikern deutscher Zunge, Karl Kraus den Aufbruch des „Dritten Reichs“ als eine dritte Walpurgisnacht von unüberbietbarem Grauen ins Wort gebannt: Als Trümmerhaufen und Beschwichtigungsgewächs, als Bestätigung und Dementi von „Greuelmärchen“ im selben Atemzug, als Zeugnisse plumper und solche „vornehmer Gleichschaltung“. Man kann sich beim Lesen des Eindrucks nicht erwehren: Alle spätere Schmach — die der ausländischen „Appeaser“ eingeschlossen — war nur die konsequente Weiterentwicklung der gleich in den Anfängen des Regimes offenkundigen; schon von 1933 datiert die Todsünde, die sühnen zu helfen unser Jeder als mehr oder minder Mitschuldiger seit damals von Gott zur Aufgabe für sein ganzes weiteres Leben mitbekommen hat. Wir dürfen nicht vergessen.

Lotte Paepcke war die jüdische Partnerin einer sogenannten „privilegierten Mischehe“; was sie zurückhaltend im Ton aber unverstänlich berichtet, ist die Geschichte eines einzigen, des selbstverlebten, Falles der endlos scheinenden Seelenfolter jener Unzähligen, die schließlich nicht mehr von der ständig weiter um sich greifenden Mordfust hinweggeschwemmt worden sind, die aber Jahre lang unter wahrlich schlimmerer Drohung als der des antiken „Damoskles-Schwertes“ leben mußten. Allen jenen, die sich nicht oder nicht mehr vorstellen können, was die zu leiden hatten, denen „weiter nichts passiert ist“, sollte man dieses Buch in die Hand geben. Besonders Interesse verdient darin die Schilderung der letzten Kriegsmomente im klösterlichen Asyl.

Inge Scholl erzählt die Geschichte der Münchner studentischen Widerstandsbewegung, die sich um ihre Geschwister Hans und Sophie unter dem Namen „Die weiße Rose“ 1942/43 gebildet hat. Am 26. Mai 1940 hatte Theodor Haack in den „Tag- und Nachtbüchern“ notiert, wenn man ihm sage, unter der zeitgenössischen deutschen Jugend sei überhaupt keiner, der von den zweitausendfünfhundert Jahren christlicher und adventistischer Geschichte im Innersten berührt werde, „dann werde ich heiter, denn das ist nicht wahr. Es gibt solche, und sie sind der Adel der deutschen Jugend. Sie werden unter einer Wolke leben, wie ich auch. Sie werden aber im Glanz eines unsterblichen Lichtes stehen, wie ich auch. Und sie werden es wissen, wie ich auch.“ Diese Sätze könnten als Motto über dem herzbewegenden Zeugnis vom Leben und Sterben dieser jungen Menschen stehen. Weil es thronisch gegeben hat und gibt, darf man an der Aufgabe nicht verzweifeln, in den Überlebenden die Flamme lebendig zu halten und mit ihnen die Erkenntnis zu erarbeiten, die jenen naturgemäß (etwa über das Judentum; s. o. S. 71) noch fehlte, um die zu rufen aber gerade ihr Vorbild vollendeten Lebensopfers für erkannte Wahrheit uns verpflichtet. K. Th.

John Hersey, Der Wall. Roman. Deutsch von Ernst Bucher und Edwin Maria Landau. Baden-Baden und Stuttgart 1951, Diana-Verlag. 659 Seiten.

Der Roman vom Untergang des Warschauer Ghettos ist in die Form von Tagebuchnotizen gebracht, die ein jüdischer Archivar in den 2 1/2 Jahren seines erzwungenen Ghettoaufenthalts niederschrieb. Es

wird darin das Leben und Sterben im Warschauer Ghetto geschildert, wie es sich in den Schicksalen einer Hausgemeinschaft mehrerer Familien und ihrer Freunde abspiegt. Die 500 000 Juden, die hinter den Ghettoauern zusammengetrieben wurden, wollten zunächst nicht wahrhaben, daß ihnen der Untergang und weicher Untergang zudiktiert war. Nach und nach überkommt sie die tödliche Gewißheit: nicht nur Freiheit, Ehre und Eigentum, auch das Recht zu atmen ist einem jeden von ihnen abgesprochen. Eine verzweifelte Abwehr setzt ein. Im April 1943 wart eine kleine Schar den bewaffneten Widerstand, in der vergeblichen Hoffnung, die Aufmerksamkeit und den Beistand der größeren Welt zu finden. Die Tanks und Flammenwerfer der SS machen aus dem jüdischen Stadtteil eine einzige brennende und rauchende Trümmerstätte. Nur wenige Überlebende können sich in einer schauerlichen Flucht durch die unterirdischen Abwasserkanäle ins Freie retten. Es ist dem Verfasser, den Übersetzern und dem Verleger sicher mehr als ein literarisches Anliegen gewesen, diesen Stoff zu gestalten. Und wie sehr bedarf noch immer die Welt und das deutsche Volk der mahnenden Erinnerung! Dennoch sträubt sich etwas in uns gegen eine solche literarische Verarbeitung des Geschehenen. Sind es nur die psychologischen Unmöglichkeiten (z. B. die Schilderung der Flucht durch die Abwasserkanäle mit den unwahrscheinlichen langen Gesprächen) oder die Äußerungen eines Humors, die hier wie Entgleisungen anmuten? Oder offenbart sich hier ein Sachverhalt tieferer Art? Vielleicht entzieht sich ein Geschehen von solcher alle Grenzen der Phantasie sprengender Grausamkeit der historischen Fakten, wie es die Agonie des Warschauer Ghettos darstellt, vielleicht entzieht sich ein solches Geschehen im Ganzen der romanhaften Fassung? Vielleicht zielt hier und heute mehr die schlichte Schilderung der geschichtlichen Tatsachen. Vgl. das Buch von Bernhard Goldstein: „Die Sterne sind Zeugen“, Hamburg 1949, Europäische Verlagsanstalt (s. Nr. 10/11 S. 34/35.) A. R.

In Deinen Toren, Jerusalem. Jüdische Legenden, nach- erzählt von Elise Schubert-Christaller. Mit einem Geleit- wort von Albrecht Goes. Heilbronn 1952. Eugen Salzer. 112 Seiten.

Das Nachwort von Albrecht Goes zur 2. Auflage — die erste erschien 1929 — will nicht den Abgrund überdecken, der sich in diesen 23 Jahren auftut. Im Gegenteil. „Es gibt Abgründe, die man nicht überbrücken soll. Es gibt Daten, die man nicht ausradieren soll aus dem Gedächtnis der Nation... Antisemitismus ist keine Meinung, noch weniger eine Haltung, sondern eine Pest.“ Jeder Deutsche sollte sich diesen Satz einprägen. Und wir sollten das kleine Buch, in dem er steht, vielen zum Geschenk machen. Nicht nur um dieses Satzes willen, sondern weil es ein nach Gehalt und Gestalt gleich wertvolles Buch ist, in einem edlen Deutsch geschrieben und dazu angetan, dem Bild des jüdischen Menschen in manchen Augen, das noch immer durch den Zerrspiegel des Rassenwahns verzeichnet ist, eine überzeugende Korrektur zu geben. Die Weisheit und Milde eines viel- erfahrenen alten Volkes ist in diesen Legenden, des alten Gottesvolkes, das mehr als andere Völker geliebt und geprüft wurde. Die Erzählungen sind zumeist dem Talmud entnommen. Fast alle be- richten von gotteskundigen Männern. Lehrern ihres Volkes, die nicht nur „Lehrmeister“, sondern „Lebemeister“ waren, erfahren in den geistlichen Dingen und den Menschen liebevoll zuwendet. „Denn je mehr Weisheit ein Mensch hat, zu desto mehr Wirken ist er verpflichtet.“ Nicht jeder der Gottesmänner ist ohne Fehl, aber in der Demut des Erkennens und Bekennens rückt er Gott und Men- schen umso näher. Die Liebe zum Nächsten, der Dienst der Barm- herzigkeit an Armen und Geringsen erscheint auch hier von ent- scheidender Bedeutung. Besonders schön die Legende von Rabbi

Akiba und Rabbi Tarphon, wie jener diesen zur beherden Liebe erweckt, indem er ihn in die Hütten der Armen führt. Wie sie schweigend in der Nacht heimgehen bis zu Rabbi Tarphons Haus. „Du weinte Rabbi Tarphon laut auf, umarmte den Freund und rief: „Du hast einen schlimmen Flecken von meiner Seele gewaschen — wie soll ich dir es danken?“ Und er ging hinein und tat seine Schranke weit auf und vergaß nie mehr die Hütten der Armen.“

A. R.

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 23. Okto- ber 1952 betreffend Feststellung der Verfassungswidrig- keit der Sozialistischen Reichspartei. Herausgegeben von den Mitgliedern des Bundesverfassungsgerichts J. C. B. Mohr 1952, Tübingen. 88 S.

Das Bundesverfassungsgericht hat sich mit der Sozialistischen Reichspartei auseinandergesetzt und den Antisemitismus gebrand- markt. In dem Urteil heißt es u. a.: „Wie aus der personellen und organisatorischen Verwandtschaft der SRP mit der NSDAP, so wird auch im Verhalten der Partei und ihrer Anhänger das Ziel erkenn- bar, die freiheitliche demokratische Grundordnung zu erschüt- tern...“ (S. 54).

„Besonders schwer wiegt angesichts der Massenausrottung jüdischer Mitmenschen durch die Nationalsozialisten die Wiederbelebung des Antisemitismus durch die SRP.“ „Trotz aller Vorsicht läßt sich aber die antisemitische Tendenz der SRP nicht verbergen. Der Landes- Informationsdienst für Schleswig-Holstein vom 28. Dezember 1951 (Urk. 237) nimmt Stellung gegen den israelischen Delegierten bei der UNO, wirft ihm Gehässigkeit und Feigheit vor und spricht von der „seiner Rasse eigentümlichen Schnoddrigkeit“. Die „Deutsche Opposition“ vom 6. Dezember 1951 (Urk. 238) berichtet über „flüchtige Talmudisten“, die sich des Devisenschmuggels schuldig gemacht haben. Die Geschichte wird nicht wegen des Devisen- schmuggels erzählt, sondern nur, weil die Täter Juden sind.“ Ein Rundschreiben des Landesverbandes Schleswig-Holstein (Urk. 246) greift den Bundeskanzler Dr. Adenauer wegen der Entschädigungs- verhandlungen mit dem Staat Israel an und bemerkt, daß uns der Bundeskanzler damit eine weitere Entsetzungsmacht hinsichtlich der Besatzungskosten beschert habe.

Ähnliche gehässige Bemerkungen finden sich an zahlreichen Stellen in den verschiedenen Informationsblättern und in der Presse der SRP...“ (S. 69 f.)

„Jede Gelegenheit zur Diffamierung jüdischer Menschen wird gefil- sensichtlich genutzt. Auch die Verherrlichung der „Landsberger“ er- scheint so in neuem Licht. Sie erklärt sich nicht nur aus dem Wunsch, „Blutzeugen“ aufzuführen, sondern verrät die zusätzliche Tendenz, sie gerade auch als Vollstrecker antisemitischer Gewalt- taten zu rühmen. Hier zeigt sich eine erschreckende Verwilderung der sittlichen Begriffe, indem die Mörder als schuldlos Gemordete, die überlebenden Angehörigen ihrer Opfer als Verbrecher gegen die Menschlichkeit hingestellt werden.

Die Beweisaufnahme führt in ihrem Ergebnis zu folgenden Fest- stellungen:

1. Die SRP als politische Partei mißachtet, wie das Verhalten ihrer Anhänger ausweist, die wesentlichen Menschenrechte, besonders die Würde des Menschen, das Recht der Persönlichkeit auf freie Ent- faltung und den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz. Vor allem die von ihr betriebene Wiederbelebung des Antisemitismus belegt das nachdrücklich...“ (S. 72.)

„Die SRP ist somit verfassungswidrig im Sinne des Art. 21 Abs. 2 GG. Die gesetzlichen Folgen dieser Feststellung ergeben sich aus § 46 Abs. 3 BVerf.GG. Die Partei war mithin aufzulösen.“ (S. 73.)

G. L.

Bibliographische Notizen

Buifmann, Rudolf, Das deutsche Volk und Israel. „Merkur“ VI, 1952, S. 1111 ff. Eine Antwort des bekannten protestantischen Theologen auf den oben S. 18 f. auszugsweise wiedergegebenen Aufsatz von Ober- rabbiner Dr. Baack; leider etwas zu „apologetisch“ für unser Emp- finden.

Ben-Chorin, Schalom, Jüdische Selbstbesinnung. In „Judaea“, Sep- tember 1952 (S. 3), S. 143—153. Eine überaus ernste Prüfung der religiösen Tendenzen in der jüdischen Jugend Amerikas und Israels; über das letztere im selben Heft weitere instruktive Beiträge

Farbstein, David, Waren die Pharisäer und die Schriftgelehrten Heuchler? In „Judaea“ Dezember 1952 (S. 4), S. 193—207. Eine apo- logetische Studie zum Pharisäer-Problem, über das sich kürzlich auch P. A. Kropp O.P. in „Die Neue Ordnung“ (S. 129 ff. u. 211 ff.) abwiegend geäußert hat; im allgemeinen erfolgt die „Entgiftung“ des (wahrlich nur scheinbaren!) neutestamentlichen Kollektivurteils über die Pharisäer, aus deren Reihen ja die Elite der Urkirche gutenteils hervorging, wohl am wirksamsten, wenn immer wieder auf „Pharisä- ismus“ als die typische Versuchung des ernsthaft „Frommen“ in jedem Lager hingewiesen und also das „Wehewort“ (Matth. 23) ge- wissermaßen „selbstkritisch“ gewendet wird, das man Jesus nicht abzusprechen suchen sollte (wie F. S. 202 ff.). — Im selben Heft findet sich S. 250—254 ein etwas eingehender Bericht über das Sonder- treffen zum „Dienst an Israel“ am 30. August 1952 auf dem Stutt- garter Evangelischen Kirchentag (s. o. S. 30).

Grafmann, Kurt R., Das Leben der deutschen jüdischen Flücht- linge in den Vereinigten Staaten. In „Frankfurter Hefte“ S. 1 Januar 1953) S. 60—64.

Harder, Günther, Christen und Juden während der letzten 150 Jahre. In: „Evangelische Theologie“ 1952/53, Heft 4/5 (Juli—August) S. 161—186.

Rengstorff, Karl Heinrich, Die eine Kirche aus Juden und Heiden. In „Viva vox Evangelii“ Festschrift für D. H. Meiser, München 1951. Sonderdruck im Quell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft Stutt- gart. Diese beiden Studien in christlich-jüdischen Fragen führender evangelischer Theologen bieten eine überaus wichtige Unter- richtung und erwünschteste Stellungnahme, vor allem auch zu dem wieder ständig aktueller werdenden Problem des autonomen Zusam- menschlusses von christgläubig gewordenen jüdischen Menschen (be-

sonders in Israel). Ohne auf die Fülle der hier auftauchenden Kon- troversen eingehen zu können, bieten wir je ein Zitat:

Harder erwähnt das (in Franz Rosenzweig, Briefe, Ber- lin 1935, S. 641—720, vollinhaltlich gedruckt) für die seitherige christlich-jüdische Auseinandersetzung grundlegende briefliche Re- ligionstgespräch zwischen Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock und bemerkt dazu: „In dieser Auseinandersetzung wird deutlich, daß die Verstockung Israels eine göttliche bestimmte, notwendige Haltung Israels ist, eine ständige Mahnung an die Kirche, ein Ärgernis für sie, das bis zu dem Tag bleiben wird, an dem der letzte Heide eingegangen ist zum Heil. Da rum sollte es nur in Ausnahmefällen Juden taufen geben, aber nicht Juden mission. Hier ist also der individuali- stische Bekehrungsgedanke ganz verlassen und Israel in seinem be- sonderen Auftrag innerhalb des göttlichen Heilsplans gesehen.“ (S. 182, Unterstreichungen von uns.)

Rengstorff stellt fest: „Das sog. Alte Testament ist gemeinsamer Besitz der Kirche und des Judentums. Die Kirche hat über das Alte Testament hinaus das Neue Testament. Dennoch trennen sich Kirche und Judentum nicht, wie man vielfach meint, am Neuen Testament, sondern an dem vom Neuen her verstandenen und aus dem Alten Testament.“ (S. 10) Was offen und heimlichen Gnostizismus nie genug entgegengehalten werden kann!

Thieme, Karl, Heimholung der Harese? (Nicht, wie fälschlich ge- druckt: „oder Häresie?“) Zum Werke von Simone Weil. In „Der christliche Sonntag“ vom 30. 11. 1952 (IV, 48, S. 378) Ein Versuch, anlässlich des Erscheinens einer deutschen Ausgabe von „Schwerkraft und Gnade“ (Kösel-Verlag 1952) im An- schluß an französische Kritiker (bes. Ch. Moeller in den „Cahiers Sioniens“, VI, 2, 1952) vor der oft gewählten christ- lichen Um-Interpretation des (bewußt) gnostizistisch-mantichä- ischen und so auch tief antijüdischen Gedankenguts der mit einem Schläge berühmte gewordenen außerordentlichen Ästetikerin und Mysti- kerin zu warnen.

Endlich ist auf den höchst instruktiven Beitrag über „Das apoka- lyptische Flüchtlingsproblem in der Hebräer- Korrespondenz“ vom Dezember 1952 (VII, 3, S. 141 ff.) mit Nachdruck hinzuweisen.

13. Aus unserer Arbeit

Der 75. Deutsche Katholikentag in Berlin hat das Verhältnis zum Alten Gottesvolk, das, gemäß dem in Altötting und Passau von 1950 gefaßten Beschluß, ein ständiges Anliegen der Katholikentage sein soll, in den beiden Arbeitsgemeinschaften IX „Wo ist dein Bruder?“ und in X „Gottes Reich geht über alle Grenzen“ behandelt. Prof. Dr. Karl Thieme hielt ein Kurzreferat in der Arbeitsgemeinschaft IX (s. o. S. 7, „Der ältere Bruder“). In der Arbeitsgemeinschaft X referierte Dr. Gertrud Luckner über Juden und Christen. Sie ging von der Bewährung aus, die das alte Gottesvolk gerade wieder in der kürzlich vergangenen Verfolgung bewiesen hat. Diese Erfahrungen sind ein Anruf an unser Gewissen, um ein neues gegenseitiges Verhältnis anbahnen zu helfen. Erforderlich ist eine Überprüfung der bisherigen Glaubensverkündigung und der Lehrkatechesen. Die Aufgabe liegt nicht im Missionarischen oder Politischen, sondern darin, zu einem echten Gespräch zu führen. (vgl. S. 3, 25 f., 34). Die Versammlung wurde aufgerufen, in christlich-jüdischer Freundschaft auch durch Beteiligung an der „Olbaumspende“ mittätig zu sein.

Die Katholische Studentengemeinde Bonn und der daraus erwachsene „Bendorfer Arbeitskreis“ haben zwei Tage ihrer alljährlichen Arbeitstagung 1952 dem Thema der Beziehungen zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk gewidmet. Als Referenten waren am 31. Oktober und 1. November nach Bad Honnef eingeladen Prof. Dr. Thieme, Landesrabbiner Dr. Robert R. Geis und Dr. Gertrud Luckner. Behandelt wurden die heilsgeschichtlichen Aspekte unseres „Bruderverhältnisses“ zu Israel. Prof. Thieme gab das einleitende Referat.

Nach dem vom 2. Jahrhundert an echtes Gespräch zwischen Christentum und Judentum vorüber war — im Urchristentum war es anders — bahnt sich nicht zuletzt infolge der gemeinsamen erfahrene Verfolgung, die Juden und Christen erstmals gemeinsam in der Geschichte erlitten, ein neues Begegnen in solchem Gespräch miteinander an. Herr Rabbiner Dr. Geis wies darauf hin, daß auch vom Judentum aus sich eine völlig neue Sicht eröffnet. Jesus von Nazareth wird den Juden heute zu einer religiösen Gestalt ihres Lebens und Denkens, womit noch nicht gesagt ist, daß ihnen Jesus das wird, was er den Christen ist. Damals galt Jesus einem Teil seines Volkes als Irrlehrer, heute reihen ihn führende jüdische Theologen unter die Propheten ein. Die Juden sind ausgerichtet auf die Erwartung des Heils, daß die Welt reif werde zu einem Bruderreich.

Eine sehr lebendige Diskussion erörterte den Gedanken der Diakonie der Heidenchristen (Röm. 15, 25), Schlagworte der Judenfeindschaft sowie Literatur (Rundbrief) über das christlich-jüdische Anliegen. — Zum Abschluß zeigte Dr. Luckner ihre aus Israel mitgebrachten Bilder über „Das neue Israel“.

Am 11. September 1952 hat der Bundestag den Bericht des Rechtsausschusses gebilligt, der die Bundesregierung aufforderte, einem Gesetzentwurf für ein *Bundesrahmengesetz zur Wiedergutmachung* vorzulegen. Diese Erkenntnis, daß nur der Bund die Wiedergutmachung umfassend regeln kann, hat sich leider nur sehr allmählich durchgesetzt. Der 73. Deutsche Katholikentag hat 1949 in Bochum in einer Entschließung zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts bereits gefordert, „daß das Wiedergutmachungsrecht auf Bundesbasis vereinheitlicht werde“. (s. Nr. 3/6, S. 3).

Das neue *Bundesrahmengesetz*, das in Vorbereitung ist, bekundet den Wiedergutmachungswillen. Das *Haager Protokoll* (wir verweisen auf „Die Haager Vertragswerke“, Deutsch-Englische Textausgabe mit der amtlichen Warenliste, Einführung und Erläuterungen von Dr. G. van Dam. Abkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland, dem Staat Israel und den jüdischen Organisationen. Verlag „Allgemeine Wochenzeitung der

Juden in Deutschland“, Düsseldorf-Benrath, September 1952, 64 S.) ist eine Kundgebung der Bundesregierung. (s. S. 8). Sie macht eine Lückenschließung zur Bundespflicht.

Aber die Notlage dieser vergessenen Schar der NS-Verfolgten stellt einen Bericht der Hoffnungslosigkeit dar, und der Initiator der Aktion „Friede mit Israel“, Senatsdirektor Erich Lüth, hat dieser Tage auch unsere Auffassung zum Ausdruck gebracht, indem er erklärte: „Mit Besorgnis müssen wir aber feststellen, daß die formal vielleicht noch erklärbare Verschleppung der individuellen Wiedergutmachung angesichts der zunehmenden Überalterung der Wiedergutmachungsberechtigten immer tragischere Formen anzunehmen droht. Die Ältesten und Hilfsbedürftigsten sterben hinweg, ehe es den zuständigen deutschen Instanzen gelingt, das Paragraphengestrüpp zu ordnen. Das ist unerträglich. Wir stehen hier in einem Versagen der deutschen Wiedergutmachung, die wir nicht hinnehmen dürfen.“ — Die Tatsache, daß Wiedergutmachung auch heute bei Beginn des Jahres 1953 ein aktuelles Problem darstellt, ist, wie Dr. van Dam sagt, nicht nur für die Betroffenen tragisch, sondern vor allem auch ein brennender Makel der Rechtsordnung und eine dauernde Herausforderung des Gewissens.“ — Wir möchten aus diesen Gedankengängen heraus mit Bezug auf eine *Restitution eine im Herbst 1952* erschienene Zusammenstellung in viele Hände wünschen, die die Jewish Trust Corporation for Germany herausgegeben hat: *Die gesetzlichen und außergesetzlichen Maßnahmen zur wirtschaftlichen Vernichtung der Juden in Deutschland 1933 bis 1945*. Da sie aber nicht käuflich ist, bringen wir einige Auszüge (s. o. S. 27 f.).

In einem öffentlichen Vortrag in der Universität sprach in Freiburg am 12. Dezember 1952 Prof. Dr. Franz Böhm über die „Luxemburger Wiedergutmachungsverträge“. — Am 13. Januar 1953 wird Landesrabbiner Dr. Robert R. Geis ebenfalls in einem öffentlichen Vortrag sprechen über: „Das Geschichtsbild des Talmud“. Dr. Gertrud Luckner hat in vielen Gruppen in Berlin und in Nordwestdeutschland über Israel gesprochen, vielfach anhand von Lichtbildern. Die gutbesuchten Vorträge zeigen, daß reges Interesse an dem Thema besteht.

Aus Israel kommt — zugleich im Austausch mit immer mehr Zeitschriften — ein ständig wachsendes Echo von jüdischer und auch von christlicher Seite, von Persönlichkeiten aus dem öffentlichen und privaten Leben; daß diese Veröffentlichung von Hand zu Hand wandert, mit größtem Interesse gelesen wird, daß man es begrüßt, daß auch Beiträge aus Israel enthalten seien und man diesen Bestrebungen und der ersten Zeitschrift weite Verbreitung wünscht. —

Fehlerberichtigung

In Nr. 17/18 sind wegen der beschleunigten Fertigstellung vor dem Berliner Katholikentag an vielen Stellen und besonders S. 26 f. in dem Artikel von Schalom Ben Chorin: „Moria, das Problem des Tempelberges“ einige Fehler unterlaufen, die wir hiermit berichtigen: Es fehlt der Schluß-Satz, das talmudische Wort: *Bedrängt nicht das Ende*. Ferner fehlt S. 27, Spalte 1 Abs. 2 Z. 16 von oben: Die *Schriftgelehrten* hingegen ergriffen die Partei usw. Sodann ist S. 10, Sp. 2 die 5. Zeile als 7. zu lesen. U. s. w.!

Voraussichtlich in Nr. 21/22: Prof. Dr. F. Stummer, Neues zur Liturgie des nachbiblischen Judentums. „Die christl. Katechese und das Volk der Bibel“; eine alarmierende Enquête von P. Paul Démann N. D. S.